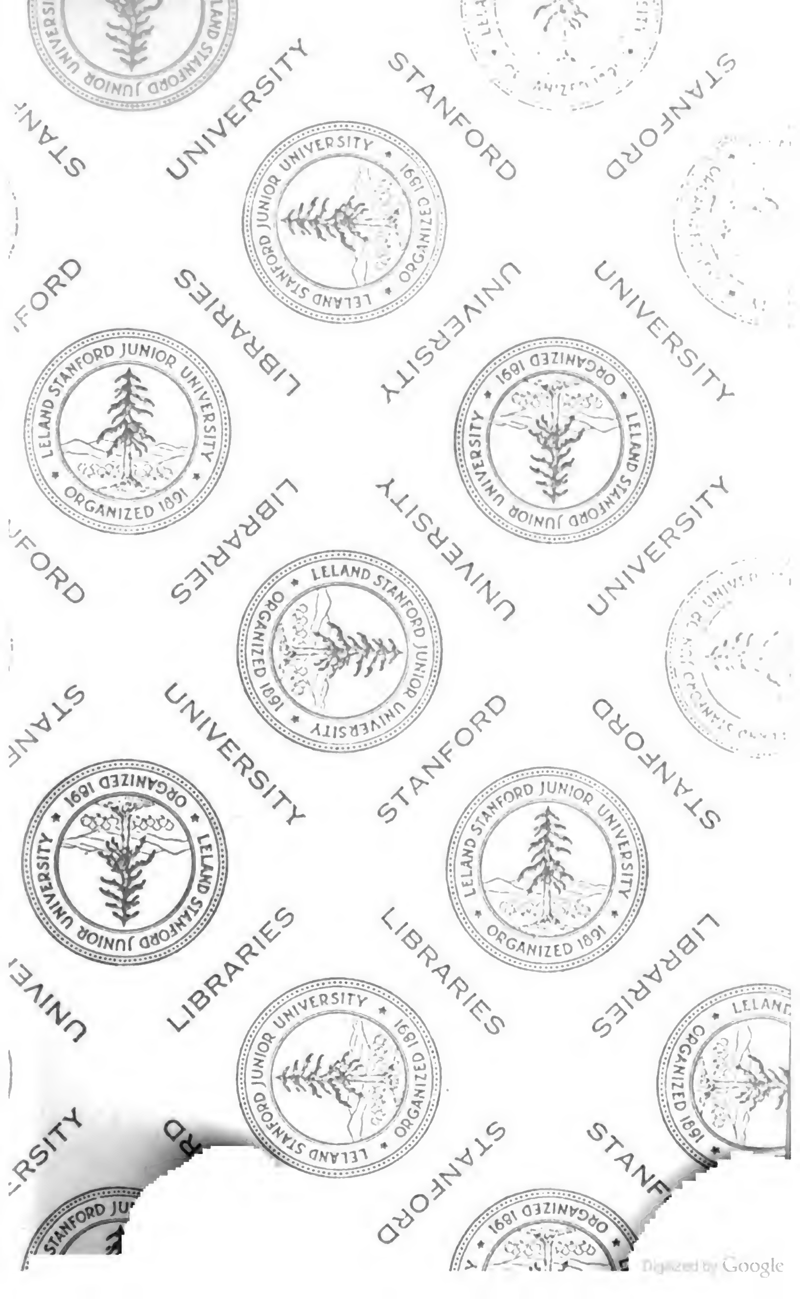

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
LELAND STANFORD JUNIOR UNIVERSITY
ORGANIZED 1891
Digitized by Google



Vom verrathenen Bruderstamme.

Der Krieg
in
Schleswig-Holstein
im Jahre 1864.

Von

Gustav Rasch.

Erster Band.

Die Bundesexecution in Holstein.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1864.

Frau Generalin

S o f i a H a u g

in Verehrung und Freundschaft

gewidmet.

Meine verehrte gnädige Frau!

Sie haben ein zwiefaches Anrecht auf die Widmung dieser Blätter, als Tochter des „verrathenen Bruderstammes“ und als Gemahlin meines edlen Freundes, des Generals Ernst Haug, des Streiters der Revolution, des ruhmvollen Vertheidigers der römischen Republik gegen französische Usurpation und des Freundes Josef Garibaldi's, des großen Befreiers Süditaliens. Der Stern Schleswig-Holsteins ist nicht erloschen. Im feurigen Glanze des „südlichen Kreuzes“ wird er am Himmel des neuen Europa wieder aufgehen, wenn die Schlacht des Jahrhunderts für die großen und erhabenen Grundsätze

der Demokratie, für die Freiheit und Nationalität der Völker, für Polen, für Ungarn, für Italien, für das große, gemeinsame deutsche Vaterland geschlagen wird. Der Tag ist bereits angebrochen, die Geister rüsten sich, Millionen Streiter werden auf dem Kampfplatze erscheinen. Jener Tag ist der Auferstehungstag auch für Schleswig-Holstein.

Hamburg, im Frühjahr 1864.

Gustav Rasch.

Vorrede.

Vom verrathenen Bruderstamm! Soll ich mein Buch eben nicht so nennen? Entfernung aller Dänen aus den Communalämtern, Absetzung aller dänischen Beamten, Pastoren und Schulmeister, Aufhebung der Sprachrescripte, Wiedereinführung der deutschen Sprache als Kirchensprache, Schulsprache, Akten- und Geschäftssprache, Aufhebung der gemischten Distrikte, vollständige Lostrennung der Herzogthümer von Dänemark für immer, Wiederherstellung der uralten und staatsrechtlich begründeten Verbindung beider Länder unter sich von der Königsau bis zur Elbe, freie Wahl der zukünftigen Regierungsform und der künftigen Stellung unter den Staaten Europa's — so lauten die unbestrittenen Rechte

der Bevölkerung der Herzogthümer. Ueber diese Rechte hat sich die ungeheure Majorität derselben Europa gegenüber in den letzten Monaten ganz klar und bestimmt ausgesprochen. Wer könnte das noch bezweifeln? Ich bin kein Verfechter der Legitimität, aber ich erkenne ihr Recht an, wenn sie auf dem Willen des Volks ruht. Dies ist in Schleswig-Holstein der Fall. Das Land hat sich über die Erbfolge des Herzogs Friedrich des Achten von Schleswig-Holstein unzweifelhaft erklärt. Und das allgemeine Stimmrecht ist im neunzehnten Jahrhundert die erste und bedeutendste Großmacht der Erde.

Wohlan, wollen die europäischen Cabinette die Anerkennung dieses Inbegriffs der Rechte der Herzogthümer? Wer möchte jetzt noch die Kühnheit haben, diese Frage zu bejahen? „Personalunion mit Dänemark auf Grund der Verträge von 1852, Erfüllung der Londoner Verträge Seitens der dänischen Regierung, Annexion des südlichen und mittlern Theils der Herzogthümer, Abtretung des nördlichen Schleswig — so lautet die Antwort, welche aus dem Schooß der europäischen Cabinette der Bevölkerung Schleswig-Holsteins auf ihre

nationalen und gerechten Forderungen entgegen tritt. Soll ich also mein Buch etwa nicht „Vom verrathenen Bruderstamme“ nennen? Zwei Jahre lang habe ich geschrieben: Vom verlassenen Bruderstamme! So nehme ich denn mit Trauer und Zorn im Herzen von Neuem die Feder — und schreibe „Vom verrathenen Bruderstamme“.

Der erste Band des Werkes wird die Zustände im Herzogthum Holstein während der Bundesexecution behandeln und mit einer ausführlichen Charakteristik der Regierung der Bundescommissäre, des Herzogs von Schleswig-Holstein und seiner Minister schließen; der zweite soll die Occupation Schleswigs Seitens der beiden Großmächte und den Krieg gegen Dänemark besprechen. Er wird die Darstellung sämmtlicher Schlachten, Gefechte und Belagerungen, sowie die Charakteristik aller hervorragenden Persönlichkeiten enthalten und mit einer militärischen Beurtheilung des Krieges sowie einer Schilderung der schleswig-holsteinischen und der deutschen Bewegung für das Recht der Herzogthümer vom November bis auf die neueste Zeit schließen. Etwanige Ungenauigkeiten und Unvoll-

ständigkeiten in der Darstellung bitte ich mit dem eigenthümlichen Schicksal zu entschuldigen, welches mich seit fast drei Jahren in Schleswig-Holstein betroffen hat. Zwei Jahre lang bin ich von der dänischen Regierung mit Verhaftung, Gefangennehmung und militärischer Escorte nach Kopenhagen bei Betretung des Landes bedroht gewesen. Ich konnte deshalb bei Beginn der Bundesexecution in Holstein und bei Beginn des Krieges in Schleswig das Land immer nur erst an der Stelle betreten, wo die Dänen dasselbe geräumt hatten. Und nachdem Schleswig von den preußischen und österreichischen Truppen besetzt war, vertrieb mich von Neuem ein Befehl der preußischen obersten Civilbehörde, bei Vermeidung sofortiger Verhaftung und militärischer Escorte aus dem Lande des „verlassenen Bruderstammes.“

Hamburg, im Frühjahre 1864.

Der Verfasser.

Die

Bundesexecution in Holstein.

Wofür?

Seit Herkules den Drachen zwang,
Der Griechen Heer vor Troja rang,
Bis Nikolaus des Hochmuths Zoll
Gezahlt hat vor Sebastopol,
Italien Oestreichs Herrschaft dämpfte:
Hat man gewußt, wofür man kämpfte.

Doch in dem Kampfe, der zur Stund'
Entbrannt ist an dem Alsensund,
Steht unser Sieg zwar vor der Thür,
Allein wir wissen nicht wofür?
Das Volk der Deutschen fragt verdrossen:
„Wofür wird unser Blut vergossen?“

Zu kämpfen zwingt Gehorsams Pflicht
Den Krieger, doch Begeistrung nicht;
Noch sterbend ist ihm unbekannt,
Wofür sein Leben ward verwandt,
Und ob sein Sieg nicht kommt in Frage
Als deutschen Volkes Niederlage.

Allein es liegt die Zeit nicht fern,
Wo sich enthüllt des Pudels Kern.
Ihr, die das Schiff des Staates lenkt,
Drum an des Kampfes Ende denkt:
Damit des Krieges wilde Rage
Für uns nicht ende als — Blamage.

Geschrieben am 21. Februar 1864.

Otto Rostoski.

Erstes Kapitel.

Der Anfang der schleswig-holsteinischen Revolution in Wandsbeck.

Wandsbeck. — „Der Wandsbecker Bote." — Der Abzug der Dänen. — Theodor Martens und Gustav Martens. — Wandsbeck's Ruhm. — Die Proclamation des Herzogs. — Die Vertreibung der dänischen Beamten. — Die braven Fleckensvorsteher. — Protest gegen preußische Einquartierung. — Die Bundescommissäre.

Wer jemals in Hamburg gewesen, oder über Hamburg nach dem Norden gereist ist, kennt auch Wandsbeck, jenes freundliche, nur eine kleine Stunde von der Stadt, zwischen Buchen, Eichen und Erlen gelegene Dorf, welches seit der Zerstückelung des großen Schimmelmannschen Gutes eine beliebte Sommervilleggiatura der Hamburger reichen Bourgeoisie geworden ist. Schon die Landstraße dorthin führt zwischen zwei fast fortlaufenden Reihen von Landhäusern und freundlichen Sommerwohnungen hindurch; in Wandsbeck selbst besteht die

große durch den stattlichen Flecken führende Straße fast nur aus derartigen ländlichen, mit Blumengärten und prächtigen Baumgruppen geschmückten Villen. Aber auch historisch denkwürdig ist der aus ungefähr 6000 Bewohnern bestehende Ort. Es war der Wohnsitz des einst so berühmten Volksschriftstellers Matthias Claudius, des Herausgebers des „Wandsbecker Boten". Er ruht auf dem Wandsbecker Friedhofe auf unbekannter Stätte, aber unser Jahrhundert hat dem Herausgeber des „Wandsbecker Boten" ein würdiges Denkmal gesetzt. Zwischen den prächtigsten Buchengruppen des Parks, auf grünem Rasen, und ganz von der stillen, grünen Natur umgeben, steht ein nur an einer Seite behauener mächtiger Granitblock. Auf der Vorderseite desselben liest der vorübergehende Wanderer die Worte: „Matthias Claudius" und unter den Worten sieht er die Bilder des Reisehuts, des Wanderstabes und der Tasche, der Symbole des „Wandsbecker Boten", der in einer ruhigen und politisch stillen Zeit, in der noch nicht für die höchsten Güter des Lebens, für die politische und bürgerliche Freiheit und für die Rechte der Nationen gekämpft wurde, wie heute, viel zur Entwickelung des Geistes im Volke beigetragen hat.

In neuester Zeit hat Wandsbeck sich einen neuen

Ruhm erworben, der ihm nicht verkümmert und nicht vergessen werden darf. Die Bewohner von Wandsbeck machten den Anfang in der schleswig-holsteinischen Erhebung; sie waren die Ersten im Lande zwischen Elbe und Königsau, welche den Danebrog herabrissen und die dreifarbige Fahne der Freiheit erhoben, welche die dänischen Beamten vertrieben und in der Person des Herzogs Friedrich des Achten von Schleswig-Holstein die ewige Lostrennung von Dänemark und die staatliche Selbstständigkeit von Schleswig-Holstein proclamirten. Mit Consequenz und Energie wurde alles das bis zum letzten Buchstaben durchgeführt. Hätten sich alle Städte und Dörfer im Lande zwischen Königsau und Elbe mit derselben Energie und mit derselben Consequenz benommen, so stände es jetzt in Schleswig-Holstein anders, man stände unabhängig da und brauchte nicht von der Gnade des Bundestags und der Großmächte das zu erbetteln, was man durch eigene Kraft mit Hülfe des deutschen Volkes erringen konnte. Es ist nicht geschehen. Darum Ehre und Ruhm Wandsbeck, welches, obschon noch kein Bundessoldat auf holsteinischem Boden stand, die dreifarbige Fahne der Freiheit erhob.

Es war am 19. Dezember Abends, da verbreitete sich in Wandsbeck das Gerücht, daß die Schwadron

dänischer Dragoner, welche in dem Orte einquartiert war, sich zum Abzuge bereit mache. Man konnte den Anbruch des Morgens nicht erwarten. Alle Bewohner des Ortes hatten sich bereits in den letzten Tagen heimlich mit deutschen und schleswig-holsteinischen Fahnen versehen, man hatte sich organisirt, sich besprochen, man war zusammengekommen und man hatte die Proclamation der Freiheit und staatlichen Selbstständigkeit auf den ersten, günstigen Augenblick beschlossen. Der Maler Theodor Martens war der Erste. Es ließ ihn die Nacht nicht schlafen, schon um fünf Uhr, als es noch dunkel war, rief er seinen Gärtner, um auf dem Dache seines schönen, am Markte gelegenen Landhauses die deutsche und schleswig-holsteinische Fahne aufzustecken. Martens war also der Erste, der in Schleswig-Holstein das Zeichen zur Revolution gab. Sein Name sei deshalb hier vor allen Andern mit Ruhm und Ehre genannt. Ich erfülle diese Pflicht um so lieber, als Martens mit der schläfrigen und sich mit aller Welt, nur nicht mit den Radicalen vereinbarenden Partei Gotha, einer Partei, welche unter den Verräthern der Sache des „verlassenen Bruderstammes“ zuerst genannt werden muß, nichts zu thun hat, sondern der radicalen Partei angehört. Ja, wundern sie sich, diese Gothaer, diese

bloß Liberalen, daß ich sie Verräther nenne! Mit Recht nenne ich sie so, und mit Recht stelle ich sie unter den Verräthern Schleswig-Holsteins obenan.

Wenn man selbst nicht die Fähigkeit und die Energie hat, die Mittel in Bewegung zu setzen, welche einzig und allein die Freiheit und nationale Selbstständigkeit Schleswig-Holsteins erringen konnten, wenn man, wie gesagt, diese Fähigkeit und Energie nicht hat, so muß man von der Leitung der Bewegung zurücktreten und sie einer fähigern und energischern Partei überlassen. Wenn man sie aber trotz alledem krampfhaft festhält, das Volk in den Schlaf lullt, jedes energische Auftreten mit allen Mitteln der Ueberredung, des Vertuschens, des Hinhaltens, der Entstellung und nöthigenfalls mit Gewalt unterdrückt, einzig und allein aus Eitelkeit und Egoismus, um selbst die Sache in der Hand zu behalten, so hat man den vollen Anspruch auf den Titel eines „Verräthers". Ob der Verrath bewußt oder unbewußt ist, das ist ganz einerlei. Wenn es sich um die Freiheit und Selbstständigkeit eines Volkes handelt, so wird die Dummheit und der Mangel an Einsicht, wenn diese Freiheit und Selbstständigkeit dadurch verloren geht, ein Verbrechen, ein Verbrechen, welches schwerer wiegt, wie der Mord. Ein Menschenleben ist bald wieder geschaf-

fen, aber, um die verlorene Freiheit eines Volkes von Neuem zu schaffen, dazu gehören Jahrzehnte und Ströme von Blut.

Der brave Martens gehörte also nicht zu dieser kläglichen Partei. Er ist der Bruder des bekannten Kieler Patrioten, des auch als Architekt und Baumeister ausgezeichneten Gustav Martens; des tapfern Streiters in allen Feldzügen, wo um die Freiheit des Landes gekämpft und gestritten wurde. Der Bruder war von Kiel herübergekommen, um seinem Bruder in Wandsbeck zu helfen.

Als die Sonne aufging, sahen die Wandsbecker Bürger auf dem Dache des Martensschen Landhauses die deutsche und die schleswig-holsteinische Fahne im Morgenwinde flattern. Es war noch keine halbe Stunde verflossen, da hatten sich alle Häuser in Wandsbeck mit deutschen und schleswig-holsteinischen Fahnen geschmückt. Die dänischen Dragoner hatten sich heimlich entfernt. Uebrigens war die Sache nicht ohne Gefahr. Noch hatte kein Bundessoldat die Elbe überschritten; die dänischen Dragoner konnten jede Minute zurückkommen. Aber die braven Wandsbecker ließen sich nicht abhalten, in ihrer Erhebung gegen die dänische Herrschaft weiter zu gehen. Um 10 Uhr fand in dem großen

Saale des Wirthshauses zum schwarzen Bären eine aus mehr wie sechshundert Personen bestehende Versammlung statt. Unter dem Beifallsrufen der Massen proclamirte der Advokat Ohrt Friedrich den Achten als Herzog von Schleswig-Holstein, und mit ihm das Princip der Lostrennung Schleswig-Holsteins von Dänemark. Dann zog man zum Markt, mitten unter Schneegestöber und Sturm, der Zug war fast auf 3000 Personen angewachsen. Die schleswig-holsteinische und deutsche Fahne wurde auf der dänischen Wache aufgezogen, wo noch vor wenig Stunden der Danebrog geweht hatte, und zum zweitenmale wurde der Herzog von Schleswig-Holstein und die ewige Lostrennung von Dänemark proclamirt.

Jetzt dachten die Halben und die Schwachen, nun sei das Werk gethan, und man könne ruhig zu Hause gehn. Die Radicalen und an ihrer Spitze wieder der brave Martens mit seinem Bruder dachten aber anders. Sie forderten die Vertreibung der dänischen Beamten, die Entfernung aller derer, welche Christian dem Neunten geschworen hatten, die Entfernung aller Zeichen und Embleme dänischer Herrschaft. Die Schwachen und die Halben widersetzten sich. „Dann bleibt die Sache alter Weiberkram“, rief Martens, „kommt her, meine

Freunde, wir wollen die Sache selbst in die Hand nehmen." Wie immer, erhoben die Gothaer einen fürchterlichen Lärm und warfen mit alle den Schlagwörtern um sich, woran jene Armseligen immer einen so großen Ueberfluß haben, sobald sie die Revolution am Horizont heraufdämmern sehen. Aber Martens und seine Freunde bekümmerten sich nicht darum, sie zogen vor das dänische Polizeiamt. Und siehe da, wie sie hinkommen, da hatte der Polizeimeister Laage sein Schild bereits eingezogen, und sein Schreiber erklärte, der Polizeimeister werde in einigen Stunden sein Amt und die Stadt verlassen. Der Postmeister machte einige Umstände. Da entfernte man die Zeichen der dänischen Herrschaft mit Gewalt. Am meisten widersetzten sich die Zollbeamten. Da wurde eine Leiter herbeigeholt, ein Schlosser stieg hinauf, und vor den Schlägen seines Meißels war der Namenszug des dänischen Königs aus dem steinernen, in die Mauer gefügten Wappenschilde binnen wenigen Minuten verschwunden.

Aber so leicht sollte es den braven Wandsbeckern mit der Vertreibung ihrer Beamten nicht werden. Ein dänischer Beamter verläßt sein „Levebrod" nicht so ohne alle Umstände. Polizeimeister Laage war ein würdiger Genosse von Willemoes-Suhm in Altona. Als der

erste Schrecken vorüber war, hatte er seine Abreise schon wieder vergessen. Da begab sich gegen Abend eine neue Deputation nach seiner Wohnung, unter ihnen die Fleckensvorsteher. Die Deputation verlangte seine sofortige Entfernung. Der Polizeimeister sah, die Sache würde Ernst. Er überreichte seinen Kassenschlüssel und versprach die Abreise zum Abend. Aber es wurde dunkel, es wurde Abend, noch immer befand sich der Polizeimeister in seiner Wohnung. „Es giebt wirklich kein anderes Mittel, als diese „Levebröder“ mit Gewalt über die Grenze zu bringen,“ rief Martens, und erbot sich, diesen Akt sofort zu vollziehen. „Aber der Mann liegt bereits im Bette!“ erwiederten die Ruhigern. „So werde ich ihn aus dem Bette in die Droschke packen“, rief Martens, „in Wandsbeck soll kein Däne über Nacht schlafen.“ Er wurde überstimmt, die Energie ist immer in der Minorität.

Als es aber Morgen geworden war, und der Polizeimeister immer noch keine Anstalt machte, da wurde es den Andern zu arg. Um 10 Uhr war eine neue Versammlung im Bären. Der Polizeimeister wurde herüber geholt. Er wollte unterhandeln, schwatzen, vereinbaren, sich entschuldigen, wie das so dänischer Brauch ist. Da zog Martens die Uhr und hielt sie dem schwatzenden

Renegaten vor. „Wie viel Uhr ist's?“ schrie er ihn an. „Dreiviertel auf Zehn!“ sagte der Polizeimeister.

„Wohlan, Polizeimeister“, rief Martens, „darauf gebe ich Euch mein Wort, wenn diese Uhr 10 Uhr ist, und Ihr seid nicht fort, so bringe ich Euch selbst über die Grenze.“

Der Polizeimeister war am Ende. Als es 10 Uhr auf dem hohen, spitzen Kirchthurme zu Wandsbeck schlug, war der Polizeimeister Laage bereits auf dem Wege nach Hamburg. Als er in Hamburg den Speisesaal des Gasthofes betrat, wo er vorläufig sein Quartier nehmen wollte, wer beschreibt sein Erstaunen, als er Willemoes-Suhm, den Polizeimeister von Altona, erblickte.

„Woher des Weges?“ rief er seinem würdigen Collegen zu.

„Mit Gewalt über die Grenze gebracht,“ sagte Willemoes-Suhm, „und Sie?“

„Dasselbe Schicksal führt mich nach Hamburg,“ erwiederte der deutsche Renegat.

Ich kann den Holsteinern bei der Erzählung dieser Begebenheit nicht mehr zurufen: „Gehet hin und thut desgleichen!“ Es ist zu spät. Hätte man es überall so gemacht, so stände es heute anders in Holstein. Es ist nicht geschehen. Wenn der Morgen der Freiheit

anbricht, so muß man mit der Sonne aufstehen und selbst sein Land von den Knechten und Schergen räumen, sich aber nicht auf Andere verlassen. So machten es die braven Calabresen und die Bewohner der Basilicata, als Garibaldi seinen Siegeszug von Reggio begann, um den Thron des blutbefleckten Tyrannen in Neapel zu stürzen. Auf allen Berghöhen loderten die Feuer des Aufstandes, in den Flanken und im Rücken der bourbonischen Truppen, und die Feuerflammen der Freiheit fraßen sie hinweg, die Schergen einer der niederträchtigsten Regierungen, welche je in Europa existirt haben. Sie ließen den Schwertern der „Tausend von Marsala“ kaum noch eine Nachlese übrig. Der Deutsche hat gar kein Recht, auf die Italiener mit Verachtung herabzublicken. Er sehe sich selbst an. Aber die braven Wandsbecker haben in ihrer Arbeit fortgefahren. Wenige Tage nachher sandten die Bundescommissäre, denen ich das Zeugniß ausstelle, Alles gethan zu haben, um die nationale Bewegung in Holstein zu hindern und zu unterdrücken, ein Bataillon von Hannoveranern, um „die Ordnung in Wandsbeck herzustellen.“ Als die Fleckensvorsteher dem commandirenden Major aber erklärten, „der jetzige Zustand sei die Ordnung, und sie ließen keine andere Ordnung herstellen, sondern würden die Gewalt

mit der Gewalt vertreiben," da stand der brave Major von jedem Versuche ab. Und als die Preußen in Wandsbeck einrückten, da erklärten die Fleckensvorsteher in der langen Straße dem sie führenden Offizier, „sie würden seinen Soldaten kein Quartier geben, weil sie wider den Willen und den Beschluß des Bundes in Holstein einrückten." Und die Preußen zogen weiter.

Ich kann den Holsteinern auch hier nicht mehr zurufen: „Gehet hin und thut desgleichen!" Es ist zu spät. „Zu spät!" ist schon zu oft der Entscheidungsruf in der Weltgeschichte gewesen. — —

Zweites Kapitel.

Ein Besuch in Altona.

Matte Stimmung in Altona. — Ruhe und Stille. — Charakteristik Altona's. — Renegatenthum. — Der „Nordische Courier“ und die „Altonaer Nachrichten.“ — Mißtrauen gegen die deutschen Regierungen. — Stimmen über den Herzog von Schleswig-Holstein. — Die Bundescommissäre. — Dänische Beamte. — Die Amtmänner Levezau, Springer, Steemann, Moltke. — Statsrath Hillmers. — Propst Nievert. — Sein Ruf in der Stadt. — Die Vertreibung des Polizeimeisters v. Willemoes-Suhm, des Landdrosten v. Scheele und des Propstes Nievert. — Altona am Abend.

Es war ein kalter und trüber Wintertag, als ich, zum erstenmale wieder nach zwei Jahren, aus Hamburg nach Altona hineinging. Der Schnee knisterte unter meinen Füßen, der Himmel hatte den bleifarbenen Rock eines nordischen Wintermorgens angezogen; der Wind hatte eine eisige, schneidende Temperatur. Die Stadt erschien mir heute trüber als je; die bunten Farben der schleswig-holsteinischen und deutschen Fahnen, welche aus den Fenstern der hohen grauen Häuser hinaushingen und sich leise im Winde bewegten, brachten das einzige Colorit in das graue Bild. Auch in dem Straßenleben

fand ich nichts Auffallendes. Es war nicht lebendiger noch belebter, wie früher. Alle Menschen, welche mir entgegenkamen, schienen ihren gewöhnlichen Geschäften nachzugehen; die einzigen fremden Figuren, welche hier und da auftraten, waren hannoversche Soldaten, welche seit einigen Tagen in Altona eingerückt waren, da die Sachsen sich staffelweise bis nach Friedrichsstadt aufgestellt hatten. Aus einigen Häusern klangen mir die Töne des Schleswig-Holstein-Liedes entgegen; in den Schaufenstern der Buchläden und Bilderläden waren einige kürzlich erschienene Broschüren über Schleswig-Holstein und das Bild des Herzogs Friedrich ausgestellt. Außer den Fahnen, den Bildern und den Broschüren in den Schaufenstern, und außer den hannoverschen Soldaten auf den Straßen bot der Anblick der Stadt nichts Charakteristisches. Und doch waren erst wenige Tage seit dem Abzuge der Dänen verflossen! Doch war Altona die erste holsteinische Stadt, welche durch die Besetzung der Bundestruppen von der gehaßten dänischen Regierung befreit war!

Für mich hatte der Anblick dieser Ruhe und Stille nichts Auffallendes. Ich erwartete ihn nicht anders. Der ruhige und gesetzliche Sinn der Bevölkerung in den Herzogthümern war mir aus meinen früheren Besuchen

des Landes nur zu bekannt. Je weiter man im Lande der Dithmarschen, der Friesen und der Angeliter nach der Königsau hinaufkommt, desto ruhiger fließt das Blut und desto ruhiger werden die Menschen. Selbst ihre tieferen Empfindungen spiegeln sich selten in ihrem Aeußern ab, und manifestiren sich noch seltener in den Bewegungen. So war es auch in Altona. Man war herzlich froh, daß man die Dänen los war, man hoffte, sie nie wiederzusehen; aber diese Freude, so tief wie sie empfunden wurde, hatte sich äußerlich nur in dem Jubel, in den Illuminationen und in einzelnen Demonstrationen der ersten Tage nach dem Abzug der Dänen manifestirt. Wenn ich freilich an die Tage und Wochen dachte, welche in der ehemaligen Hauptstadt des Königreichs beider Sicilien dem Einzuge Garibaldi's folgten, an diesen oft betäubenden Freudenjubel, der bei jeder Gelegenheit von Neuem ausbrach, an dieses Evvivarufen, an diese allabendlichen Illuminationen, an diesen Sturm der Begeisterung, der täglich den Toledo durchbrauste — so war das freilich ein anderes Bild. Aber deshalb war ich auch heute nicht an den Ufern des schönsten Golfes der Erde, wo der Thränenwein über der glühenden Lava des Feuerberges wächst, sondern in dem ruhigen, kalten Lande, welches sich von

der Elbe bis zur Königsau ausdehnt, und wo die kühlen und ruhigen Menschen wohnen.

Altona hat sich unter den Städten der Herzogthümer durch seinen Patriotismus niemals ausgezeichnet. Es grenzt zu nahe an Hamburg, und das materielle Interesse des Handels gehörte immer zu seinen vorwiegenden Lebenselementen. Der passive Widerstand, den man in allen gesellschaftlichen Beziehungen in Kiel, Rendsburg, Itzehoe, Schleswig mit zäher Consequenz seit den letzten zehn Jahren den Dänen entgegengesetzt hat, ist in Altona nie mit derselben Consequenz durchgeführt worden; die materiellen Interessen überwiegen den Haß gegen die Dänen und die schleswig-holsteinische Gesinnung. Altona verdient in dieser Richtung dieselben Vorwürfe wie Flensburg. Die Gründe sind in beiden Städten dieselben; materielle Handelsinteressen überwiegen den Haß und den Patriotismus. Altona kommt auch in den geistvollen schleswig-holsteinischen Schilderungen Biernatzki's unter allen Städten zwischen Elbe und Königsau am schlechtesten weg. „Der Schleswig-Holsteiner", heißt es dort, „erkennt Altona gar nicht an, für ihn ist es unächt; es ist ein Bastard, sagt er — ein Findelkind, dessen Alimentation uns auffrißt. Der Hamburger

erkennt Altona ebensowenig an, es ist Nichts — sagt er — eine Vorstadt von Hamburg, wie sie vor jedem Thore liegt, nur ist es langweiliger, und verdirbt uns jedesmal die reine Luft auf der ästhetischen Tour nach unserem Villentivoli Flotbeck. In der That! Es ist ein wunderbares, und dabei üppig treibendes Gewächs, dieses Altona, die bei Weitem jüngste, erst dreihundertjährige und dabei schon bei Weitem größte Stadt des Landes; es ist eine jener köstlichen Schmarotzerpflanzen aus der Gebrüder Booth naher, in ganz Europa berühmter, paradiesischer Baumschule, die sich an das dickstämmige Hamburg gehängt hat, unnatürlich fest auf ihrer prunkenden Blüthe, kraftlos bei all ihrer Lilienfülle, vergebens nach Selbstständigkeit ringend und Selbstständigkeit heuchelnd! Alles höhere Leben ist krank und leichenhaft in dieser Stadt, und neben der üppigen physischen Blüthe kriecht ein entsetzlicher, geistiger Tod einher. Hier ist nichts von jener frischen Lebendigkeit, wie in Kiel und Rendsburg, Nichts von einer feineren, zersetzenden Schärfe, welche heilsam oft die verknorpelten Formen der communalen und socialen Zustände durchdringt, hier giebt es keine Opposition, weil es keine Position giebt. Die große mächtige Stadt ist selbst ohne alle Organisation als Commune;

hier ist keine Verfassung, keine Bürgerschaft, der ganze Mechanismus ist todt und stagnirt wie ein faulender Pfuhl. Hier giebt es keine Principien und keine leitenden Gesetze; hier dreht sich Alles in anarchischen Zuständen umher. Als Ersatz muß natürlich eine despotische Büreaukratie nach verrotteten Vorschriften oder eigener Willkür dies so bedeutende Gemeinwesen lenken und die entwürdigende Rechtslosigkeit der Bürger noch vermehren; die träge, überall verbreitete Fühllosigkeit dient ihr als Substrat für ihre neidlose traurige Thätigkeit. Kein jugendlicher Athem, kein echt künstlich erregter Gemeinsinn, kein wahrer bürgerlicher Muth, kein bewußter, systematischer Patriotismus kann anhaltend in der blöden Mehrzahl dieser Menschenmasse flammen, es ist ein selten eintretender Trost, daß mitunter trotz aller Hemmnisse und wie bewußtlos jener gute natürliche Fond der Bewohner in einigen unregelmäßigen Kraftäußerungen durchbricht. Auch in den socialen Zuständen herrscht zwar noch ein gewisser ehrlicher einnehmender patriarchalischer Geist, aber es fehlt alle Frische; eine höchste Geldaristokratie fristet in träger Gedankenlosigkeit ein abgeschlossenes, in sich selbst versunkenes Dasein, oder kokettirt unnobel in Demuth mit dem mächtigen Geldpatriziat der großen

benachbarten Hansestadt. Der ganze Mittelstand besteht aus großstädtisch zerfallenen Cliquen, da jedes edlere Bindemittel fehlt, da man sich gar nicht bewußt ist, eine höhere Einheit zu bilden. Alle politische Bildung ist wie die eines halb erst lebenden Säuglings; selbst, wenn sie schreit, wie es mitunter geschieht, schreit sie, wie er.“

So schildert Biernatzki Altona schon weit vor dem Jahre 1848 — und er hat Recht gehabt, und besser ist's nicht geworden. Auch ich kann Altona in Betreff seines in den Jahren der dänischen Unterdrückung gezeigten schleswig-holsteinischen Patriotismus nur ein schlechtes Zeugniß geben. Von der geringen Initiative im passiven Widerstand gegen dänische Herrschaft, in dem sich fast alle Städte der Holsten, der Angeln und der Friesen so groß gezeigt haben, habe ich bereits schon gesprochen. Aber ich glaube, es hat in Altona noch mehr Renegaten gegeben, wie in Flensburg, und das will viel sagen. In Betreff meiner Agitation für die Rechte Schleswig-Holsteins sind mir in Altona Dinge passirt, die fast ans Unglaubliche streifen. Altonaer Bürger schämten sich nicht, sich als schleswig-holsteinische Patrioten zu geberden und unter dieser Maske an die Verleger der deutschen Zeitungen zu

schreiben, in denen ich in den letzten Jahren von Neuem die Fahne für Schleswig-Holstein erhob, und mich als einen Lügner und Verleumder hinzustellen und mich in den Schilderungen dänischer Tyrannei in Schleswig der frechsten Uebertreibungen zu beschuldigen. „Es sei eine Schande", schrieben diese Menschen, „es sei eine Schande für so große deutsche Zeitungen, derartige Schilderungen zu drucken, worüber man in Holstein mitleidig lächeln müsse." — Ich bedurfte oft aller meiner Energie, um mich gegen ähnliche schändliche Intriguen, die mit einer dänischen Zähigkeit fortgesetzt wurden, zu vertheidigen und zu schützen. Unter den Leuten, welche immer von Neuem in dieser Weise gegen die Freiheit und gegen die Rechte ihres Landes gearbeitet haben, nenne ich hier als den thätigsten den Buchhändler Haendcke, Mitinhaber des Lehmkuhl'schen buchhändlerischen Geschäfts. Er war unermüdlich in diesen miserablen Angriffen. Als der bekannte Pastor Peter Gottlieb Hansen, früher Pastor in Cappeln, gegen mich einen Verleumdungsprozeß einleitete, war er es, der ihm in Verein mit der dänischen Regierung die nöthigen Mittel dazu vorschoß. Aber er war es nicht allein. Hansen producirte plötzlich ein Leumundszeugniß, daß er der bravste, rechtlichste und

beste Mensch in ganz Holstein sei. Wenigstens fünfzig Bürger aus Altona hatten sich bereit gefunden, dies Leumundszeugniß zu unterschreiben, unter ihnen sogar der Bischof Koopmann, der doch die Brockdorfer Akten kennen mußte. Werden die wirklichen Patrioten heute die Energie und die Ehrenhaftigkeit haben, ein solches Benehmen in einer stärkeren Weise, als mit Verachtung zu strafen? Ich fordere sie im Namen Schleswigs, im Namen des von jenen Menschen so oft geschmähten Vaterlandes, dazu auf. Natürlich waren alle diese Renegaten heute schleswig-holsteinische Patrioten geworden. In einer Stadt wie Altona wunderte ich mich freilich nicht über eine derartige Gesinnungslosigkeit. Sogar die „Altonaer Nachrichten", ein Blatt, welches bis vor kaum acht Tagen das dänische Interesse vertreten und im Rufe einer Subvention seitens der dänischen Regierung gestanden hatte, hatte schleunigst seinen dänischen Rock ausgezogen, den zweiten Titel: „Nordischer Courier", vom Kopf des Blattes, und seinen dänischgesinnten Redacteur aus den Spalten entfernt, und war schleswig-holsteinisch geworden. In Neapel, in Paris, im südlichen Deutschland würde eine derartige Handlungsweise tumultuarische Auftritte hervorgerufen haben. Der ruhige und

gesetzliche Sinn der patriotischen Bevölkerung Altonas begnügte sich, den auf dänisches Geld und schleswig-holsteinischen Patriotismus speculirenden Verleger einfach zu ignoriren.

Und dann besuchte ich meine Freunde und Bekannten, einen nach dem andern, und sprach mit ihnen von der Stimmung im Lande, von ihren Hoffnungen und Erwartungen. Die Stimmung war voll Mißtrauen in die Absichten der deutschen Regierungen. Man konnte sich durchaus von dem Gedanken nicht losmachen, daß sich das Spiel aus dem Jahre 1851 in derselben oder in irgend einer andern Art und Weise wiederholen werde. Ueber die Gesinnung unter den sächsischen und hannoverschen Truppen, sowohl bei den Soldaten wie bei den Officieren, sprach man sich überall mit Zufriedenheit und Vertrauen aus. „Sie wissen sämmtlich, worum es sich in Schleswig-Holstein handelt, und werden sich nicht gegen uns brauchen lassen," war eine Meinung, welche ich von allen Seiten bestätigen hörte; „aber die Andern, die Andern!" hieß es dann. Schon der Stillstand in den Truppenbewegungen, die immer noch verzögerte Anerkennung des Herzogs seitens des Bundestages erfüllte sie mit tiefem Mißtrauen. „Wir kennen den Herzog nicht," hieß es, „aber seine Aner-

kennung als Herzog von Schleswig-Holstein ist durchaus nothwendig, um das Land für immer von Dänemark loszumachen; wir hegen aber die Erwartung, daß er in freisinniger Weise regieren und freisinnige Institutionen einführen werde — nur in diesem Sinne und in diesem Gedanken haben wir ihn proclamirt." Auch mit der bis jetzt entwickelten Regierungsthätigkeit der Bundescommissäre war man nichtsweniger wie zufrieden. „Nicht einmal die obern dänischen Beamten, welche an der Spitze großer Verwaltungen stehen," sagte man mit vorwurfsvollem Tone, „haben die Bundescommissäre aus ihren einflußreichen Stellungen entfernt; da kann man sich freilich nicht darüber wundern, daß noch geborne Dänen am Zoll sind; daß man die Postbeamten in ihren Stellen läßt, welche dem Könige von Dänemark geschworen haben."

„Da ist der Amtmann Levezau in Itzehoe," sagte ein Anderer; „da ist Steemann, Amtmann in Neumünster; da ist Moltke, Administrator der Grafschaft Rantzau; sie alle vertraten in den letzten Monaten das dänische Interesse, sie alle sind Renegaten; Moltke war derjenige, welcher die Pferdelieferung mit Gewalt durchsetzen wollte — und sie alle sind noch im Amte; da ist der Amtmann Springer in Seegeberg,

Statsrath Hillmers, Stadtsecretär in Altona, beide dänisch gesinnt, beide in bedeutenden, einflußreichen Stellungen — und man läßt sie; was sollen wir davon denken?"

„Aber die Bundescommissäre," erwiederte ich, „haben doch den Propst Nievert, den Polizeimeister Willemoes-Suhm, den Geheimrath von Scheele abgesetzt!"

„Das haben die Bundescommissäre nicht gethan," wurde mir zu meiner Verwunderung gesagt; „das haben wir gethan, die Bundescommissäre fanden diese Absetzungen bereits als fait accompli vor, und mußten sie bestätigen, weil zwei von diesen Leuten bereits aus dem Lande geflohen waren, und die Erbitterung gegen den Propst Nievert zu groß war. Scheele war gerade in Pinneberg, wo er Landvogt ist, als dort eine Volksversammlung stattfand. Eine Deputation ging zu ihm, und stellte an ihn das Verlangen, sofort den Herzog Friedrich proclamiren zu lassen.

„Ich werde das nicht thun," erwiederte er dem Sprecher, „aber ich werde Sie sofort arretiren lassen."

Der Sprecher führte den Landvogt an das Fenster und zeigte ihm die wogenden Volksmassen. In der-

selben Nacht floh Scheele, und kam mit schaumbedeckten Pferden auf dem Bahnhofe von Wrist an, von wo er mit dem nächsten abgehenden Zuge nach Flensburg fuhr."

„Nun und der Polizeimeister v. Willemoes?"

„Der Brauereibesitzer Eckdorf, früher Officier der schleswig-holsteinischen Armee, ging in Begleitung einiger anderer entschiedener Bürger von Altona zu ihm. „Sie müssen weg, sofort," fuhr er ihn an.

„Wohin?" fragte der vor den drohenden Worten und Bewegungen erschreckte Polizeimeister.

„Fort aus der Stadt. Ich gebe Ihnen fünf Minuten, um den Rock anzuziehen."

Der Polizeimeister zog den Rock an.

„Haben Sie eine Kasse?" fragte Eckdorf.

„Nein."

Dann commandirte der energische Brauer einen Polizeidiener, ließ eine Droschke holen, setzte den Polizeidiener neben den Polizeimeister hinein, und befahl Ersterem, seinen früheren Chef nöthigenfalls mit Gewalt nach Hamburg zu bringen. Der Polizeidiener gehorchte. Von Hamburg floh Willemoes nach Flensburg."

„Und Nievert, der Propst, den die Bundescommissäre nun beurlaubt haben?"

„Rievert ist Hannoveraner, kein Holsteiner. Er war seiner dänischen Gesinnung wegen verhaßt und er stand in sehr schlechtem Ruf. Sie kennen das aus Ihrem Aufenthalt in Angeln, daß wir die schlechten Pastoren nicht vertragen können. Rievert wollte durchaus nicht weichen, bis der neue Polizeimeister Vogler ihn aus der Stadt führte. Er ist ebenfalls nach Flensburg geflohen."

Ich konnte, als mir diese einzelnen Entsetzungen mißliebiger Persönlichkeiten mitgetheilt wurden, nicht umhin meinen Freund zu fragen: „Aber weßhalb haben Sie denn diese gewaltsamen Entsetzungen nicht überall im Lande vorgenommen? Sie wären dann sämmtlicher dänischer Beamten auf einmal los geworden."

„Nun," erwiederte er seufzend, „es ist an dem gesetzlichen, ruhigen Sinne unserer Bevölkerung gescheitert, der die Absetzung durch die Bundescommissäre wünschenswerther erschien, als eine gewaltsame Entfernung. Sie kennen ja unser Land, und wundern sich darüber nicht."

Ich blieb bis zum Abend in Altona. Zum Abend wurde es lebendiger. Gruppen von Bürgern, welche das Schleswig-Holstein-Lied sangen, erschienen auf der Straße, oft Arm in Arm mit hannoverschen Sol-

daten. Im Stadttheater wurde ein neues Stück gegeben: „Die Dänen in der Mausefalle“, und mit großem Enthusiasmus beklatscht. In den Bierhäusern war ein reges Leben. Hannoversche Soldaten saßen überall mit den Bürgern an den Tischen. Man sang das Schleswig-Holstein-Lied, man sprach sich hoffnungsvoller und heiterer aus, manches Hoch wurde dem „verlassenen Bruderstamme“ in Schleswig gebracht. Viel erzählte man sich von der schlechten Stimmung in der dänischen Armee. Die schlechte Stimmung, welche sich gegen die in Kopenhagen regierende, eiderdänische Partei richtet, sollte auch bereits unter den Officieren platzgegriffen haben. Manche von ihnen hatten, Thränen in den Augen, in Altona von den Bürgern Abschied genommen. Illuminirt war die Stadt nicht. Ziemlich trübe gestimmt kehrte ich spät nach Hamburg zurück.

Drittes Kapitel.

Von Altona nach Rendsburg.

Der Bahnhof in Altona. — Die Republikaner in Holstein. — Das Unglück im Lande. — Die Bundesexecution und ihre Folgen. — Ein Mädchen aus Friesland. — Hannoversche Einquartierung. — Elmshorn. — Wrist. — Die Stimmung unter den Hannoveranern und Sachsen. — Neumünster. — Gedanken eines sächsischen Unterofficiers über die deutsche Presse. — Anblick von Neumünster. — Ein Schleswiger Bürger. — Dänischer Druck in Schleswig. — Einquartierungslast in Schwansen und Angeln. — Der „Insurgentenlieutenant" Herzbruch. — Ankunft in Rendsburg. — „Deutschland, Deutschland über Alles, über Alles in der Welt."

Vor dem Eingange des Altonaer Bahnhofes wehte die deutsche und die schleswig-holsteinische Fahne. Schwarz, roth, gold und blau, weiß, roth. Was würde der dänische Polizeimeister von Willemoes-Suhm vor acht Tagen gesagt haben, wenn er diese Fahnen der „Revolution" vor dem Bahnhofe von Altona gesehen hätte? Unter den Fahnen war eine Proclamation des Herzogs von Schleswig-Holstein und die letzte Bekanntmachung der Bundescommissäre angeschlagen. Sonst war es auf dem Bahnhofe so still und ruhig, als

wenn in Altona während der letzten Tage nichts vorgefallen wäre. Doch dort war ja noch ein revolutionäres Emblem, ein Theaterzettel! Im Stadttheater wurde heute „Struensee" gegeben; gestern gab man ein neues Stück: „Die Dänen in der Mausefalle", welches fast allabendlich unter großem Jubel in Scene ging.

Die Zahl der Personen, welche heute mit dem Mittagszug nach dem Norden reisten, war sehr gering. Der Wartesaal war fast leer. Während der Zug zur Abfahrt fertig gemacht wurde, unterhielt ich mich mit dem Inhaber der Restauration, der mir eine Tasse Kaffee brachte und mir Feuer für meine Cigarre gab, über die Zustände im Lande. Der Mann machte ein sehr bedenkliches Gesicht. „Sehen Sie," sagte er, „ich bin Republikaner, und bin schon eilf Jahre hier."

Republikaner, dachte ich, in dem conservativen Schleswig-Holstein; der erste Mensch, der mir heute in diesem Lande begegnet ist, Republikaner? Sonderbar. Bei meiner früheren Reise durch das Land von der Elbe bis zur Königsau habe ich nie einen Republikaner gefunden. Als Jacob Venedey einst im Jahre 1848 auf einer Volksversammlung in Angeln von der Republik sprach, hatte der jetzt verstorbene Klosterpropst von Itzehoe große Mühe, ihn vor der Erbitterung der Bauern

zu schützen. „Republikaner," sagte ich laut, im ganz verwunderten Tone.

„Ich bin ein Schweizer," erwiederte der Mann. „Aber so geht die Sache hier nicht. Die Truppen hätten längst die Eider überschreiten sollen. Noch sind die holsteinischen Dörfer, welche oberhalb Rendsburg zwischen Eider und Sorge liegen, nicht einmal geräumt, was soll — daraus werden? Sollte es möglich sein, daß sich das verrätherische Spiel aus dem Jahre 1851 nochmals wiederhole? Wird das deutsche Volk eine zweite Auflage dieses traurigen Schauspiels dulden?" —

Ich wunderte mich über diese traurigen Befürchtungen nicht im Mindesten. Hatte ich sie doch gestern bei einem längeren Besuche in Altona leider überall aussprechen hören. Wie ein lähmender Alp drückte diese Furcht auf die Freude über den Abzug der Dänen. Das Zeichen zur Abfahrt ertönte. Ein Coupé dritter Klasse war von einigen Landleuten und einigen Unterofficieren der hannoverschen Bundestruppen eingenommen; in einem Coupé zweiter Klasse saß ein junges Mädchen, halb städtisch, halb ländlich gekleidet. Ich nahm meinen Platz in dem letzteren Coupé; langsam bewegte sich der Zug vorwärts.

Als ich vor zwei Jahren Schleswig bereiste, gab es

jenseits der Eider immer nur einen Gegenstand der Unterhaltung: „das Unglück im Lande“. Man verstand darunter den Druck des dänischen Regiments und seiner Satelliten, der Beamten, Schulmeister und Pastoren. Heute sprach man in Holstein nur von der Bundesexecution und ihren möglichen Folgen. So wandte sich die Unterhaltung zwischen mir und meiner hübschen Nachbarin ganz natürlich auch sofort diesem Gegenstande zu. Sie war eine Friesin, aus der Umgegend von Tondern gebürtig, und diente als Wirthschafterin auf einem der in der Nähe von Elmshorn gelegenen Güter. Wir sprachen von ihrer Heimath, von den reichen Marschen und hohen Sanddünen Frieslands, von den „Halligen“, jenen einsamen Inseln in der Nordsee, welche die Sturmfluthen der Westorkane zu verschlingen drohen, und von den Versuchen, welche die dänische Regierung seit Jahren auch dort macht, die deutsche Sprache und Nationalität zu vertilgen. „Sie glauben nicht,“ sagte das junge Mädchen, „wie arg der Druck dort seit einigen Wochen ist. Man wagt kaum zu sprechen, viel weniger zu schreiben. Aus den Briefen, welche ich vor einigen Tagen von meinen Verwandten aus Garding bekommen habe, erfahre ich nur die gleichgültigsten Gegenstände.“

„Werden die deutschen Truppen denn immer noch nicht über die Eider gehen? Diese Zögerung ist ja entsetzlich für Schleswig.“ —

Was konnte ich ihr auf diese Frage antworten? Es war eine Frage, welche die Herzogthümer jetzt täglich, stündlich an Deutschland richteten.

„Haben Sie denn viel Einquartierung auf Ihrem Gute bei Elmshorn?“ fragte ich.

„Sechs Mann, Hannoveraner, mit sechs Pferden.“

„Sind Sie mit ihnen zufrieden?“

Das junge Mädchen lachte. „Nun,“ sagte sie, „das kann ich gerade nicht sagen. Sie sind ziemlich unbescheiden und verlangen fortwährend zu essen und zu trinken. Indeß, das thut am Ende nichts; wir geben's ihnen gern, wenn unsere Sache nur vorwärts ginge.“

Der Zug hielt. Wir waren in Elmshorn, wo kürzlich die große Volksversammlung zur Anerkennung des Herzogs stattgefunden hatte. Links erhoben sich die Häusergruppen des großen Kirchdorfes über der weiten, schneebedeckten Ebene. Meine hübsche Nachbarin stieg aus, um den kleinen Weg nach ihrem Gute zu Fuß zurückzulegen. Ich stieg in das andere Coupé, in dem

die hannoverschen Unterofficiere und die Landleute saßen.

Wieder brauste der Zug vorwärts. Einzelne Gehöfte, in der holsteinischen Weise von rothen Backsteinen gebaut, mit Ziegeldächern oder Strohbedachung, Thüren und Fenster zierlich mit grüner oder weißer Farbe gestrichen, von kleineren, jetzt mit Schnee bedeckten Vorgärten umgeben, flogen vorüber. Da war der Bahnhof von Wrist, wo einer der verhaßtesten dänischen Beamten in Holstein, der berüchtigte Scheele, vor Kurzem flüchtig am Abend ankam, als die Sprecher der Volksversammlung in Pinneberg ihm energisch erklärt hatten, daß seines Bleibens nicht länger in Holstein sei. Von Angst getrieben, fuhr er im gestreckten Trabe nach Wrist, der nächsten Eisenbahnstation. Der Zug stand gerade zur Abfahrt bereit. Es war nicht mehr an der Zeit, ein Billet zu kaufen. Scheele sprang eilig in das nächste Coupé. Der Schaffner verlangte sein Billet. „Ich bin der Geheime Rath von Scheele," rief ihm der einst so mächtige dänische Minister zu. — „Hinaus!" rief der Schaffner, „hier kann man nur fahren, wenn man ein Billet hat." —

Der dänische Conferenzrath und Commandeur des Danebrog, ein deutscher Renegat, mußte aussteigen.

Der Zug fuhr fort. Stundenlang stand er einsam auf dem öden Bahnhofe und wartete den nächsten Zug ab, von Jedem gemieden, der in seine Nähe kam. Scheele hat derartige Stunden schon mehrere erlebt. Er hat allen Parteien gedient, ein ganz charakterloser Mann. Mit dem letzten Bahnzuge floh er in der Nacht nach Flensburg.

Zwischen den holsteinischen Landleuten und den hannoverschen Unterofficieren ging es heftig her. „Das Unglück im Lande" war wieder der Gegenstand der Unterhaltung. Sie sprachen von dem Druck, der augenblicklich durch die Concentration der dänischen Truppenmassen in Schleswig auf dem Bruderstamme jenseits der Eider mehr als je laste. „Wenn das noch lange so dauert," rief einer von den Landleuten in plattdeutscher Sprache, „so können sie drüben nur ihre Kühe und Pferde todtstechen, denn sie werden kein Futter mehr für sie haben."

„Und hier liegt Ihr an der Eider, Ihr Hannoveraner und Sachsen, und geht nicht vorwärts. Warum geht Ihr nicht vorwärts?" —

„Es ist nicht unsere Schuld," erwiederte Einer von den Unterofficieren, „wir griffen die Dänen lieber heute, wie morgen an."

„Glaubt Ihr, daß wir nicht wüßten, worum es sich handelt,“ sagte ein Anderer, „wir wissen's Alle.“ —

„Und Alle sind wir einverstanden,“ sagte der Dritte, „auch unsere Officiere. Seht, wir können ja nicht wieder zu Haus kommen, wenn wir die Dänen nicht aus dem Lande geschlagen haben. Man wird uns verachten und verhöhnen.“

Der Unterofficier sprach mit so tiefem Gefühl; auf seinen Zügen prägte sich der Ausdruck von Trauer und Schmerz aus.

„Nein,“ unterbrach ich das Gespräch, „Ihr könnt nicht dafür; das haben die deutschen Regierungen zu verantworten.“ —

„Nun,“ murmelte der Unterofficier, „es wird sich wohl eine Kugel für mich finden. Die Schande, so zurückzukehren, erlebe ich nicht. Man wirft uns wahrhaftig mit Schmutz auf der Straße, wenn wir so zurück kommen.“ —

Der gutmüthige Charakter der holsteinischen Landleute hatte Mitleid mit den armen Soldaten. Einer von ihnen reichte ihnen die Hand, und sagte tröstend: „Nein, wir tragen's Euch nicht nach. Ihr habt keine Schuld. So schlimm steht's auch noch nicht.“ —

„Oh, es ist recht schlimm,“ erwiederte der Unter-

officier, der zuerst gesprochen hatte, „ich weiß es; in den nächsten Tagen sollen wir nach Altona zurück, und die Preußen und die Oesterreicher sollen hier einrücken. Warum soll das?" —

„Nein," rief Einer von den Landleuten, „die Preußen und die Oesterreicher wollen wir nicht. Wir trauen ihnen nicht. Unter den Oesterreichern spricht keiner deutsch. Ich war gestern in Hamburg, ich habe sie gesehen, Rumänen, Slaven und Kroaten sind es, die sie geschickt haben von Wien."

„Und warum sollen Preußen und Oesterreicher die Avantgarde bilden?" riefen die Unterofficiere durch einander, „wir können es ebenso gut." —

„Wie denken denn die Sachsen?" fragte ich dazwischen.

„Gerade wie wir," erwiederte Einer von den braven Leuten, „die Unterofficiere und Soldaten gerade so. Die Officiere sind schlechter, wie die unsrigen. Aber die Leute thun, was die Unterofficiere sagen. Sie sagen auch, sie können nicht wieder nach Dresden kommen, wenn sie nicht die Dänen aus dem Lande jagen."

Der Zug hielt. Wir waren in Neumünster, dem Knotenpunkte, wo die Eisenbahnstränge nach Rendsburg

und nach Kiel sich scheiden. Die Unterofficiere und Landleute fuhren nach Kiel. Ich stieg aus, um den Zug zu erwarten, der mich nach dem Norden führen sollte. Als ich im Begriff war, den Wagen zu verlassen, sagte einer der Unterofficiere zu mir: „Die Presse muß in Deutschland darauf dringen, daß wir vorwärts gehn; wir lesen hier nur die holsteinischen Blätter; thut die Presse das auch?“

Ich war überrascht durch die verständige Frage des Mannes. „Die Presse thut gewiß ihre Pflicht,“ erwiederte ich ihm, „aber die deutschen Regierungen thun ihre Pflicht nicht; denn sie hören nicht darauf. Aber Eure Meinung werde ich in Deutschland erzählen, darauf könnt Ihr Euch verlassen.“ —

Es war eine Stunde Zeit, ehe der Zug nach Rendsburg abging. Ich machte zuerst einen Gang durch das schöne, städtisch aussehende Kirchdorf. Stattliche, sehr reinlich gehaltene Häuser, breite Straßen, fast alle Häuser mit deutschen und holsteinischen Fahnen geschmückt. Auf dem Markte wehte eine große holsteinische Fahne an hoher Flaggenstange. Es dunkelte bereits mächtig. Ein scharfer kalter Wind fuhr über den Schnee. Ich ging zurück nach dem Bahnhof, und trat in das Gastzimmer des hart an der Straße liegenden

Bahnhofs-Hôtel, um den Abgang des Zuges dort zu erwarten. Auf dem runden Tische vor dem Sopha lagen Zeitungen und Journale. Ich setzte mich an den Tisch, wo die meisten Plätze bereits eingenommen waren. Die Unterhaltung schien sehr erregt zu sein. Ein junger Mann von einigen dreißig Jahren führte das Wort. Er war aus Schleswig, und wartete den Abgang des Zuges nach Altona ab. „Kann man hier jetzt sprechen, was man will?" rief er, indem er sich etwas ängstlich umschaute.

Er schien gerade erst eingetreten zu sein.

„Hier können Sie sprechen, was sie wollen," rief Einer der anwesenden Holsteiner.

„Nun," erwiederte er, „in Schleswig ist's desto schlimmer. Man muß sich dort mit jedem Wort in Acht nehmen. So stark ist der Druck dort nie gewesen. Ueberall Spione, welche jedes Wort erlauschen. Allein in der Stadt Schleswig liegen 15000 Dänen."

„Eine solche Einquartierungslast muß die Bürger in Schleswig ja vollkommen arm machen?" fragte ich.

„Arm machen?" rief er, „wenn wir nicht schon vollkommen arm wären! Seit zehn Jahren haben die Dänen die Stadt grundsätzlich ruinirt. Ich muß beispielsweise täglich 6 Bankthaler für Einquartierung bezahlen.

Kaufmann Toft hat 84 Mann im Quartier, das ist ja gar nicht zu erschwingen. Wo soll das hinaus? Die Stadt wird vollkommen ruinirt. — Und in Schwansen wird's binnen einigen Tagen ebenso sein. Fürchterliche Requisitionen sind gestern ausgeschrieben. Jeder Pflug Landes soll 6000 Pfund Stroh liefern; 1½ Pflug Landes soll einen zweispännigen Wagen stellen. Das sind für die ganze Landschaft 2½ Millionen Pfund Stroh und ungefähr 250 Wagen."

Eine allgemeine Aufregung bemächtigte sich aller im Gastzimmer Anwesenden. Sie traten an den Tisch hinan, um sich die Zahlen nochmals wiederholen zu lassen.

„Und in Angeln?" fragte ich.

„Ganz Angeln liegt voll Soldaten," sagte der Schleswiger, „lauter geborne Dänen aus Seeland. Requisitionen sind in Angeln noch nicht ausgeschrieben; aber es wird in einigen Tagen kommen. Mit Schwansen haben die Dänen den Anfang gemacht. Das ganze Land wird ausgesogen, wenn die Bundestruppen nicht bald einrücken."

Dann trat ein Mann zu mir heran, und bot mir freudig die Hand zum Gruß. Er trug das Kreuz der schleswig-holsteinischen Feldzüge an einem Bande mit.

den Farben des Landes im Knopfloch. Es war der Buchhändler Herzbruch aus Flensburg, den ich aus meinen frühern Besuchen in den Herzogthümern kannte. Herzlich schüttelte ich ihm die Hand. Herzbruch war einer der energischsten Streiter für die deutsche Sache in Schleswig.

„Insurgentenlieutenant," rief ich — „das ist ja der Ehrentitel, den die Dänen Ihnen geben, sind Sie herüber gekommen über die Eider? Das ist recht. Sie würden die Dänen gewiß mit nach den Inseln schleppen."

„Nun ja," erwiederte er, „wir kennen das ja von früher. Ich habe hier in Neumünster auch ein Geschäft. Es war wohl besser, daß ich mich jetzt aus Flensburg entfernte."

„Nun, und wie ist jetzt die Stimmung in Flensburg?"

Der „Insurgentenlieutenant" lachte. „Nun", erwiederte er, „man merkt dort, daß es zu Ende geht mit der dänischen Herrlichkeit in Schleswig-Holstein. Alle Renegaten schlagen um."

Ein Schaffner der Eisenbahn trat herein und rief: „Nach Rendsburg, Schleswig, Flensburg einsteigen." Ich drückte nochmals dem braven „Insurgentenlieute-

nant“ die Hand, und eilte zum Bahnhof. In einigen Minuten setzte sich der Zug in Bewegung. Meine neuen Reisegefährten waren entsetzlich monoton. Stumm saßen sie, Cigarren rauchend, in ihre Pelze gewickelt, in den Ecken. Es war kein Gespräch mit ihnen zu beginnen. Die Noth des „verlassenen Bruderstammes“ in Schleswig schien sie gleichgültig zu lassen. Es waren Hamburger Kaufleute, welche in Handelsgeschäften nach Flensburg reisten. Draußen war es ganz dunkel. Ein dichter Nebel lag auf den Schneefeldern. In einer Stunde hielten wir an der Haltestelle in der Stadt Rendsburg. Ich sah den Hausdiener des Besitzers von Pahls Hôtel, des Hauptmanns von Kolb, auf dem Perron stehen. „Ist der Hauptmann zu Hause?“ rief ich ihm zu.

„Ja,“ sagte der Mann, „seitdem die Dänen Rendsburg verlassen haben, ist er zurückgekehrt. Er war vier Wochen in Hamburg.“

Ich wußte es bereits. Der Hauptmann von Kolb, früher Officier in der schleswig-holsteinischen Armee, ist von den Dänen sehr gehaßt. Er erinnerte sich auch der gewaltsamen Mitschleppungen nach den Inseln, welche im Jahre 1851 vielfach vorgekommen sind, und

war seinen Feinden auf einige Wochen aus dem Wege gegangen.

Am „Südjütlands-Brückenkopf“, wie die Dänen die neuen Festungswerke getauft haben, welche die Altstadt von der Neustadt trennen, vorüber gingen wir nach dem Paradeplatz. Auf „Südjütlands-Brückenkopf“ wehten die holsteinischen und die deutschen Fahnen. Aus dem Erdgeschoß des Kolb'schen Gasthofes tönte mir Männergesang entgegen. Es war das Lied: „Deutschland, Deutschland über Alles, über Alles in der Welt.“

Viertes Kapitel.

Rendsburg während der Bundesexecution.

Rendsburg, seine Geschichte, seine Lage, seine Umgegend. — Der Widerstand der Rendsburger gegen die dänische Herrschaft. — Sächsische Truppen auf dem Paradeplatze. — Advokat Fischer. — Vor zwei Jahren. — Neuwerk. — Der Jungfernstieg. — Die Altstadt. — Dänischer Vandalismus. — Pallisaden. — Der Abzug der Dänen aus Rendsburg. — Der Einzug der sächsischen Truppen. — Dänische Raub- und Zerstörungssucht. — Südjütlands-Brückenkopf. — Im Kronwerk. — Erdschanzen im Kronwerk. — Die Schleußenbrücke. — Stimmung unter den sächsischen Truppen. — Die holsteinischen Dörfer und die dänischen Requisitionen. — Schwertfeger von Megger Koog. — Eine Million Pfund Heu. — „Hannemann, kannst mi kriegen?“ — „Hannemann, kennst Du dat?“ — Die Danewerkstellung mit ihren Schanzen und Geschützen. — „Das Unglück im Lande.“ — „Der verlassene Bruderstamm.“ — Rendsburger Damen und hannoversche Officiere.

Rendsburg ist meine liebste Stadt zwischen Elbe und Königsau. Ich liebe Rendsburg in seiner Geschichte, in seiner Lage, in seiner charakteristischen Altstadt, in seinen Bürgern. Rendsburg liegt gerade in der Mitte Schleswig-Holsteins; es ist der Knoten in der Vertheidigungslinie der Eider, die natürliche Brücke von Holstein nach Schleswig. In Rendsburg und

seiner Umgegend, welche keineswegs von der Natur so begünstigt ist, wie die üppigen Districte des Ostens, wohnt der edelste Theil der Ureinwohner des Landes, der Kern des nordalbingischen Sachsenstammes. Von diesem zwischen Eider und Stör gelegenen Theile Holsteins, welcher heute das Amt Rendsburg umfaßt, gingen die großen und historischen Ereignisse des Landes aus. Bei diesem energischen und kräftigen Menschenschlage fand Karl der Große auf seinen verheerenden Raub- und Eroberungszügen den kräftigsten Widerstand. Von hier aus wurden die Dänen nach dem Norden, die Wenden nach dem Osten zurückgeworfen; die Heldenschaar, mit der Gerhard der Große das dänische Reich unterwarf, war aus der Gegend zwischen Eider und Stör.

Seit uralter Zeit war die Eiderinsel, auf der Rendsburg liegt, befestigt. Sie führte den Namen Reinoldesburg. Als Stadt trat Rendsburg mächtig unter den Städten der Herzogthümer hervor unter dem großen Grafen Gerhard, der in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts lebte. Christian der Fünfte erweiterte den Ort auf seine heutige, doppelte Größe, und schuf ihn zu einer Festung um. Und von jeher haben sich die Bewohner von Rendsburg durch ihre kräftige

Energie, durch ihre patriotische Gesinnung, durch seltenes, gesundes Urtheil, durch geistiges Leben und edle Bildung ausgezeichnet.

Rendsburg war immer und zu allen Zeiten ein Fels des Landes. An seiner kernigen und muthigen Bürgerschaft brach sich die Macht der Schweden im dreißigjährigen Kriege. Und diese Stadt wurde im Jahre 1851 mit ihren Kriegsvorräthen, welche für eine Armee von 50,000 Mann ausreichen, mit ihrem Feld- und Belagerungsgeschütz so schmählich den Dänen ohne Schwertstreich, ohne Schuß geopfert! — Sie zerstörten alle nach dem Norden gelegenen Festungswerke, bauten zwischen Altstadt und Neustadt die Forts, welche sie zum Hohn Deutschlands „Südjütlands-Brückenkopf“ nannten, und machten sie zu einem Bollwerk dänischer Herrschaft gegen die deutsche Nation. Aber auch rund um die Stadt herum wohnt ein gar gediegener und tüchtiger Bauernstand, ein Bauernstand, der sich durch aufgeweckten, gesunden Verstand, durch seltene Intelligenz, durch kräftigen Unternehmungsgeist, durch gemeinnützige Gesinnung, durch wahrhaft deutschen Sinn auszeichnet. Hier liegen die alten, großen und historischen Dörfer des Landes.

Ueber die heutige militärische Bedeutung der Fe-

stung Rendsburg sagt ein norddeutscher Officier*): „Die Festung Rendsburg, dieser für die Sicherheit Norddeutschlands so unendlich wichtige Punkt, ist im dänischen Interesse in Folge der Verträge von 1852 geschleift worden, ohne daß leider von Seiten Deutschlands ein energischer Protest dagegen erhoben worden wäre. Das sogenannte „Neuwerk" am südlichen Ufer der Eider ist jedoch als Brückenkopf für die wichtige Eiderlinie erhalten geblieben, was den Standpunkt Dänemarks gegenüber Deutschland, in Anbetracht, daß Rendsburg eine deutsche Stadt ist, sehr treffend kennzeichnet. Die Befestigung des Neuwerks, die auf holsteinischem Grund und Boden liegt, wird durch sechs ziemlich reguläre Bastionen und Ravelins, sowie durch eine Inundation beschützt, zu deren Vertheidigung sieben Außenwerke, worunter eine starke Redoute bei Nobiskrug, angelegt sind. Von großer militärischer Bedeutung ist dieser isolirte Posten für Dänemark jedoch nicht, da nach Schleifung des nördlich der Eider belegenen Kronwerkes die Stellung leicht im Rücken gefaßt,

---

*) S. Dänemarks Wehrkraft gegenüber Deutschland. Von einem norddeutschen Officier. Berlin, Verlag von E. S. Mittler und Sohn. S. 24.

und dadurch die Räumung derselben erzwungen werden kann. Jedenfalls, und das ist die Hauptsache, verursacht dieselbe einer nordwärts vordringenden Armee einen unbequemen Aufenthalt, welcher der dänischen Armee gestattet, in aller Ruhe sich in der rückwärts liegenden Danewerkstellung auf den feindlichen Angriff vorzubereiten."

Es sind nun zwei Jahre, daß ich zum letzten Male in Rendsburg war. Die Stadt lag damals voll von dänischen Truppen; dänische Beamten und dänische Polizei unterdrückten alle bürgerliche und individuelle Freiheit. In der Presse knebelte die dänische Regierung die Freiheit des Gedankens und die öffentliche Meinung. Das nationale deutsche Bewußtsein der Bürger sollte dem Dänenthum weichen. Aber die Energie und die Zähigkeit der Bevölkerung war stärker, als alle Anstrengungen des dänischen Regierungsmechanismus. Wie ehemals in der Lombardei, wie heute noch in Venetien, setzten Alle einmüthig den Dänen den zähesten Widerstand entgegen. Den Dänen öffnete sich kein deutsches Haus, noch weit weniger ein deutsches Herz. In keiner Gesellschaft hatten die dänischen Beamten und Officiere Zutritt; zu keinem Feste, zu keinem Balle wurden sie geladen; man sprach nicht mit ihnen, man

grüßte sie nicht, man saß nicht mit ihnen im Gasthause an demselben Tische. Sie lebten einsam, wie in einer menschenleeren Wüste, nur auf den Umgang mit sich selbst und mit ihren Familien angewiesen. Wer diesen Bann brach, den man um die Dänen gezogen, der war selbst von der ganzen Gesellschaft ausgestoßen. Verachtet ging er ebenso einsam umher. Zwölf Jahre haben die Rendsburger Bürger diesen Widerstand mit einer seltenen Consequenz und Ausdauer durchgesetzt, mit einer zähen Energie, um welche die Lombarden in Mailand und Brescia sie hätten beneiden können. Jetzt sah ich Rendsburg wieder, das von der dänischen Herrschaft befreite Rendsburg. Alle Häuser waren mit deutschen und schleswig-holsteinschen Fahnen geschmückt, in den Straßen erklang das Schleswig-Holstein-Lied, vor der Hauptwache am Paradeplatze und auf „Südjütlands-Brückenkopf“ wehten die Fahnen Schleswig-Holsteins und des gemeinsamen großen deutschen Vaterlandes fröhlich im Morgenwinde. Und als ich Morgens erwachte, da hörte ich auf dem Paradeplatze die Signale sächsischer Hörner und deutsche Commandoworte: „Gewehr auf, Marsch, Marsch!“ und eine sächsische Jägercompagnie zog vorüber, um die Stellung an der Schleußenbrücke und an den Schanzen zu

besetzen. Und ein lieber Freund, der Advocat Fischer, trat zu mir in die Stube und sagte: „Wollen wir nicht einen Gang durch Rendsburg machen? Vor zwei Jahren habe ich Sie auch durch die Stadt geführt. Damals war es anders. Heute sollen Sie Rendsburg ohne Dänen sehen.“

„Ja,“ rief ich. „Vor zwei Jahren war es an einem warmen und heitern Sommertage, heute liegt eine dichte Schneedecke und ein grauer Nebel über der Stadt; aber das Herz ist ebenso heiter und fröhlich, wie es damals traurig war.“

Und aus der kasernenhaft und regelmäßig gebauten Neustadt gingen wir durch die herrliche Allee von Ulmen und Linden über den Jungfernstieg nach der noch im mittelalterlichen Styl aufgebauten Altstadt. Zu beiden Seiten des Weges dehnte sich in weiter Fläche die Eider aus. Den Wasserspiegel bedeckte heute eine schimmernde Eisdecke. Auf dem Jungfernstieg waren bei einigen prächtigen Bäumen die Krone und ein Theil der Aeste abgeschlagen; manche trugen die Spuren von Axthieben auch an den Stämmen; drüben auf der anderen Seite des Wassers war eine lange Reihe herrlicher Ulmen in ähnlicher Weise verunstaltet. Eine prächtige Trauerweide, welche vor zwei Jahren weit über den Wasser-

spiegel hinabhing, fehlte heute ganz. „Wer hat denn diese prächtigen Bäume in so barbarischer Weise verunstaltet? Wo ist denn die schöne Trauerweide geblieben, welche ich damals so bewunderte?“ fragte ich, erstaunt über diese Verwüstung, meinen Freund.

„Glauben Sie,“ erwiederte er, „daß diese Barbarei Jemand anders begangen haben kann, als die Dänen? Es fiel ihnen plötzlich ein, daß die Altstadt zu Schleswig gehöre, und sie hatten die Absicht, Rendsburg nur bis „Südjütlands-Brückenkopf“ zu räumen, der, wie Sie sehen, dort am Ende der Promenade des Jungfernstieges die Altstadt von der Neustadt trennt. Hinter den Forts dort wollten sie sich festsetzen und sämmtliche Bäume hier auf der Promenade niederhauen, um für ihre Kanonen freien Spielraum zu haben, wenn die Sachsen durch die Neustadt heranzögen. Sehen Sie da und dort, zwanzig Schritte weiter die Vertiefungen im Boden quer über den Weg?“

„Ja, ich sehe sie. Woher rühren sie?“

„Die Dänen hatten zwei Palissadenreihen quer über die Straße gebaut, um hinter ihnen den Durchgang zwischen den beiden Forts nach der Altstadt zu vertheidigen.“

„Nun, und wo sind die Palissadenreihen geblieben?“

„Es war zu lächerlich,“ sagte der Advocat, „zweimal haben sie die Palissadenreihen in zwei Tagen aufgebaut, und wieder niedergerissen. Ihre Unentschlossenheit war eben so groß, wie die Lust, hier, mitten in Rendsburg Halt zu machen in ihrer Retirade.“

„Und wie war ihr Abzug?“

„Kläglich, ganz still und lautlos. Es lag ein dichter Nebel. Sie verschwanden fast ungesehen. Dann stieg die Sonne hinter den grauen Nebelvorhängen empor, feurig, glänzend, die Häuser und der Wasserspiegel erschienen wie in goldenes Licht getaucht. Und mit der Sonne zogen die Sachsen ein, von unendlichem Jubelruf begrüßt, und aus allen Fenstern flatterten in demselben Moment die schleswig-holsteinischen und die deutschen Fahnen. O, es war ein herrlicher Augenblick nach so langer, trüber Zeit!“

„Ist es denn wahr, daß die Dänen Alles fortgenommen und mitgeschleppt haben, was nicht niet- und nagelfest war?“

„O nein,“ erwiederte er lachend, „sie haben sogar das mitgenommen, was niet- und nagelfest war. Sie haben die Oefen aus den Baracken gebrochen, sie haben die Laternenpfähle dort drüben ausgerissen; in den Kasernen, im Lazareth fehlt Alles, sie haben sogar die

Nägel aus der Wand gerissen, an denen sie Kleidungsstücke aufgehängt hatten. Im Telegraphenamt fehlen alle telegraphischen Instrumente. Man erzählte mir, daß sie sogar die Fußböden aufgerissen und aus den Bretern Kisten gezimmert haben."

„Und das Geld in den Kassen?"

„Glauben Sie etwa, daß die Dänen Geld liegen lassen? Nein, das wäre doch zu naiv!"

Wir waren am „Südjütlands-Brückenkopf" angekommen. Der Name umschließt eine kolossale Frechheit, und zwar eine zweifache Frechheit, einmal, indem Schleswig „Südjütland" genannt wird, dann, indem sie mit dieser Benennung die Grenze Schleswigs bis mitten in die Stadt Rendsburg verlegen. Aber wenn es auf dänische Anmaßung ankommt, da kann man ja über gar nichts erstaunen! Nun gingen wir links an dem Fort abwärts, immer an der Eider entlang, durch den sogenannten Schlangenweg und über die Schiffbrücke nach der Schleuße zu. Im Sommer ist dieser Weg ein sehr angenehmer Spaziergang. Links schweift das Auge über die blaue Wasserfläche des Flusses, welcher sich hier zu einem weiten Becken ausdehnt, rechts erheben sich hinter duftigen Wiesen die charakteristischen Häuser der Altstadt. Heute deckte die ganze Umgebung eine

weiße Schnee- und Eisdecke. „Wohin führen Sie mich denn eigentlich hier, Freund?“ fragte ich den in schnellem Schritt neben mir gehenden Advocaten.

„Wohin? nun, nach dem Kronwerk. Sie sollen doch die Hannemänner ganz in der Nähe sehen. Sehen Sie da drüben den Danebrog? Er ist auf halben Stock aufgezogen, wegen der Trauer.“

Richtig, drüben am andern Ufer des Flusses flatterte lustig der Danebrog, das weiße Kreuz im rothen Felde auf hoher Stange. Noch einige hundert Schritt, und wir waren im Kronwerk angekommen. Die Scenerie war sehr belebt. Hier, gleich neben uns, waren eine Compagnie sächsischer Infanterie und eine Abtheilung Pioniere beschäftigt Erdschanzen aufzuwerfen. Mühsam arbeitete der Spaten in dem gefrornen Boden. Drüben am andern Ufer des Flusses standen das Zollhaus und einige andere Gebäude, welche dänische Infanterie besetzt hielt. „O,“ sagte der Advocat, „kommen Sie, Sie können die Dänen noch näher haben. Auf zehn Schritte sollen Sie Hannemann sehen.“ Wir gingen an dem Wasserbecken entlang bis dahin, wo dasselbe durch eine Schleuße mit einem zweiten, weiten Wasserbecken verbunden war. Die Schleuße hatte eine Breite von ungefähr zwanzig Schritt. Ueber derselben

lag eine Brücke, welche aufgezogen werden konnte. Jenseits derselben standen zwei dänische Posten. Hier, auf der andern Seite standen ihnen zwei sächsische Posten gegenüber. Die Dänen hatten das Gebäude, welches ihnen als Wachthaus diente, durch eine hohe Palissadenreihe gegen die Brücke zu geschützt. Hier drüben hatten die Sachsen ihre Wache ebenfalls in einem hart am Ufer liegenden Gebäude eingerichtet, und eine Palissadenreihe gerade derjenigen der Dänen gegenüber erbaut. Officiere und Soldaten gingen ab und zu. Viele Soldaten standen an der Schleußenbrücke und schauten plaudernd hinüber. Vor dem sächsischen Wachthause wehten die schleswig-holsteinische und die deutsche Fahne. So nahe haben sich Deutsche und Dänen lange nicht gegenüber gestanden.

„Was meint ihr, Kinder?“ fragte ich die neben uns stehenden Unterofficiere und Soldaten, „wollen wir nicht hinüber über die Brücke und die Hannemänner aus dem Lande treiben?“

„O,“ erwiederte einer der Unterofficiere, „wenn wir nur dürften, wie wir wollten, die Dänen wären auch schon aus Schleswig. Aber da stehen wir hier und dürfen nicht vorwärts, und da drüben plündern die Dänen die schleswigschen Dörfer aus. Nie dürfen wir

wieder nach Dresden kommen, wenn wir die Dänen nicht aus dem Lande getrieben haben. Man wird uns verachten. Und so denken wir Alle, die Soldaten und die Unterofficiere. Und es liegt doch nicht an uns."

„Ja, so denken wir Alle," sagte ein zweiter Unterofficier, „alle Sachsen. Auch die Hannoveraner denken so. Wir gehen nicht wieder zurück nach Altona."

Da trat ein Rendsburger Bürger heran, als er uns bemerkte. Ich kannte ihn recht gut, noch von früher her. „Schändlich," rief er, „ist das nicht schändlich? Sehen Sie da drüben die sechs holsteinischen Dörfer, welche zwischen Eider und Sorge liegen. Bis jetzt hat kein Mensch in der Welt bestritten, daß sie zu Holstein gehören. Und die Dänen halten sie besetzt und plündern sie aus, und wir stehen hier und sehen zu, und der Bundestag — setzt keine Sitzung an. So eben erzählt mir ein Mann aus Büdelsdorf, aus dem größten Dorfe da drüben, daß gestern bereits Execution angesagt ist, wegen der eigentlich erst am 14. Januar fälligen Steuern. Es ist den Dänen plötzlich eingefallen, sie zum 5. Januar einzufordern. Und eine Requisition ist angesagt, die die Dörfer vollkommen ruiniren muß. Von Heu und Stroh soll die Hufe Landes 3—4000 Pfund liefern. Schwertfeger, der den „Megger Koog"

besitzt, soll allein eine Million Pfund Heu liefern. Und es ist so leicht, jetzt die ganze Danewerkstellung zu nehmen," fuhr er fort, „jetzt, wo die Treene und die Schley gefroren sind; fast ohne Verlust kann man sie nehmen, während, wenn das Wasser wieder auf ist, zehntausend Menschen dabei umkommen können. Es ist eine schändliche Geschichte."

„Kennen Sie die Stellung so genau?" fragte ich ihn.

„Ganz genau. Ich habe darin gearbeitet. Ich kenne jede Schanze, jedes Geschütz. Wenn Sie wollen, will ich Ihnen die Stellung ganz genau beschreiben. Aber ich muß schleunig nach der Stadt. Sie müssen mit mir zurückgehn."

Wir gingen der Eisenbahn entlang bei der Schanze, welche dort die Hannoveraner bauen, vorüber nach der Stadt. „Unsinn," murmelte der Rendsburger Bürger, als wir bei den Schanzarbeitern vorüberkamen, „diese Schanze! Was soll die Schanze? Sie wird nur angelegt, um die Leute zu beschäftigen." Auf dem Eise liefen halberwachsene Knaben Schlittschuh. Sie hatten bunte Bänder in den schleswig-holsteinischen Farben in Händen, und wenn sie ganz in der Nähe der drüben postirten dänischen Schildwachen waren, hielten sie

ihnen die Bänder hin und riefen: „Hannemann, kennst Du dat?“ oder: „Hannemann, kannst mi kriegen?“ worauf sie dann eilig zu dem andern Ufer zurückjagten.

„Unsere Lage ist wahrlich zu ernst zu solchem Kinderspiel,“ sagte der Rendsburger Bürger, als wir neben dem Flüßchen hin zur Stadt zurückgingen. „Aber hören Sie jetzt, nun will ich Ihnen die Danewerkstellung schildern, Herr Doctor; aber bringen Sie's in Deutschland in die größte Zeitung. Die Dänen werden sich schändlich darüber ärgern. Allein können Sie nicht Schleswig-Holstein erobern, leider nicht; aber so geärgert hat die Dänen, wie Sie, bis jetzt selten Jemand. Also hören Sie: Friedrichsstadt bildet den rechten Flügel der Stellung. Es hat drei Schanzen, eine starke Schanze und zwei Lünetten. Sie sind mit 13 Kanonen armirt, 6pfünder bis 84pfünder. Der Brückenkopf ist zerstört. Nun weiter nach links. Die nächsten Schanzen sind bei Hollingstedt. Zwischen Friedrichsstadt und Hollingstedt bildet die Treene die Ueberschwemmung des Treenethals. Zwischen Hollingstedt und Kurburg sind neun starke Schanzen. Sie sind armirt mit einem 84pfünder, zwei 24pfündern, zwei 18pfündern und zwei 6pfündern. Von Kur-

burg bis Danewerk sind fünf Schanzen. Sie sind ebenso armirt, wie die vorigen. Das Terrain ist dort flach. Von Danewerk bis Bustorf sind acht Schanzen. Davon sind drei Schanzen nicht armirt. Das Terrain ist hügelig. Hier ist die Stellung am leichtesten angreifbar, weil das vorliegende Terrain aus Moorgrund und Wiesen besteht, und das gegenüberliegende Terrain hügelig ist. Jetzt ist das ganze Terrain gefroren. Hier ist die Stellung also bei dem gefrornen Terrain, und weil die Schanzen nicht armirt sind, leicht zu nehmen. Bei Friedrichsberg ist eine Schanze mit vier Geschützen, zwei 18pfündern und zwei 6pfündern. Hier beginnt nun die Schley. Jetzt ist sie gefroren und haltlos. Die nächsten Schanzen sind bei Missunde. Es sind ihrer drei, jede mit acht Geschützen armirt. Bei Missunde ist die leichteste Uebergangsstelle über die Schley. Die ganze Schanzenreihe hat bis Schleswig eine Länge von sieben Meilen, von Schleswig bis Missunde dritthalb Meilen. Zu ihrer Besetzung sind wenigstens 2400 Artilleristen nöthig. Es ist gar nicht zu verantworten, daß die Stellung nicht jetzt augenblicklich angegriffen wird. Wie ich Ihnen sage, sie wäre fast ohne Blutverlust zu nehmen."

„Aber warum armiren die Dänen die Schanzen

nicht jetzt vollständig?" mußte ich doch meinen Begleiter fragen, der sich nach und nach in eine Entrüstung hineingeredet hatte, wie sie mir bei einem Schleswig-Holsteiner noch nicht vorgekommen war.

„Das wäre ein Kunststück," rief er aus, „was selbst die Energie der dänischen Regierung nicht fertig bringen würde. Materiell ist die ganze Vertheidigungslinie noch höchst unvollständig; vor acht Tagen waren die Pulvermagazine noch nicht fertig. Die Dänen werden auch nie im Stande sein, die Linie zu besetzen. Bei der Anlage ist auf Mitwirkung einer schwedischen Armee von 40—50,000 Mann gerechnet. Leider bleibt die Armee nur aus."

Wir waren wieder bei „Südjütlands-Brückenkopf" am Jungfernstieg angekommen.

Am Abend wäre ich durch einen Zufall fast den Dänen in die Hände gerathen. Ich war im Begriff, vor Pahl's Hôtel am Paradeplatze in eine Droschke zu steigen, um nach dem Bahnhof zu fahren. Da sprang der Hauptmann von Kolb, der jetzige Besitzer des Gasthofes, der während der Feldzüge eine Compagnie der schleswig-holsteinischen Armee führte, hinzu und rief: „Was Teufel, wo wollen Sie denn hin?"

„Nun, ich will nach Kiel und fahre nach dem Bahn-

hof," entgegnete ich, ganz verwundert über die an dem sonst so ruhigen Hauptmann ungewohnte Hitze.

„Haben Sie denn vergessen, daß die dänische Regierung seit zwei Jahren schon befohlen hat, Sie, sowie Sie sich in den Herzogthümern betreten lassen, zu verhaften und gefangen nach Kopenhagen zu führen? Den Bahnhof haben die Dänen ja noch besetzt. Steigen Sie aus. Ich will Sie nach der Haltestelle in der Stadt führen."

Ich ging mit dem braven Hauptmann nach der Haltestelle. Dort brachten wir noch eine halbe Stunde im Wartezimmer zu, bis der Zug ankam, um mich nach Kiel zu fahren. Das Wartezimmer war voll von Reisenden, mehrere Damen und Bürger aus Rendsburg, hannoversche Officiere und Fremde, welche ebenfalls nach Kiel und Altona wollten. Das „Unglück im Lande" und der „verlassene Bruderstamm" in Schleswig gab zu einer Menge leidenschaftlicher Ausbrüche Veranlassung. Am heftigsten traten die Damen auf, welche von den Officieren die Zurückforderung der in der dänischen Armee dienenden Schleswig-Holsteiner und die sofortige Vertreibung der Dänen aus Schleswig verlangten. Alle waren vollkommen miteinander einverstanden. Hätte es an den im Wartezimmer der Eisen-

[B]ahnstation zu Rendsburg befindlichen Personen gelegen, die Dänen wären noch heute Abend aus den sechs holsteinischen Dörfern zwischen Eider und Sorge geworfen worden.

Fünftes Kapitel.

Von Rendsburg nach Kiel.

Der Bahnhof zu Rendsburg. — Der Angeliter Landmann. — Zustände in Angeln unter dänischer Herrschaft. — Pastor Barfoed. — Pastor Höch. — Apotheker Funk. — Dänische Truppen und Requisitionen in Angeln. — Der Bahnhof in Neumünster. — Erbitterung und Mißtrauen. — Dänische Gewaltthaten in Schleswig. — Dänische Beamte in Holstein. — Dänische Plünderungen in Holstein. — Die Stimmung gegen den Bundestag. — Ein Kieler Patriot und die Berliner. — Apathie und Gleichgültigkeit. — Ankunft in Kiel.

Endlich kam der Zug, welcher Abends von Flensburg nach Kiel führt, an der in der Stadt Rendsburg gelegenen Haltestelle an. Der Bahnhof war, wie erwähnt, noch in der Gewalt der Dänen ebenso wie die sechs holsteinischen Dörfer, welche zwischen Eider

und Sorge liegen. Es war unbegreiflich, ebenso unbegreiflich, wie daß die Zoll- und Postverwaltung fast in allen holsteinischen Städten noch in den Händen dänischer Beamten war. Es war nicht möglich, in Holstein einen Brief mit der Sicherheit aufzugeben, daß er an seinem Bestimmungsorte ankommen würde. Der Zug war wenig besetzt, wie alle Züge, welche Abends von Norden nach Holstein führen. In dem Coupé, wo ich meinen Platz nahm, saß nur ein einzelner älterer Mann von halb städtischem, halb ländlichem Aussehen. Das Abfahrtssignal ertönte. Der Zug brauste vorwärts nach Süden.

„Kommen Sie aus Flensburg?“ fragte ich meinen mir gegenübersitzenden Reisegefährten.

„Nein,“ erwiederte er, „ich komme aus Angeln.“—

Angeln ist der nordöstliche Theil von Schleswig, der auf der einen Seite von der von Schleswig nach Flensburg führenden Landstraße, auf der andern Seite von der Ostsee begrenzt wird. Angeln gehört zu den reichsten Districten von Schleswig-Holstein. Mit Stolz sagten mir oft die Bauern in Angeln: Die Dänen hätten uns lange ruinirt, wenn wir nicht zu wohlhabend wären. Aber Angeln steht auch unter den Districten des schleswigschen Landes, welche den Dänen

während der verflossenen elf Jahre den zähesten und bedeutendsten Widerstand geleistet haben, denn der Angeliter ist außerordentlich zäher Natur. Langsam, bedächtig, oft mißtrauisch in seiner Langsamkeit und Bedächtigkeit, hält er eisern fest an dem, von dessen Wahrheit und Richtigkeit er überzeugt ist; nichts erschüttert ihn in seinem Willen und in seiner Ueberzeugung. Er ist noch weit hartnäckiger und zäher, wie der Friese, welcher an der Westküste und auf den sturmumflutheten Inseln der Nordsee wohnt. Nie würden die Dänen, und wenn sie hundert Jahre lang Angeln besetzt hielten, bei dieser zähen Bevölkerung mit ihren Danisirungsmaßregeln Fortschritte machen. Angeln fiel fast ganz unter die sogenannten „gemischten" Districte. „Gemischte" Districte nannte die dänische Regierung diejenigen Landestheile des Herzogthums Schleswig, wo sie in Schule, Kirche und Verwaltung mit Gewalt die dänische Sprache eingeführt hatte, weil sie behauptete, daß in diesen gemischten Districten Deutsche und Dänen durcheinander wohnten. Für Angeln war diese Behauptung eine dreiste und freche Lüge. Ich habe ganz Angeln nach allen Richtungen der Windrose bereist, und mich überall nach der numerischen Ziffer der dänischen und deutschen Bevölke-

rung auf das sorgfältigste bekümmert, und ich fand, daß in allen „gemischten" Districten Angelns, außer den dänischen Beamten, Schulmeistern und Pastoren, und außer einigen ausgewanderten Jüten, welche da als Knechte dienen, gar keine Dänen ansässig waren. Es giebt keine einzige Familie in Angeln, in der die dänische Sprache gesprochen wird. Die wenigen alten Leute, welche hie und da durch Zufall sporadisch über die reichen Fluren Angelns zerstreut sind, verstehen und reden höchstens die plattdänische Sprache, die dänische Schriftsprache ist ihnen vollkommen unverständlich. Was soll man also von der Danisirungswuth der dänischen Regierung in Kopenhagen sagen, diese Districte „gemischte" Districte zu taufen, und dort gewaltsam der Bevölkerung die dänische Sprache zu octroyiren? Und doch ist dies seit den letzten elf Jahren mit einer Zähigkeit geschehen, welche nur von der noch größeren Zähigkeit der Angeliter überwunden werden konnte. Außer den Renegaten, welche sich den Danisirungsideen der Regierung in Kopenhagen gefügt hatten, waren in Angeln seit den letzten zehn Jahren alle Deutschen aus ihren Stellen als Beamte, Schulmeister und Pastoren gewaltsam entfernt und mit der größten Brutalität aus dem Lande getrieben. Die Stellen waren dagegen mit

Dänen besetzt worden, welche sich blindlings den Anordnungen aus Kopenhagen fügten, und blinde Werkzeuge der dort regierenden eiderdänischen Partei waren. Es giebt übrigens in Dänemark eine große Partei, welche mit diesen Regierungsmaßregeln ganz und gar nicht einverstanden war. So kam es, daß selbst auf den dänischen Inseln, wo der Eiderdanismus vertreten ist, Männer von Ueberzeugung und Ehre sich durchaus weigerten, sich in Angeln als Werkzeuge des dänischen Despotismus verwenden zu lassen, so daß die Regierung oft gezwungen war, ganz charakterlose und unwissende Subjecte als ihre Satelliten in Angeln zu verwenden. Seit elf Jahren war Angeln voll von Skandalgeschichten, welche sich die Bauern von der Dummheit, Immoralität und Charakterlosigkeit ihrer Beamten, Schulmeister und Pastoren erzählten. Sehr selten waren diese Geschichten übertrieben, so oft wie sie auch ans Fabelhafte zu streifen scheinen — es liegt nicht im Charakter des Angeliters, zu übertreiben. Daß diese Menschen oft die deutsche Sprache gar nicht verstanden oder ein unverständliches Kauderwelsch redeten und aller geistigen und wissenschaftlichen Bildung entbehrten, gehörte gar nicht unter die Seltenheiten, genug, wenn sie nur einen Vorzug hatten, der der

dänischen Regierung in Kopenhagen zu ihrer Anstellungsfähigkeit vollkommen genügte, nämlich den, die Befehle ihrer Regierung behufs Danisirung des unglücklichen Landes schonungslos und mit der größten Consequenz zu vollziehen. So wurde in Angeln in den Schulen, außer zwei Stunden in der Woche, welche in manchen Schulen auf eine reducirt wurde, der Unterricht in dänischer Sprache ertheilt. Unterricht in allen Fächern der Wissenschaft, in der Geographie, in der Geschichte, in den Naturwissenschaften, in der Literatur nach dänischen Lehrbüchern in dänischer Sprache, von der die Kinder weder etwas verstehen noch verstehen wollten! Und von welchen Subjecten wurde dieser Unterricht oft ertheilt! Ich kannte Schulmeister in Angeln, welche so dumm waren, daß mancher Angeliter Bauer sie nicht als Knecht hinter dem Pfluge verwendet haben würde; die ganze Jugendbildung ging dabei selbstverständlich zu Grunde. Ebenso war es in der Kirche. Abwechselnd wurde in allen gemischten Districten in deutscher und dänischer Sprache gepredigt. Die Bauern besuchten aber weder die deutsche noch die dänische Predigt. Die Kirchen standen vollkommen leer. Ich bin am Sonntage durch Dörfer in Angeln gekommen, wo Niemand in der Kirche war, als der

Pastor, der Küster, der Gensdarm, einige dänische Beamten und die Schulkinder, welche durch enorme Strafen, welche man ihren Eltern auferlegt, zum Besuche der Kirche und Schule gezwungen wurden. In der Verwaltung, in der Akten- und Geschäftssprache wurden alle Verfügungen in dänischer Sprache erlassen. Ob Diejenigen, denen diese Verfügungen zugingen, dieselben verstanden oder nicht verstanden, war den Beamten natürlich vollkommen gleichgültig. Durch enorme Geldstrafen wurden sie gezwungen, in dänischer Sprache diese Verfügungen zu beantworten. Gutsbesitzer, bei denen ich auf meinen Reisen durch Angeln verkehrte, wurden in 50 und 100 Bankthaler Brüche verurtheilt, weil sie Verfügungen des dänischen Hardesvogts nicht in dänischer, sondern in deutscher Sprache beantwortet hatten. Sie verstanden kein Wort dänisch, noch weniger waren sie im Stande, dänisch zu sprechen; sie waren also gezwungen, sich durch ihren dänischen Schulmeister, welcher auch ein wenig deutsch radebrechte, ihre Berichte in das Dänische übersetzen zu lassen, wenn sie nicht neuerdings in 50 oder 100 Bankthaler Brüche verurtheilt werden wollten, welche mit der größten Strenge nach wenigen Tagen executivisch beigetrieben wurden. Sogar die Inschriften auf den

Wegweisern wurden in dänischer Sprache angeschrieben. Die deutschen Namen der Dörfer und der Städte verschwanden officiell aus den Registern und Listen. Aber der Angeliter Bauer ist zäher, wie die Consequenz der Dänen. Er ging gar nicht mehr in die Kirche, er besuchte weder die dänische, noch die deutsche Predigt; er ließ seine Kinder wild aufwachsen, oder schickte sie zur Erziehung in die Fremde; er erlitt lieber den größten materiellen Schaden, als daß er dänisch sprach; er entzog sich jedes Umganges, ja jeder Berührung mit dem dänischen Pastor, mit dem dänischen Beamten, mit dem dänischen Schulmeister; er redete ihn nicht an und erwiederte seinen Gruß nicht; er lud ihn nicht ein in sein Haus, er setzte sich im Kruge mit ihm nicht an denselben Tisch, er gab ihm kein Feuer für seine Pfeife; er ließ in der Kirche taufen, um den dänischen Pastor nicht in seinem Hause zu sehen; er ließe lieber gar nicht taufen, wenn er nicht durch hohe „Brüche“ dazu gezwungen würde. Mitten in einem bewohnten Lande lebte der dänische Beamte, der dänische Pastor wie in einer Wüste, nur auf den Umgang mit seinen Collegen und mit seiner Familie angewiesen. Aber er hatte alle Scham, alles Ehrgefühl verloren. Er blieb und erfreute sich seiner fetten Pfründe, oder vergrößerte die

Einkünfte dieser Pfründe durch ungerechte Sportulirungen und Bedrückungen. Für ihn war seine Stelle sein „Levebrod". Selbst der Officier der dänischen Armee verachtete ihn und nannte ihn den „Levebröder".

Aus diesem charakteristischen Lande war also mein Reisegefährte.

„Wo wohnen Sie in Angeln?" fragte ich.

„In der Nähe von Sörup."

Sörup ist eines der reichsten Kirchspiele in Angeln.

„Ist denn der Barfoed dort noch Pastor?" fragte ich.

„Gewiß. Wie sollten wir ihn los werden, wenn die deutschen Truppen nicht die Dänen aus dem Lande jagen? Aber er gehört nicht zu den schlechtesten Pastoren, wenn er auch nicht ordentlich deutsch spricht."

„Wer ist denn Pastor in Störup?"

„In Störup ist Höch Pastor."

„Wird denn die Kirche in Störup jetzt besucht?"

„Kein Mensch geht in die Kirche. Der Höch steigt auch nicht mehr auf die Kanzel. Schon seit Jahren ist er so kränklich und schwach, daß er nur vor dem Altar die Predigt abliest. Aber es ist ja ganz gleich. Er hat nie einen Zuhörer gehabt, und wird auch keinen be-

kommen. Ich selbst bin schon seit acht Jahren niemals mehr in der Kirche gewesen."

„Und wie steht es mit dem dänischen Apotheker in Quern?"

Die dänische Regierung hatte nämlich seit den letzten Jahren in ihrer tollen Danisirungswuth auch das Medicinalwesen danisirt, und die Stellen aller Medicinalbeamten, Aerzte und Apotheker in die Hände geborner Dänen gelegt. In Quern war ein deutscher Apotheker, Namens Funk, den die dänische Regierung aus dem Lande hinausmaßregelte, weil sie seinen Einfluß auf die deutsche Bevölkerung fürchtete. Wie einst den unglücklichen Karberg in Apenrade, zwangen die dänischen Behörden den deutschen Apotheker, zu einem Spottpreis seine schöne und einträgliche Apotheke einem einfältigen dänischen Pharmaceuten zu verkaufen, und maßregelten ihn dann aus dem Lande hinaus. Aber die Dänen hatten die Rechnung, wie man sagt, ohne den Wirth gemacht. Die Apotheke in Quern stand von dem Tage an, wo der brave Funk sie verließ, einsam und verlassen. Niemand kaufte, außer den dänischen Beamten, dort für einen Schilling mehr. Vergebens gab sich der Däne alle erdenkliche Mühe. Er war sogar bereit, zu der deutschen Partei überzugehen. In den ersten Tagen

seines Antritts stellte er sich, als wenn er kein deutsches Wort weder spräche, noch verstände. Nach vier Wochen sprach er deutsch und nach acht Wochen gab er sich alle erdenkliche Mühe, zu den umwohnenden Hofbesitzern in irgend ein näheres Verhältniß zu treten. Aber vergebens. Alle wiesen ihn zurück. Die Bauern richteten einen regelmäßigen Botendienst ein, der sich von dem Dorfe Steinberg nach dem großen Kirchdorfe Satrup erstreckte, um aus der dortigen deutschen Apotheke den ganzen Distrikt mit Apothekerwaaren zu versorgen. Der Bote ging alle Tage und berührte alle Dörfer der Umgegend. „Wir wollen den Dänen aushungern", sagten die Bauern, dann wird er von selbst gehen. Schließlich ließ ihm die dänische Regierung regelmäßige Unterstützungen zukommen, damit er nicht verhungerte. Nach diesem Manne erkundigte ich mich bei dem Angeliter Landmann.

„Wie es mit dem Jessen steht, mit dem dänischen Apotheker in Quern?" erwiederte er mir, „nun, daß er noch nicht verhungert ist, hat er nur den Unterstützungen der dänischen Regierung zu verdanken. Kein Angeliter kauft dort für einen Bankschilling."

„Und geht der Bote von Steinberg nach Satrup noch alle Tage?" —

„Alle Tage. Er wird so lange gehen, wie der Däne in der Apotheke sitzt.“

„Was macht denn der Pastor Bock in Eschgruß?“

„Nun, er predigt nach wie vor, vor leeren Bänken. Kein Mensch geht in Eschgruß zur Kirche. Aber er empfindet es, glauben Sie's nur. Er ist kränklich vor Aerger geworden. Neulich war er einmal ein Vierteljahr verreist, wahrscheinlich um sich von dem Aerger zu erholen.“

„Haben Sie denn viel Truppen im Lande?“

„Es steckt Alles voll, meistens Reiterei aus Seeland.“ —

„Wie betragen sich denn die Dänen?“ —

„Darüber können wir nicht klagen. Sie betragen sich gut. Es wäre Unrecht, anders zu sagen. Aber sie fressen uns auf. Die Einquartierungslast ist sehr groß. Wären wir nicht so wohlhabend, so könnten wir es nicht aushalten.“ —

„Wie ist denn die Stimmung unter den Truppen für die dänische Regierung?“ —

„Nicht gut. Ich bin überzeugt, sie würden, wenn sie jetzt sofort angegriffen würden, keinen großen Widerstand leisten.“

„Sind denn schon Requisitionen in Angeln ausgeschrieben?“ —

„Noch nicht, aber wir fürchten es alle Tage. Von den großen Requisitionen in Schwansen an Heu, Stroh und Wagen werden Sie wohl schon gehört haben. Ganz Schwansen wird ruinirt, wenn das so fort geht, und wir nicht bald Hilfe bekommen. Oh, es ist schändlich.“ —

„Kennen Sie auch den Hagemann auf Ohrfeldt?“ —

„Den Oberpolizeiverwalter von Angeln, wer sollte ihn in Angeln nicht kennen? Es ist der verhaßteste Mensch im ganzen Lande.“ —

„Und wollt Ihr an diesem dänischen Oberpolizeimeister nicht ein Exempel statuiren, wenn die deutschen Truppen ins Land kommen? Wollt Ihr ihn nicht todtschlagen?“ —

„Todtschlagen? Nein, das wäre nicht christlich. Mag er gehen.“ —

Ich war über diese Antwort nicht erstaunt. In Parma, in Modena, in Neapel, in Venetien wäre ein bourbonischer oder österreichischer Polizeimeister vor fünf Jahren, wenn er wie Hagemann gewirthschaftet hätte,

längst getödtet worden. In Schleswig-Holstein nicht. Wie oft habe ich in Angeln Abends mit den Hofbesitzern im „Pesel“ (Saal — das größte Zimmer eines anglischen Hauses) gesessen und ihnen, wenn sie mir, Thränen in den Augen, klagten, wie sie von dem Lumpengesindel, welches ihnen die dänische Regierung von den Inseln als Pastoren und Beamte ins Land schicke, gepeinigt und geknechtet würden, gerathen, an diesen Elenden einige Mal ein Exempel zu statuiren; immer schüttelten sie dann den Kopf und erwiederten mir mit ernster und trauriger Miene: „Ne Hähr, dat is nich use Ohrt“ (Nein Herr, das ist nicht unsre Art).

Von diesem Bewußtsein der Ordnung und Gesetzlichkeit war auch der Angeliter Landmann beseelt, der mir hier im Coupé der Eisenbahn gegenüber saß. Der Zug hielt. „Neumünster, Neumünster“ riefen die Schaffner wieder in die geöffneten Coupé's. Der Angeliter Hofbesitzer fuhr mit demselben Zuge nach Altona; ich mußte den nach Kiel abgehenden Zug erwarten. Als ich im Begriff war, aus dem Wagen zu springen, hielt mein Reisegefährte mich einen Moment zurück. „Sagen Sie mir doch,“ fragte er mich in plattdeutscher Mundart, „wer Sie eigentlich sind, der Sie unser Land so genau kennen?“ —

Ich lachte. „Oh,“ rief ich, „Sie kennen mich recht gut. Ich bin Gustav Rasch.“

Da schüttelte mir der Angeliter in der herzlichsten Weise die Hand, und sah mich so freundlich an, wie dies einem Angeliter bei seinem ruhigen Gesichtsausdrucke überhaupt nur möglich ist. „Das freut mich, Sie zu sehen,“ rief er, „wie haben Sie die Dänen schon geärgert!“

Ich sprang aus dem Wagen. „Sagt dem Hagemann,“ rief ich noch dem Manne zu, „daß, wenn die deutschen Truppen nach Angeln kommen, er so schnell, wie seine Pferde ihn fahren können, zu den Dänen entfliehen möge. Finde ich ihn in Angeln, so soll er seiner Strafe nicht entgehen.“

„Guten Abend, Herr Doctor,“ hörte ich neben mir eine bekannte Stimme sagen. „Sie haben über eine halbe Stunde Zeit nach Kiel, trinken Sie erst ein Glas Grog; es ist sehr kalt.“

Es war der Hausdiener aus dem hart neben der Eisenbahn gelegenen Bahnhofshôtel. Sein Rath war zu gut, um ihn nicht zu befolgen. In dem Gesellschaftszimmer des Gasthofes ging es noch weit lebendiger her, wie vorgestern Abend. Flüchtlinge aus Schleswig, Reisende aus Friesland, Geschäftsleute aus

Altona und Kiel, sächsische und hannoversche Officiere. Auch der brave „Insurgentenlieutenant“, Buchhändler Herzbruch aus Flensburg, war wieder da. Als ich eintrat, berichtete gerade ein Rendsburger Kaufmann, der nach Kiel reiste, von den Zuständen in Rendsburg. „Es ist unverantwortlich von den Bundescommissären,“ rief er, „daß sie uns diese dänischen Beamten nicht vom Halse schaffen. Auch in Rendsburg kann man mit Sicherheit keinen Brief auf der Post aufgeben. Noch immer ist der Kammerjunker v. Meyern Postmeister. Der Kerl ist ein geborener Däne, war früher Postmeister in Preetz und ist im Jahre 1848 dort von der Bevölkerung fortgejagt worden. Was er für Gesinnungen gegen die Deutschen hat, können Sie daraus ersehen, daß kurz vor dem Abzuge der Dänen in seinem Hause ein Toast darauf ausgebracht wurde, daß doch bald die Zeit käme, wo man drei unserer besten Patrioten in Rendsburg, Böse, Wiggers und Lehmann hängen könne.“

„Das ist ja schändlich,“ rief man von allen Seiten, „und solch' einen Kerl lassen die Bundescommissäre in Dienst? Da ist das Briefgeheimniß in guten Händen.“

„Nun,“ erwiederte der Rendsburger, „darüber ist doch nicht zu erstaunen. Der Stadtpräsident Wridt

und der Stadtsekretär Schreiter stehen ja auch noch an der Spitze der Geschäfte. Der Eine ist ein geborener Däne, der Andere ein Renegat aus Kiel. Einer so schlecht, wie der Andere. Auch der Controleur Böttcher ist noch im Amte, auch die Kammeräthe Stoldt und Krüger, welche an der Spitze der holsteinischen Centralkasse stehen. Es ist ja gar keine Aussicht, daß die Gelder nicht anders verwandt werden."

— „Nun und die andern Zoll- und Kassenbeamten?" fragte ein hannoverscher Officier.

— „Haben sämmtlich Christian dem Neunten geschworen, sind aber unschädliche Subjecte." —

„Ihr seid selbst Schuld an der Geschichte," konnte ich nicht unterlassen, dem Rendsburger zu sagen, „Ihr hättet alle dänischen Beamten zum Teufel jagen sollen, als die Sachsen einzogen. Sie wären alle davon gelaufen, wenn man eine ordentliche „Pression" ausgeübt hätte."

„Ja, Recht haben Sie," riefen mehrere Stimmen.

„Nun, zum Teufel, warum ist es denn nicht geschehen?" —

Man blieb mir die Antwort schuldig. Ich wußte die Antwort wohl.

„Nun, und wie viel Truppen liegen jetzt in Rends-

burg," fragte der hannoversche Officier einen neben ihm sitzenden Schleswiger Kaufmann, der ebenfalls nach Kiel wollte.

„Ungefähr 2500 Mann, Sachsen, Hannoveraner und österreichische Pionniere." —

„Ja, daß sie uns nicht zu Hilfe kommen, daß sie hier still liegen," rief der Schleswiger, „das ist gar nicht zu verantworten. Jetzt, bei dem starken Frost, könnten die Schanzen in der Danewerkstellung ohne Verlust genommen werden."

„Es ist nicht unsere Schuld," sagte der hannoversche Capitän, „wir rückten lieber heute, wie morgen vor. Messen Sie uns das nicht zu."

„Nein," sagte ich, „ich komme aus Rendsburg. Ich habe mit vielen hannoverschen und sächsischen Unterofficieren und Soldaten gesprochen. Die Armee ist nicht Schuld. In ihr herrscht der beste Geist, der beste Wille und klares Verständniß der Lage. Die Vorwürfe gebühren nur dem Bundestage."

„Und wie wir ausgesogen werden im südlichen Schleswig," rief der Schleswiger erbittert. „Wir werden ja Alle ruinirt. Die Einquartierungslast, die Requisitionen, Alles das ist ja gar nicht mehr zu ertragen. In manchen Häusern sind 20—50 Dänen als Ein-

quartierung. Jetzt wird Südschleswig ruinirt, dann kommt Mittelschleswig, dann Nordschleswig an die Reihe. Die Dänen können diese Massen von Stroh und Heu, welche sie jetzt mit Gewalt in „Dänischwohld“ wegnehmen, gar nicht gebrauchen; sie schleppen Alles mit fort.“

„Wissen Sie, was in der Hauptkasse in Lauenburg war, als die Dänen abzogen,“ sagte zu mir ein Bürger aus Neumünster, der neben mir saß und Thee trank, „wissen Sie's?“

„Nein, ich weiß es nicht.“

„Zwei Thaler und 20 Schillinge.“

Man lachte. „Ist das wirklich wahr?“ fragte ich.

„Es ist wirklich wahr. Ich habe es aus ganz sicherer Quelle. Sie können's wiedererzählen.“

„Nun, mich wundert nur Eins. Wissen Sie was? Daß die Dänen nicht auch diese 2 Thaler 20 Schillinge mitgenommen haben.“

Man lachte wiederum. Eigentlich war darüber nicht zu lachen. Wären die Bundestruppen schneller in Holstein eingerückt, so hätten die Dänen diese systematische Ausplünderung Holsteins nicht vornehmen können. Die Ausführung der Requisition der 1300 Pferde wurde nur durch das endliche Vorgehen der Sachsen und der

Hannoveraner gehindert. Sonst würde ohne Zweifel auch dieser Pferderaub vor sich gegangen sein. Unter noch weit stärkerem Druck litt jetzt der unglückliche, „verlassene Bruderstamm“ in Schleswig. Das Herzogthum wurde vollkommen ausgeplündert, während der Bundestag seine Sitzungen vertagte. Nur in Deutschland sind derartige Zustände möglich.

„Und wie die dänische Armee demoralisirt und herunter ist,“ sagte der Schleswiger. „Unglaubliche Dinge kommen vor. Die Disciplin hat aufgehört, sowohl unter den Soldaten, wie unter den Officieren. Ein Theil der Letzteren ist gegen den König erbittert, weil er dem deutschen Bund Zugeständnisse gemacht hat, ein anderer Theil, weil er nicht die Gesammtverfassung aufhebt, ein dritter Theil, weil er überhaupt da ist, und Dänemark nicht mit Schweden und Norwegen vereinigt wird. Wenn der Oberst und Regiments-Commandeur ein Hoch auf den König ausbringt, gehen die Officiere fort, und Keiner antwortet. Die in der Armee dienenden Jüten haben die Sache ganz satt, und gingen lieber heute als morgen nach Hause. Die Schleswiger sind unter die dänischen Regimenter gesteckt. Wie erbittert sie sind, brauche ich wohl nicht zu sagen. Neulich sind wieder 400 aus der Stadt Schleswig einbe-

rufen, lauter Familienväter. Es ist zum Verzweifeln, und hier geht die Sache durchaus nicht vorwärts."

Eine allgemeine Erbitterung begann im Saale Platz zu greifen. Die Erzählungen des Schleswigers regten Alle auf. Die stärksten Ausfälle fanden gegen den Bund, gegen die österreichische und preußische Regierung statt. Am größten äußerte sich aber die Erbitterung gegen Bismarck. Auch die Fortschrittspartei und der Nationalverein kamen sehr schlecht weg. „Mit Adressen und Petitionen sind die Dänen nicht aus Schleswig zu treiben," rief Einer; „auch nicht mit den Reden der Fortschrittspartei in der Berliner Kammer", rief ein Zweiter.

„Ich war neulich in Berlin", erzählte ein mir recht wohl bekannter Kieler Patriot; „als ich Freunde in der Kammer anfeuern wollte, doch für unsere Sache eine Demonstration zu machen, da erwiderte man mir: „Ja, Du kommst hier in ein Leichenhaus; solche Dinge sind hier nicht zu bewerkstelligen. Leichenhaus? fragte ich ganz entrüstet, was habt Ihr denn gemacht? Warum seid Ihr denn so gedrückt? Habt Ihr denn eine Revolution gemacht, habt Ihr Euch geschlagen, wie die Polen, steht Ihr denn unter dem Belagerungszustand? Nichts von alle dem. Den passiven Wider-

stand habt Ihr erfunden und diesen passiven Widerstand seit sechszehn Jahren festgehalten. Statt für unser Land Euch zu erheben, wie es in Süddeutschland geschieht, treibt Ihr Volksdiplomatie. Schämt Euch, Ihr seid mir ekelhaft.“ —

Gelächter vermischte sich mit Ausrufungen des Zornes und des Hohnes. „Ja, so ist es; es ist nicht anders“, rief man von allen Seiten.

„Aber ist denn das wirklich wahr?“ fragte der Bürger aus Neumünster, der mir den Bestand der dänischen Hauptkasse in Lauenburg angegeben hatte, „daß die sächsischen Truppen schleswig-holsteinische Deserteure in Rendsburg zurückgewiesen und sogar einen Dragoner ausgeliefert haben?“

Der hannoversche Officier bestritt die Thatsache als unmöglich. Der Rendsburger, der die Mittheilungen über die noch in Rendsburg befindlichen dänischen Beamten gemacht hatte, behauptete, sie sei allerdings leider wahr. Ich theilte dem Fragenden das Resultat meiner Nachforschungen in Rendsburg mit, welches darin bestand, daß man die Thatsache von der einen Seite ebenso bestimmt leugnete, wie sie von der andern bestätigt wurde, und daß man mir in Rendsburg gesagt

habe, man wolle Deserteure aufnehmen, wenn sie nicht in Uniform kämen, weil kein Krieg sei. Die Unzufriedenheit über derartige „Spitzfindigkeiten" äußerte sich wiederum in der stärksten Weise. „Nun", rief Jemand in plattdeutscher Sprache, „ich sehe die ganze schändliche Verrätherei aus dem Jahre 1851 schon von Neuem herankommen."

Der Schaffner rief wieder, wie vorgestern, zur Abfahrt nach Kiel. Schnell eilte ich, dem „Insurgentenlieutenant" im Vorbeigehen die Hand reichend, aus dem Zimmer nach dem Bahnhofe, und nach einigen Minuten brauste der Zug ostwärts nach Kiel. Mit meinen Reisen von Neumünster aus, mag es nun nach Rendsburg, nach Kiel oder nach Altona gehen, scheine ich keinen Treffer zu haben. Meine Reisegesellschaft ist dann immer entsetzlich monoton. So war es auch heute. In meinem Coupé saßen fünf wohl in Pelze eingehüllte Männer. Alle waren, wie ich aus dem Dialekte ganz deutlich hörte, Holsteiner. Sie sprachen auf der ganzen Fahrt nach Kiel auch nicht ein Wort. Wenn ich nach diesen und jenen Dingen, welche die Zustände im Lande betrafen, fragte, erhielt ich höchstens ein „Ja" und „Nein" zur Antwort. Schließlich fragte Einer den Andern, wie ihm das Bier in Neumünster geschmeckt

habe? Nichts schien diese Gesellschaft zu interessiren, wie ihr eigenes, augenblickliches Wohlbehagen. Die Noth und Gefahr des Vaterlandes schien ihnen ganz gleichgiltig zu sein. Man trifft eine derartige Stagnation im geistigen Bewußtsein leider dann und wann in Holstein. Es ist ähnlich, wie in Mecklenburg. Man hat mir im vergangenen Jahre dort grausam von den Gutsbesitzern geprügelte Menschen vorgeführt. Selbst die grausamen Stockprügel hatten sie nicht aus ihrer Stagnation erweckt. Sie kannten weder den Haß, noch die Rache. So ist es freilich in Holstein nirgends. Aber meine Reisegefährten wurden mir auf der kurzen Tour bis nach Kiel ordentlich widerlich. Ich war froh, wie der Zug auf dem Bahnhofe von Kiel hielt. Der Droschkenkutscher, der mich von dort nach meiner höchstens acht Minuten entlegenen Wohnung und von dort zurück nach dem Hause des bekannten schleswig-holsteinischen Patrioten, des Architekten Martens fuhr, welches auch nur eine Entfernung von acht Minuten war, nahm mir für die Fahrt einen preußischen Thaler ab, da ich vergessen hatte, mit ihm zu accordiren. Wenn mir derartige Räubereien in Neapel passiren, wundere ich mich nicht. Für eine deutsche Stadt sind dergleichen Dinge eine Schande. Ich theile dies

kleine Ereigniß deshalb mit, um jeden Reisenden, der nach Kiel kommt, vor ähnlichen Spitzbübereien zu warnen.

Sechstes Kapitel.

Kieler Zustände während der Bundesexecution.

Freudige Stimmung in Kiel. — Fahnen, Blumen und Kränze. — Zähigkeit des Widerstandes der Kieler Bürger gegen die dänische Herrschaft. — Charakteristik Kiels und seiner Bewohner. — Abzug der Dänen. — Straßenexcesse der dänischen Officiere und Soldaten. — Ein ächt dänischer Streich. — Der Kieler Umschlag. — Die Bundescommissäre. — Dänische Beamte und deutsche Renegaten und Kiel. — Kieler Patrioten. — Der Lehrer Mester. — Der brave Zimmermeister Riepen. — Hauptmann Wiggers. — Bülow von Bootkamp.

Alle Straßen und Häuser waren noch aus den Tagen des Jubels und der Freude mit Kränzen, Blumengewinden und Fahnen in den deutschen und schleswig-holsteinischen Farben geschmückt, als ich nach Kiel kam. Kiel hat immer in dem nun zwölfjährigen Widerstande, den die Herzogthümer der dänischen Herrschaft entgegengesetzt haben, vorangestanden, warum sollte es nicht auch vor den anderen Städten in Schleswig-Hol-

stein in der Freude vorangehen, von der dänischen Herrschaft erlöst zu sein! Niemals haben die dänischen Beamten und Officiere mit ihren Familien im Kieler geselligen Leben irgend Boden fassen können; trotz aller Bemühungen, Schmeicheleien, Intriguen, welche sie mit unermüdlicher Zähigkeit in Bewegung setzten, um in die Monotonie ihres Lebens in Kiel irgend eine Abwechslung zu bringen, wurden sie mit einer Beharrlichkeit zurückgewiesen, welche selbst dänische Zähigkeit zu Schanden machte. Niemals hat ein Däne in der „Harmonie", dem Versammlungsorte der besten Gesellschaft in Kiel, Aufnahme finden können; man lud sie zu keiner Gesellschaft, zu keinem Ball, zu keiner geselligen Vereinigung ein; nicht weit von dem Kaffeehause auf Düsternbrook, welches das Ziel der gewöhnlichen Nachmittagspromenaden der Kieler vornehmen Welt ist, mußten sie in einem daneben liegenden kleinen Hause auf ihren Spaziergängen ihren Kaffee trinken; man grüßte sie nie auf derStraße, man erwiederte ihren Gruß nicht einmal; die Consequenz der braven Kieler Bürger ging selbst so weit, daß ein Dienstmädchen keinen andern Dienst fand, wenn es bekannt wurde, daß sie eine Bekanntschaft mit einem unglücklichen dänischen Soldaten angeknüpft habe. Schon vor

zwei Jahren wurden mir bei meiner Anwesenheit in Kiel Scenen aus diesem hartnäckigen Widerstande erzählt, welche fast an's Unglaubliche streiften. Die dänische Regierung muß toll und blind gewesen sein, daß sie diesen Widerstand nicht sah, oder vielmehr nicht sehen wollte.

Kiel ist überhaupt immer ein Mittelpunkt deutscher Bildung und deutscher Gesinnung gewesen; die dortige Hochschule hat das Ihrige dazu beigetragen. „Kiel ist," sagt Biernatzki in seinen gewiß mit großer Unparteilichkeit und ohne Ueberschätzung des Bruderstammes zwischen Elbe und Königsau geschriebenen Schilderungen Schleswig-Holsteins, „immer die einzige Pflegemutter des wenigen zerstreuten Geistes in diesen Landen gewesen; es war die Zuflucht, die einzige entgegenkommende Freistatt des Talents; es bildete durch seine wissenschaftliche Macht den geistigen, nicht ohne eine leise vornehme Haltung dominirenden Hofstaat der Herzogthümer. Der eigentliche Kieler ist zu mobil, um historisch, zu erweckt, um positiv, und dabei doch zu schleswigholsteinisch materiell, um poetisch zu sein. Eine gewisse Vergnügungssucht geht durch alle Kreise der bürgerlichen Gesellschaft. Dieses leichtfüßige Wesen sondert die Kieler ziemlich streng von den übrigen Schleswig-Holsteinern; selbst das weibliche Geschlecht hat in Kiel ein lebendi-

geres Auge, als es sonst Regel im Lande ist; es ist beweglicher und geistvoller, und weniger knochig und weniger fett, ähnlich sich von den übrigen Holsteinerinnen unterscheidend, wie die Berlinerinnen von einer Norddeutschen." Bei einer solchen Individualität war es wohl natürlich, daß sich die Freude in Kiel auch ostensibler zeigen mußte, als etwa in Altona, in Itzehoe oder in Rendsburg. Bald nach dem Abzug der Dänen folgte der Einzug des Herzogs. Also ein unverhoffter Freudentag kam nach dem andern. Da war es also kein Wunder, daß die ganze Stadt drei Tage lang aus dem Illuminiren, aus dem Singen des Schleswig-Holstein-Liedes und aus dem Fahnenschwenken gar nicht herauskam. Die Dänen haben sich übrigens, wie mir hier allgemein von sehr achtbaren und in ihrer Gesinnung gemäßigten Leuten versichert wurde, vor ihrem Abzuge aus Kiel recht schlecht betragen. Sie provocirten Excesse, um Grund zu brutalen Handlungen zu finden. Ganz unschuldige Leute, Männer, welche zu der in den letzten Tagen der dänischen Herrschaft sich bildenden Sicherheitswache gehörten, wurden auf der Straße mit der flachen Klinge geschlagen; Kinder wurden ohne alle Gründe geohrfeigt, Fenster eingeworfen, Alles nur, um Grund und Veranlassung zu Er-

cessen zu finden. Diese kleinlichen und erbärmlichen Handlungen wurden nicht von den Soldaten, sondern von den Officieren verübt, oder wenigstens durch die Officiere veranlaßt. Ich würde eine solche Behauptung nicht aufstellen, wenn sie mir nicht aus den verschiedensten Quellen authentisch nachgewiesen wäre. Es kamen bei dieser Gelegenheit Dinge vor, welche mir sonst unglaublich erscheinen würden. Beispielsweise fand sich die Fahnenstange vor der Hauptwache halb durchgesägt. Die Dänen erwarteten, daß in wenigen Stunden die deutsche oder die schleswig-holsteinische Fahne an derselben Stange aufgezogen werden würde, welche kurz vorher den Danebrog getragen hatte. Der Gedanke war zu verlockend, die deutsche Fahne plötzlich, wenn die Stange nun zusammenbräche, in den Schmutz fallen zu sehen. Deshalb sägte man die Fahnenstange durch. Es ist das ein so echt dänischer Streich.

In der ersten Hälfte des Januar, als ich nach Kiel kam, war die Stadt wieder nüchtern geworden. Man beschäftigte sich wieder mit den gewöhnlichen Dingen des Tages. Dazu kamen die Geschäfte des sogenannten Kieler „Umschlages“, wo alle großen Schuldner und Creditoren des Landes in Kiel ihre egoistischen Rendez-vous halten, und wo für die größeren Landwirthe und

Gutsbesitzer insbesondere hier seit den Jahrhunderten nach dem Sinken der Hansa der hauptsächlichste Zahlungstermin und die Hauptgeschäftstage sind. Aber die Fahnen und die Kränze schmückten noch die Häuser, man hörte das so lange verpönte Schleswig-Holstein-Lied auf allen Straßen auf den Drehorgeln spielen, und wenn ein Knabe vor mir herging und sang, so konnte ich sicher darauf rechnen, daß das Lied, was er sang, das Schleswig-Holstein-Lied war. Der Patriotismus und das Nationalitätsgefühl scheint hier überhaupt den Kindern im Blut zu stecken. Ein vierzehnjähriges Mädchen schrieb, als die Beamten in Holstein zur Eidesleistung von der Regierung aufgefordert wurden, an ihren Vater, welcher Advocat in einer kleinen holsteinischen Stadt war, einen feurig und energisch gehaltenen Brief, worin sie ihn beschwor, den Eid nicht zu leisten. Das Kind konnte sich Tag und Nacht gar nicht in dem Gedanken beruhigen, daß ihr Vater doch am Ende sich durch die Umstände veranlaßt sehen möchte, den Eid zu leisten. Oft weckte es während der Nacht das mit ihr in demselben Zimmer schlafende junge Mädchen, die Tochter eines Arztes, welche mir die Thatsache mittheilte, um mit ihr von ihren Besorgnissen zu sprechen. Bei diesem heißblütigen Charakter der Kieler kann man sich dann

freilich auch nicht darüber wundern, wenn die Sorge um die Zukunft des Landes hier den Leuten mehr im Kopfe steckt, als überall anderswo. Schon der bloße Gedanke der Möglichkeit der Rückkehr der Dänen kann die Menschen in Erbitterung und Schmerz versetzen. Immer wieder mit dem Ausdrucke des Zornes werden mir die Aeußerungen der dänischen Beamten und Officiere bei ihrem Abzuge erzählt, als wenn ihre Trennung von Kiel nur eine zeitweise sein würde. Man war deshalb auch mit dem Verhalten der Bundescommissäre nichts weniger als zufrieden. „Aufräumen unter den dänischen Beamten, welche seit den letzten Jahren immer nur das dänische Interesse gewahrt haben," höre ich alle Tage, „ist die Pflicht dieser Bundescommissäre, und wie wird sie gewahrt! Da sitzen die Dänen und die Renegaten noch immer in ihren Stellen und spioniren und horchen, immer bereit, wieder umzuschlagen, wenn der Wind wieder anders weht." Und es ist richtig. Man konnte nicht einen Brief mit Sicherheit auf die Post geben, weil der Postmeister von Holstein ein immer dänisch gesinnt gewesener Renegat ist.

Der Bürgermeister von Kiel, der ehemalige Advocat Bargum, ist eine auch über die Grenzen der Herzogthümer hinaus übel beleumundete Persönlichkeit. Es

gab einen bekannten Scandal in der ganzen deutschen und englischen Presse, als derselbe, trotz aller Protestationen des Magistrats und der Communalvertretung, der Stadt als Bürgermeister von der dänischen Regierung octroyirt wurde. Trotz alledem war Bargum noch immer Bürgermeister von Kiel. Er war nur vor Verdruß über die ganz unerwartete Aenderung der Dinge krank geworden. Aber er war immer noch im Amte. Bargum ist eine Verhöhnung des politischen und moralischen Bewußtseins der Kieler. Seine Absetzung hätte der erste Act der Bundescommissäre sein müssen. Aber neben ihm liefen noch eine ganze Menge schädlicher und gefährlicher Subjekte umher, mit denen man denn doch, weil sie sich im Besitz bedeutender und einflußreicher Stellen befanden, endlich einmal ein Ende machen mußte. Wenn die Kieler darüber außer sich geriethen, mußte man ihnen vollkommen Recht geben. Was soll man denn von der Zukunft erwarten? Zugleich bieten diese Leute zu allen dänischen Intriguen, welche überall im Lande wieder im besten Gange sind, bereitwillig die Hände. Welche Mittel die Dänen bereit und im Stande sind, zur Realisirung ihrer Intriguen ins Werk zu setzen, wird aus zwei Thatsachen hervorgehen, welche hier ganz notorisch sind. Ein Lehrer, Mester mit Na-

men, wurde seiner Stelle in der Nähe von Kellinghusen vor einer Reihe von Jahren von der dänischen Regierung, seiner deutschen Gesinnung wegen, entsetzt. Diesem Mann wurde kürzlich Seitens eines Agenten der dänischen Regierung ein Gehalt von 800 Thalern geboten, wenn er sich für Durchführung dänischer Interessen in Holstein gewinnen lassen wollte. Der brave Mann schlug das Anerbieten ab. Eine allgemein bekannte und unter den kleinen Bürgern und Handwerkern einflußreiche Persönlichkeit in Kiel ist der Zimmermeister Riepen. Von einem Agenten der dänischen Regierung wurde ihm vor anderthalb Jahren die colossale Summe von 60,000 Bankthaler geboten, wenn er in Kiel die dänischen Interessen befördern wollte. Man muß den braven und energischen Zimmermeister kennen, um sich sagen zu können, mit welchem Hohn er das Anerbieten ausschlug.

Ich führe absichtlich alle diese Namen und Details an, um nicht in den Verdacht zu kommen, daß ich die Thätigkeit der Bundescommissäre, welche man im übrigen Deutschland gern als revolutionär verschreien möchte, ungerechterweise tadle. Sie sind sogar so wenig revolutionär, daß sie das Verbot der dänischen Regierung gegen ein Organ der schleswig-holsteinischen Partei, die „Zeit“, wel-

ches bisher in Hamburg erschien, aufzuheben sich geweigert haben, weil dieses Blatt auffordere, die dänischen Beamten aus ihren Stellen zu vertreiben. Die Redaction war deshalb genöthigt gewesen, ein neues Organ unter dem Titel „Schleswig-holsteinische Blätter" in Kiel zu gründen. Was sagt man zu dieser scrupulösen Gesetzlichkeit? Nur dem Sinne für Ordnung und Gesetzlichkeit haben die Bundescommissäre es zu verdanken, daß, obschon den gerechten Wünschen der Bevölkerung in Betreff Absetzung der notorisch dänisch gesinnten Beamten keine Rechnung getragen wird, keine Excesse bis jetzt vorgekommen sind. In Italien, in Frankreich, im südlichen Deutschland hätte der Volksgeist längst reinen Tisch gemacht. In den Herzogthümern begnügt man sich mit dem gerechtesten Tadel, mit fruchtlosen Deputationen und Petitionen, ohne zu gewaltthätigen Handlungen zu schreiten, und mit der Verachtung gegen die Renegaten, welche jetzt verständlicherweise alle umgeschlagen haben, oder in Angst und Sorge ihre Entsetzung erwarten. In Kiel kam kein Exceß vor. Nur eine einzige Persönlichkeit, welche in Kiel sehr verhaßt war, der Stempelverwalter Repsdorf, mußte während der letzten Tage der dänischen Herrschaft von der Polizei in Schutz genommen werden. Er wurde von dänischen Soldaten

auf ein im Hafen liegendes dänisches Kriegsschiff geleitet.

Daß die Freude über die Befreiung Holsteins von dänischer Herrschaft das ganze Land ergriffen hat, und selbst die apathischesten Distrikte aus ihrer Lethargie reißt, davon lieferte Kiel täglich Beweise genug. Die Deputationen aus allen Theilen des Herzogthums wiederholten sich, man kann sagen, von Stunde zu Stunde. Sie kamen, um ihre Huldigung dem Herzoge darzubringen, oder um die Dienste, das Geld, die Pferde ihrer Gemeinden anzubieten. Der Widerwille gegen die Dänen war so groß und hatte so um sich gegriffen, daß ich überzeugt bin, wenn die Bundestruppen plötzlich das Land verließen und den Herzog mit den Holsteinern sich selbst überließen in acht Tagen 20,000 Bewaffnete dastehen würden, um die Dänen zurückzuschlagen. „Man überlasse uns nur uns selbst, wir werden allein Schleswig erobern," konnte man alle Tage hören. „Man kann das Stück aus dem Jahre 1851 hier nicht zum zweiten Male aufführen; es würde zu den bedauerlichsten Consequenzen führen." Auch die in Kiel liegenden sächsischen Soldaten äußerten ganz offen, wo man es nur hören wollte, daß sie das Land nicht verlassen würden, ohne die Dänen vorher aus Schleswig

getrieben zu haben; wolle man sie gegen die **Holsteiner** selbst verwenden, so würden sie mit ihnen **gemeinschaftliche** Sache machen. Mit Schmerz und **Erbitterung** wurde jede Nachricht aus dem unglücklichen **Schleswig** aufgenommen. Flüchtlinge, welche dort gewaltsam zum dänischen Militärdienst gepreßt werden sollten, **kamen** täglich herüber. Allein aus der Umgegend von **Kappeln**, in Angeln an der Ostküste des Landes gelegen, **waren** über sechszig Flüchtlinge hier, Schiffer, welche zum Seedienst auf der dänischen Flotte gepreßt werden sollten.

Wie immer in Holstein sind die Frauen und Mädchen in ihren Aeußerungen leidenschaftlicher und energischer, als die Männer. Wie oft bin ich in Kiel Zeuge von äußerst heftigen Scenen gewesen! Um einen Beweis zu geben, wie die Bewegung in Holstein um sich gegriffen hatte, wie man zu Allem bereit war, will ich aus einer langen Reihe von Beispielen der Aufopferung und des Patriotismus, womit ich Bogen füllen könnte, nur zwei anführen. Der Gutsbesitzer B ü l o w von Bootkamp übersandte dem Herzoge die Summe von 25,000 Thalern zur Verwendung für das Wohl des Landes, und schrieb dazu: „Ich werde 125,000 Thaler außerdem senden, sobald die Vertreibung der Dänen aus Schleswig in Angriff genommen worden ist.“ Der Hauptmann

Wiggers war ein tapferer und verdienstvoller Officier der schleswig-holsteinischen Armee. Nachdem er, wie die meisten Officiere der Armee, nach ihrer Auflösung lange in nichts weniger als glänzenden Verhältnissen gelebt hatte, fand er endlich vor einigen Jahren eine sehr gute Anstellung als Wasserbau-Director in Curhaven. Der Mann hat Familie und lebt in Curhaven in sehr guten Verhältnissen. Trotz alledem kam er nach Kiel, um dem Herzoge seine Dienste anzubieten, bereit, ohne irgend eine Garantie seine Stelle in Curhaven aufzugeben und wieder den Säbel in die Hand zu nehmen, um die Dänen aus Schleswig zu treiben. Und derartige Beispiele kamen täglich vor, und man muß dies besonders hervorheben — ohne jede Ostentation. Sie versöhnen mich immer von neuem mit den Holsteinern, wenn ich über ihr Phlegma oft außer mir gerathen möchte.

Auf die Schilderung der Kieler Zustände werde ich noch einmal im letzten Kapitel dieses Bandes zurückkommen, wenn ich die Thätigkeit der Bundescommissäre in ihrem Zusammenhange und die Regierung des Herzogs von Schleswig-Holstein und seiner Minister beschreibe. Für jetzt unterbreche ich für wenige Seiten den Gang meiner Darstellung, um zwei traurige Episoden

„vom verlassenen Bruderstamm“ zu schildern. Die eine betrifft die wirklich gräuelvolle Wirthschaft, welche die Dänen in Friesland geführt haben, die andere den Tod des Märtyrers von Apenrade, des unglücklichen Karberg. Von der ersten erzählte mir eines Abends in der „Harmonie“, jenem Versammlungsort der Kieler vornehmen Welt, ein Advocat aus Leck; den Tod des Märtyrers von Apenrade erzählte mir seine Pflegerin in den letzten Jahren. Derartige dänische Schändlichkeiten und Erbärmlichkeiten müssen der Geschichte aufbewahrt werden.

Siebentes Kapitel.

Zwei traurige Episoden vom „verlassenen Bruderstamm“.

I.

Dänische Pastoren und Beamte in Friesland.

Die größte Landplage Schleswigs. — Die edlen freien Friesen. — Land der Friesen und Volkscharakter. — Stolz und steife Nacken. — Der Hardesvogt in Niebel und der gestohlene Hahn. — Ein Stück Gerechtigkeitspflege des Hardesvogts in Niebel. — Die zweite Instanz. — Das Schleswig-Holstein-Lied und die schwarzen Gendarmen in Leck. — Der Pastor Riis-Laussen in Leck. — Seine Postwagenreise und sein Leberthranhandel. — Der Zwang zum Homagialeide.

Die größte Landplage, womit die dänische Regierung seit zehn Jahren die Herzogthümer heimsuchte, bestand in den Beamten, Pastoren und Schulmeistern, welche sie zur Ausführung ihrer Danisirungsplane alljährlich von den Inseln nach dem Festlande schickte. Die gelehrte und wissenschaftliche Bildung der Theologen, der Aerzte und Juristen steht in Dänemark auf einer sehr geringen Stufe, ebenso wie die Ausbildung der Schulmänner. Der Grund dieser auffallenden Erscheinung liegt zumeist in

dem dänischen Lehrsystem, welches sich vorzüglich mit dem Einpauken und Auswendiglernen, weit weniger aber mit dem Geiste der Wissenschaft beschäftigt. Schon Arthur Schopenhauer giebt in seinen Schriften eine vernichtende Kritik des wissenschaftlichen Lebens in Kopenhagen. Moritz Busch hat die Gründe dieser auffallenden Erscheinung so ausführlich in seinem vortrefflichen Buche über die Herzogthümer (Schleswig-holsteinische Briefe von Moritz Busch) erörtert, daß ich diese Zustände als bekannt voraussetzen und darüber hier hinweggehen kann. Genug, es ist so, und es ist leider so. Daß die Herzogthümer seit den letzten zehn Jahren, in denen die dänische Regierung grundsätzlich die deutschen Lehrer, Beamten, Pastoren und Aerzte aus ihren Stellen entfernte, mit dänischen Lehrern, Geistlichen und Beamten gesegnet worden sind, würde also, auch wenn die dänische Regierung ihre besten Kräfte herübergesandt haben würde, für die geistige Entwickelung der Herzogthümer gerade nicht von Vortheil gewesen sein; die dänische Regierung hat aber grundsätzlich während des letzten Jahrzehents den Ausschuß unter ihren Beamten, Pastoren und Lehrern nach dem Festlande geschickt — oder, wenn man darin einen Entschuldigungsgrund für die dänische Regierung finden will, schicken müssen. Die

Beamten, **welche** eine Stelle auf dem Festlande erhielten, **wußten, daß** die erste Aufgabe ihrer Stelle darin bestand, **der dänischen** Regierung in ihrer Unterdrückung der **deutschen Nationalität** und in ihren Danisirungszwecken **nach allen** Richtungen hin Vorschub zu leisten, und sie **mit allen** Mitteln der Macht und des Einflusses, welche **das Amt** überhaupt verleiht, zu unterstützen; sie **wußten auch**, daß ihnen der höchste Widerwille und der zäheste **Widerstand** auf dem Festlande überall entgegentrat, daß **ihre** Stellung also, abgesehen von den gewöhnlich reichen Einkünften, welche ihr neues Amt mit sich brachte, eine in jeder Beziehung unangenehme sein würde.

In Norder-Brarup in Angeln war in den letzten Jahren ein Däne als Pastor angestellt, welcher, obschon er in seiner theologischen Bildung nicht zu den schlechtesten dänischen Pastoren gehörte, durch eine famose Leichenrede in ganz Angeln sprichwörtlich geworden ist. Pastor Hartnack sprach und verstand die deutsche Sprache in einem nur geringen Grade; die famose Leichenrede war die Folge dieses mangelhaften Verständnisses. Aber der Pastor war Eiderdäne von Herzen und Ueberzeugung; seine politische Ueberzeugung hob ihn eine Zeit lang über alle Mißhelligkeiten und

Schwierigkeiten seiner Stellung hinweg. Jedoch selbst sein Eiderdanismus brach sich schließlich an diesem zähen, passiven Widerstande der Angeliter; seine Ueberzeugung konnte die Consequenzen seines Amtes mit seinem politischen Glaubensbekenntniß nicht mehr in Einklang bringen; er gab freiwillig seine Stelle auf und ließ sich an eine andere Stelle nach dem nördlichen Schleswig, nahe an die jütische Grenze versetzen, welche der seinigen in Angeln in Betreff ihrer Einkünfte weit nachstand, wo ihm aber nicht mehr der Haß und die Verachtung seiner Pfarrkinder begegnete.

Seit den letzten fünf Jahren hatte die dänische Regierung nun neuerdings ihre liebevollste Aufmerksamkeit den Friesen zugewendet. Die Friesen bewohnen die Westküste von Schleswig und die Inseln der Nordsee, Föhr, Amram, Silt und die Halligen. Die Friesen sind ein in ihrer Nationalität, in ihrer Gesinnung und in ihrer Sprache vollkommen deutscher Volksstamm und haben sich immer durch ihren Freiheitssinn und durch ihren Stolz auf ihre Abkunft und ihre nationalen Eigenthümlichkeiten ausgezeichnet. Dem Reisenden tritt dieses nationale Bewußtsein oft, wo es in nationalen Dünkel ausartet, in nicht angenehmer Weise entgegen. Das Bewußtsein, zu den „ela fria Frisena",

d. h. **zu den** edlen freien Friesen zu gehören, verleitet die „**edlen** freien Friesen“ manchmal zu der Behauptung, daß **sie die** Ideale der Schöpfung, daß sie die schönsten, die **tapfersten**, die freiheitsliebendsten, die klügsten Menschen **seien**, welche überhaupt auf der Erde existiren. Ich **fuhr** in Gesellschaft mehrerer dieser edlen, freien **Friesen** von Wyk auf der Insel Föhr nach der Ostküste, um **eine** sogenannte „Vogelkoje“ zu sehen, einen Vogelherd **von** kolossalen Dimensionen, in dem die „Krickenten“ auf sehr künstliche Weise gefangen werden. Mich und **die** „edlen, freien Friesen“ fuhr ein Kutscher, welcher mir seiner Gesichtsbildung nach nicht zu diesem „edeln, freien Volksstamme“ zu gehören schien. „Wer ist denn unser Kutscher?“ fragte ich, „es ist doch kein Friese.“ — „Gott bewahre,“ erwiederte mir einer von den Männern, indem er den unglücklichen Kutscher mit den Blicken tiefster Verachtung maß, „es ist so ein elender Jüte, der hier in's Land gekommen ist und eine unserer Wittwen gefreit hat.“ Es gilt nämlich in Friesland für eine Schande, eine Wittwe zu freien. Ein geborner Friese gibt sich niemals zu einer solchen Heirath her. „Es ist ein elendes Volk, diese Jüten,“ fügte er dann mit dem Ausdruck größten Stolzes auf seinem Gesichte hinzu, „Freiheit, Wahrheit und Ehre sind ihnen ganz

unbekannte Dinge." Aber die Friesen haben nicht ganz Unrecht, wenn sie stolz auf ihre Abstammung und ihre Nationalität sind. Sie haben sich immer durch Freiheitsgefühl, durch enorme Zähigkeit im Widerstande, durch Tapferkeit und Wahrheitsliebe vor allen Distrikten des schleswigschen Landes ausgezeichnet, wenn auch ein großes Phlegma, welches oft in Trägheit ausartet, einen nicht zu leugnenden Charakterzug im Wesen der Friesen bildet. Ihre ganze historische Vergangenheit ist ein fortwährender Kampf mit den Dänen und mit den Wogen der Nordsee. „Lever dued als Slaw" (Lieber todt als Sklave) ist ein friesisches Sprüchwort, und „die Nordsee ist eine Mordsee" sagen die Schiffer auf den Inseln und Halligen, aber mit noch weit größerem Recht dürfen die Bauern in den Marschen die Nordsee so nennen. Den größten Theil der Todten, welche das Friesenland zu beklagen hat, hat die See hinweggerafft. Und „die Friesen haben einen steifen Nacken," wurde mir immer in Friesland erwiedert, wenn ich mich nach der Wahrheit der Anekdote erkundigte, daß ein dänischer König den immer widerspenstigen und rebellischen Friesen, als er sie bezwungen, geboten habe, fortan niedrige und schmale Thüren in ihren Häusern anzubringen, damit sie durch tägliche Uebung, wenn sie in ihren Häusern

ein- und ausgingen, lernen möchten, sich zu schmiegen und den steifen Nacken zu beugen. Die niedrigen und schmalen Thüren habe ich allerdings in den friesischen Häusern vorgefunden, aber die „steifen Nacken" haben sich unter diesen schmalen und niedrigen Thüren nicht beugen gelernt.

Diesem freien, widerspenstigen Volksstamme der Friesen hat die dänische Regierung also seit den letzten fünf Jahren ihre ganz besondere Aufmerksamkeit zugewendet. Sie hat dänischen Schulunterricht und dänische Kirchensprache eingeführt, in der Akten- und Gerichtssprache alle deutsche Namen und Benennungen danisirt, die Kommunalbehörden und die Deputirtencollegien von deutschen Mitgliedern gesäubert, die deutschen Pastoren, Schulmeister und Beamten abgesetzt und das Land mit dem Ausschuß ihrer Werkzeuge zur Danisirung von den Inseln beglückt. Es sind unglaubliche Dinge seit den letzten fünf Jahren in Friesland vorgefallen. Die Friesen haben einen ebenso zähen Widerstand wie die Angeliter geleistet — aber, wenn das rechtliche und religiöse Bewußtsein, sowie die geistige Bildung in Friesland nicht vollkommen zu Grunde gegangen ist, so hat das wahrlich nicht an den Bemühungen der Dänen gelegen, sondern an dem im

Stamme der Friesen liegenden Kern von Wahrheitsliebe, Stolz, Widerstandskraft und nationaler Gesinnung, der noch weniger zu vertilgen ist, wie die deutsche und nationale Gesinnung der braven Bewohner von Angeln. Die deutsche Presse und deutsche Literatur hat diesem Kampf des Deutschthums mit dem Dänenthum auf der Westküste des schleswigschen Landes bis jetzt weniger ihre Aufmerksamkeit geschenkt; ich erfülle deßhalb nur meine Pflicht gegen den „verlassenen Bruderstamm“ in Friesland, wenn ich hier ein Blatt seiner Leidensgeschichte der neuesten Tage aufrolle. Es ist nur ein Blatt eines großen Bandes, welcher jährlich in neuer Auflage erschien. Ich bemerke noch, um allen Widerspruch, welcher sich gegen die Glaubwürdigkeit meiner Schilderungen erheben könnte, im Voraus zu beseitigen, daß alle meine Mittheilungen aktenmäßig sind und von demselben Advokaten herrühren, der der gerichtliche Beistand der Gemaßregelten war.

„Der Hardesvogt in Niebel heißt Christensen“, erzählte mir dieser Advokat Abends in der Harmonie in Kiel. „Daß er von dem in Friesland geltenden Recht keine Idee hat, versteht sich von selbst. Aber die Proben seiner Gerechtigkeit sind sämmtlich von der Art, daß die Eingesessenen seines Gerichtsbezirks gerechten Grund

haben, an seinem Verstande zu zweifeln. Nach schleswigschem Criminalrecht wird bei der Bestrafung des Diebstahls der Unterschied angenommen, ob der Diebstahl ein großer oder ein kleiner ist. Wenn der Gegenstand des Diebstahls den Werth von 16 Thalern dänischer Reichsmünze übersteigt, ist der Diebstahl ein großer und wird mit einer schweren Strafe geahndet. Beeidigte Taxatoren haben den Werth des gestohlenen Gegenstandes abzuschätzen. Bei dem Hardesvogt Christensen in Riebel ging die Denunciation ein, daß ein Hahn gestohlen sei. Die Untersuchung wurde eingeleitet, und der Diebstahl erwiesen. Jetzt handelte es sich nur um Abschätzung des gestohlenen Hahns, um zu ermitteln, ob der Diebstahl ein großer oder ein kleiner wäre. Die Sache hatte ihre Schwierigkeiten, da der Dieb mit seiner Familie den gestohlenen Hahn verzehrt hatte. Was that nun der Hardesvogt? Er ließ einen ähnlichen Hahn, wie der gestohlene und verzehrte gewesen sein sollte, aufsuchen. Dieser Hahn wurde taxirt, und nach dem Ausfall der Taxe dem Diebe die Strafe zudictirt. Doch weiter!" —

„Ein dänischer Kirchspielvogt benahm sich gegen einen Schmied in Riebel in sehr gröblicher und beleidigender Weise. Am Ende lief dem Friesen die Galle

über, und er sagte dem dänischen Kirchspielvogt seine Meinung in derben Ausdrücken. Da wurde er von dem Hardesvogt wegen Beleidigung eines dänischen Kirchspielvogtes in Untersuchung gezogen und zu einer Gefängnißstrafe von fünf Tagen bei Wasser und Brod, außerdem in die Kosten verurtheilt, welche, da die dänischen Beamten diese nicht nach einem Tarife, sondern nach dem geltenden Usus ansetzen, von enormer Höhe waren. Auf den Einwand des Angeschuldigten, daß der Kirchspielvogt ihn zuerst sogar geschlagen habe, wurde keine Rücksicht genommen. Da legte der Verurtheilte die Nichtigkeitsbeschwerde ein, und es fand sich, daß der Hardesvogt sämmtliche Protokolle beglaubigt und unterzeichnet hatte, obschon er bei keiner Vernehmung zugegen gewesen war, sondern ein Schreiber die ganze Untersuchung geführt hatte. Dem Appellationsgericht war eine derartige Formverletzung denn doch zu stark. Es vernichtete das Erkenntniß; aber es befahl demselben Hardesvogt Christensen, eine neue Untersuchung gegen den Schmied einzuleiten. Der Schmied supplicirte, daß nach dem, was nun bereits in erster Instanz vorgekommen wäre, der Hardesvogt unfähig sei, eine zweite Untersuchung gegen ihn zu führen. Das Appellationsgericht entschied, daß, wenn der

Hardesvogt Christensen auch die erste Untersuchung ordnungswidrig geführt habe, er doch die neue Untersuchung ordnungsmäßig führen könne, und die neue Untersuchung wurde von dem Hardesvogt Christensen gegen den Schmied eingeleitet. Natürlich fiel das Erkenntniß gerade so aus, wie das erste Mal. Der Schmied wurde neuerdings zu fünf Tagen Gefängniß bei Wasser und Brod und in Tragung der Kosten verurtheilt, welche jetzt noch einmal so groß geworden waren. Nun supplicirte der Verurtheilte nochmals, und was that das Appellationsgericht? Es änderte das Erkenntniß ab, verwandelte die fünftägige Gefängnißstrafe in fünf Bankthaler Brüche und selbstverständlich in Tragung der Kosten, welche jetzt auf mehrere hundert Bankthaler aufgelaufen waren. Es geschah dies in den letzten Tagen. Der Verurtheilte erwartet die Bundesexecution zu seiner Hülfe, um sich gegen die ihm bereits angedrohte Auspfändung zu schützen."

„Leck ist eines der größten und schönsten Dörfer in Nordfriesland. Vor einigen Monaten wurde ein dort sich aufhaltender Webergeselle, Dithmarser von Geburt, bei dem Hardesvogt in Leck denuncirt, das Schleswig-Holstein-Lied gesungen zu haben. Der Webergeselle fragte: „Wer ist der Denunciant?" — Zwei dänische

Gendarmen, welche die Friesen zum Unterschiede von den Pastoren, welche „schwarze Gendarmen" heißen, „blaue Gendarmen" nennen, wurden als Zeugen und Denuncianten vorgeführt. Der Webergeselle bewies nun durch Zeugen, daß, während er an der über die Leckau führenden Brücke das Schleswig-Holstein-Lied gesungen haben sollte, beide Gendarmen auf einer Kegelbahn gewesen waren, welche vom Orte der That wenigstens dreihundert Schritte entfernt liegt; natürlicher Weise fiel der Zeugenbeweis durch die beiden Gendarmen nun weg. Jetzt meldete sich der schwarze Gendarm in Leck, Pastor Riis-Laussen als eigentlicher Denunciant. Da indeß der Angeklagte eine Menge Entlastungszeugen aufführte, welche beschworen, nichts vernommen zu haben, so konnte der Hardesvogt auf keine Strafe erkennen. Da er indeß doch nun einmal bestraft werden sollte, so wies er ihn auf ein Jahr aus Leck aus."

Als Gegenstück dieser Probe dänischer Gerechtigkeitspflege gegen einen Deutschen in Friesland, will ich nun einen Akt dänischer Gerechtigkeitspflege gegen einen Dänen mittheilen. Ich lasse wiederum den Advokaten selbst sprechen. „Am 9. September vergangenen Jahres singt der dänisch gesinnte Abgeordnete Peter Marcussen mit zwei Andern das verbotene Lied von Schleswig-

Holstein. Die dänischen Gendarmen denunciren die Sänger bei dem Hardesvogt; aber dieser schlägt die Untersuchung nieder, als ihm bekannt wird, wer das Lied gesungen habe. Durch eine direkte anderweitige Denunciation wurde eine neue Untersuchung indeß unvermeidlich. Alle Schuldigen wurden nun vor den Hardesvogt vorgeladen. Der Hardesvogt nahm kein Protokoll auf, sondern führte die Untersuchung mündlich. Es stellte sich bis zur Evidenz heraus, daß Marcussen nebst seinen zwei Genossen das Lied gesungen hat. Dann verurtheilt der Hardesvogt die zwei Genossen Peter Marcussen's jeden zu acht Bankthaler Strafe, während er Peter Marcussen selbst freispricht. Die zwei Verurtheilten waren Friesen, Peter Marcussen ein Däne."

„Nun noch eine Probe dänischer Gerechtigkeitspflege in Friesland. Der Hofbesitzer Tüchsen zu Langstoft in der Marsch sagte in Gegenwart eines Gendarmen: „Ich bin ein echter Schleswig-Holsteiner." Der Mann wurde von seinem Hardesvogt in fünf Thaler Strafe verurtheilt, und zwar wegen Beleidigung eines Gendarmen und wegen öffentlichen Aergernisses."

Möge sich an diese Proben dänischer Gerechtigkeitspflege in Friesland eine Geschichte anschließen, welche

eben so sehr dänische Pastoren wie dänische Hardesvögte in Friesland charakterisirt. Die Geschichte ist aktenmäßig festgestellt. Pastor Riis-Laussen in Leck — es ist derselbe, der gegen den dithmarsischen Webergesellen als Denunciant auftrat, — reist mit der Post von Tondern nach Lügum. Im Postwagen trifft er ein junges Mädchen allein. Er macht ihr Liebesanträge, gibt sich für einen Landmann, Namens Freitag aus, sagt, er sei unverheirathet, schimpft auf dänische Beamte und Gendarmen, um sich ihre Sympathien zu erwerben, verspricht ihr seidene Kleider und wird schließlich so zudringlich, daß das junge Mädchen den Postillon zu ihrer Hülfe herbeirufen muß. Sie wendet sich später mit einer Klage an die dem Pastor vorgesetzte Dienstbehörde. Und was thut diese dänische Oberbehörde? Sie schickt dem Pastor Riis-Laussen die Denunciation zu. Und der Pastor? Er stellt gegen das junge Mädchen die Verläumdungsklage an. Daß sie nicht verurtheilt wurde, hatte sie nur dem Umstande zu verdanken, daß das Benehmen des Pastors durch einen Brief, den derselbe an einen Amtscollegen geschrieben hatte, constatirt wurde. Die Sache sollte zu keinem Eclat kommen, deßhalb wurde der Pastor mit seiner Verläumdungsklage zurückgewiesen. Nun veröffent-

chte aber Jemand den ganzen Verlauf der Sache in
ei inländischen Zeitungen. Trotz alledem blieb der
Pastor Riis-Lauffen im Amte und ist heute noch im
Amte. Neben seinem geistlichen Amte hat er kürzlich
inen Handel mit Leberthran angefangen. Ist er nicht
ein würdiges Gegenstück zu dem Hauptpastor Martens
in Schleswig, der, als er noch Pfarrer in Friesland,
und zwar in Tönningen, war, neben seinem geistlichen
Amte eine Branntweinschenke hielt?

Nun noch eine Probe dänischer Verwaltungspflege in ganz neuester Zeit. Es ging kurz nach dem Ableben des kürzlich verstorbenen Dänenkönigs vielen Gutsbesitzern die Aufforderung zu, den Huldigungseid zu leisten. Sie ließen dieselbe, als ganz unbegründet, unbeantwortet. Da wurden sie aufgefordert, binnen drei Tagen ihrer Pflicht nachzukommen. Jetzt wandten sie ein, ein Homagialeid sei ja niemals von ihnen gefordert worden; sie seien ja keine angestellte Beamte. Da ging ihnen der Befehl zu, binnen 24 Stunden bei Verlust ihrer Gutsobrigkeit den Eid zu leisten. Nun wendeten sie ein, ein solcher Zwang sei ja Verleitung zum Meineide, die Leistung eines Eides sei ein freiwilliger Akt. Nach 24 Stunden ging ihnen ein bereits fertig gewesenes Ministerial-Rescript zu, welches dahin lau-

tete: „Die Gutsobrigkeit wird Ihnen entzogen und den Hardesvögten übertragen.“ Auf diese Beraubung war es von Anfang an abgesehen gewesen, wie sich jetzt ganz klar herausstellte. In der Aufforderung zum Homagialeide war dafür die Form gefunden worden.

Achtes Kapitel.

II.

Der Tod des Märtyrers von Apenrade.

Die Leidensgeschichte des Märtyrers von Apenrade. — Die Bestechungsversuche des dänischen Kammerherrn v. Heltzen. — Der Schwager Karberg's auf Alsen. — Karen Thusen. — Der Zeuge in Kiel für Karberg's Tod. — Die Schwester des Erziehers des Herzogs von Schleswig-Holstein. — Karen Thusen's Erzählung. — Nichtswürdigkeiten des Medicinalinspector Schleißner in Flensburg. — Die Jahre der Einsamkeit in Sonderburg. — Karberg's Aufenthalt in Wandsbeck. — Sein Ende, Wahnsinn und Todesqualen in Sonderburg. — Verfluchung Schleißner's.

Um einen Beweis zu geben, in welcher Art und Weise die dänischen Beamten seit zwölf Jahren in Schleswig mit der Person, mit der Freiheit und mit

dem Eigenthum der Deutschen verfahren, wenn sie ihnen in ihren Plänen, ein deutsches Land zu danisiren, hinderlich sind oder wenn es sie überhaupt gelüstet, sich in Besitz ihres Eigenthums zu setzen, habe ich vor zwei Jahren in öffentlichen Blättern die Geschichte des Apothekers Karberg in Apenrade erzählt. Die dänischen Beamten hatten ihn vermittels einer Reihe perfider Verfolgungen und Gewaltthaten, zu denen das Gesetz die Form hergeben mußte, seines Eigenthums, der Apotheke in Apenrade, beraubt und ihn aus einem reichen, angesehenen und glücklichen Manne zu einem armen Wahnsinnigen gemacht, der von der Gnade mildthätiger Menschen und deutscher Apothekervereine sein trauriges Leben fristete, bis der Tod endlich seinen entsetzlichen Leiden ein Ende machte. Die Vergewaltigung, welche an dem Manne verübt war, bildete eine lange Reihe siebenjähriger Verfolgungen, Perfidien und nichtswürdiger Kniffe oft der kleinlichsten Natur, oft roher Brutalität, wie man sie nur in der Leidensgeschichte des verlassenen Bruderstammes in Schleswig findet. Ich schrieb meine Darstellung der Leiden des Märtyrers von Apenrade nach einem Manuscript, welches mir ein Mann in Holstein übergab, dessen Name als Arzt, als wissenschaftlicher Schriftsteller, als Mensch und als Kämpfer für

das Recht wie für die Freiheit seines Landes hochgeehrt ist. Das Manuscript war auf Grund der von Karberg über die an ihm geschehene Vergewaltigung zusammengestellten Aktenstücke gearbeitet. An der Glaubwürdigkeit des entsetzlichen Inhalts war also gar kein Zweifel. Das Manuscript reichte aber nur bis zu Ende der Leiden des Apothekers Karberg in Apenrade. Seine Krankheit, sein Leben als Bettler, sein Ende in Wahnsinn und fürchterlichen Schmerzen war darin nur mit wenigen Worten berührt. Der Verfasser des Manuscripts kannte es nicht aus eigener Anschauung, sondern nur durch einzelne, ihm bruchstückweise zugegangene Nachrichten.

Die Geschichte des Märtyrers von Apenrade war eine fortlaufende Kette so unerhörter Perfidien und Gewaltthaten, daß sie großes Aufsehen erregen mußte. Selbst die kalten und ruhigen Menschen im Norden des deutschen Vaterlandes geriethen über die an dem braven Apotheker verübten Gewaltthätigkeiten in Zorn und Erbitterung. Die dänische Regierung hatte die Veröffentlichung der Geschichte Karberg's höchst unangenehm berührt. Mir gingen vielfach Briefe zu, in denen mir mit dem Tode gedroht wurde, wenn ich in der begonnenen Weise in meiner Agitation gegen die dänische

Regierung und gegen ihre Trabanten in Schleswig weiter fortfahren würde. Als man sah, daß man weder mit Drohungen noch mit Anerbietungen und Versprechungen bei mir zu dem gewünschten Zweck kam, erschien eines Tags der Amtmann aus Apenrade, der dänische Kammerherr von Heltzen — derselbe Beamte, der neben dem Medicinalinspector Schleißner in Schleswig die an dem unglücklichen Karberg verübte Verfolgung geleitet hatte, in Norburg auf der Insel Alsen bei dem Schwager Karberg's, dem Arzte Dr. Eckermann. Dr. Eckermann und Karberg's Bruder waren die zu letzter Stelle auf die Apotheke in Apenrade eingetragenen Gläubiger gewesen und hatten bei dem von den dänischen Behörden eingeleiteten Zwangsverkauf der Apotheke, wodurch dieselbe um 17,950 Thaler unter ihrem eigentlichen Werth losgeschlagen wurde, die Summe von 6750 Thalern eingebüßt. Der dänische Unterhändler machte dem durch seinen Verlust arm gewordenen Arzt das Anerbieten, ihm die verlorene Summe baar auszahlen zu wollen, wenn er eine zu veröffentlichende Erklärung unterschriebe, daß die von mir erzählte Geschichte seines unglücklichen Schwagers eine von mir in belletristischer Manier ausgeschmückte Erfindung sei. Der brave Arzt hat sich natürlicherweise geweigert, sich

zu einem so schändlichen Streiche herzugeben. Er schlug die Summe aus.

Aber ich glaube, es ist nun an der Zeit, den Schluß meiner Geschichte des Märtyrers von Apenrade zu erzählen; ich meine seinen **Tod**, dessen, wie ich erwähnte, in dem mir bei meiner frühern Darstellung zu Grunde liegenden Manuscript nur mit einigen Worten gedacht war. Ich habe bei meiner jetzigen Anwesenheit in Kiel einen Zeugen für den entsetzlichen Tod des Märtyrers von Apenrade gefunden, dessen Aussage gerade jetzt in Deutschland der dänischen Regierung noch unangenehmer sein wird wie vor zwei Jahren meine Erzählung der an Karberg verübten Vergewaltigung. Ich werde meinen Zeugen selbst sprechen lassen. Mögen seine klagenden Worte von Neuem Haß und Erbitterung in Deutschland gegen die Trabanten der dänischen Regierung in Schleswig hervorrufen! Der „verlassene Bruderstamm“ jenseit der Eider bedarf zu seiner Befreiung des Hasses und der Erbitterung. Nur der Haß und die Rache sind im Stande, die Bewegung in Deutschland energischer zu machen.

Karen Thusen aus Barsmark bei Apenrade saß vor mir an einem runden, mit Schreibmaterialien bedeckten Tische in dem eleganten Zimmer der Wohnung einer

patriotischen Familie in Kiel. An demselben Tische saß die Schwester des Erziehers des Herzogs von Schleswig-Holstein, des Professors Steffensen in Basel, um bei den Erklärungen Karen Thusen's gegenwärtig zu sein. Karen Thusen ist ein Mädchen von einigen dreißig Jahren, welche dreizehn Jahre lang die Köchin und Pflegerin Karberg's war. Sie kam im Jahre 1848 in die Apotheke von Apenrade, hat der an dem unglücklichen Apotheker verübten Vergewaltigung in allen ihren einzelnen Stadien beigewohnt, kennt alle Peiniger ihres unglücklichen Herrn, den Amtmann von Heltzen, den Medicinalinspector Schleißner, den neuen Apotheker Worsan und den Polizeimeister in Apenrade persönlich, reiste mit ihrem Herrn, als er aus einem reichen, glücklichen und angesehenen Mann ein armer, kranker Bettler geworden war, von Apenrade nach Norburg auf Alsen und blieb seine treue und sorgsame Pflegerin bis zu seinem traurigen Tode, der, wie sie mir angiebt, erst am 20. April 1860, also fast fünf Jahre nach dem Zwangsverkauf der Apotheke, erfolgt ist. Sie hat das ruhige und gleichmäßige Wesen der Schleswigerinnen, welches nicht einmal der Haß und die Rache — ich glaube auch nicht einmal die Leidenschaft der Liebe — aus seinem Gleichgewicht bringen kann. Um, ganz dem Charakter

der Schleswiger gemäß, sich auch nicht in den kleinsten Unwesentlichkeiten zu irren, hat sie ihr Notizbuch in der Hand, in dem sie die zu ihrer Erzählung nöthigen Daten und Zahlen verzeichnet hat. Vor ihr liegt ein Brief Karberg's, den er in seinen letzten Tagen schrieb. Das brave Mädchen hat den Brief mitgebracht, um mir einen Beweis von der Geistesabwesenheit zu geben, welche sich ihres unglücklichen Herrn in seinen letzten Lebensjahren bemächtigt hatte. Die genaueste Wahrheitsliebe ist ein hervorragender Charakterzug in dem Wesen des verlassenen Bruderstammes jenseits der Eider.

Karen Thusen erzählte: „Am 1. December 1855 fuhr ich mit meinem armen seligen Herrn in einer kleinen Yacht aus Apenrade nach der Insel Alsen. Dort wohnte einige Minuten von dem Städtchen Norburg auf einem kleinen Landgütchen sein Schwager, der Arzt Dr. Eckermann. Doctor Eckermann war ein nichts weniger als wohlhabender Mann. Sein kleines Vermögen, welches er zur letzten Stelle auf der Karberg'schen Apotheke in Apenrade stehen hatte, hatten ihm die Dänen geraubt. Er hatte zwei geistesschwache Kinder, aber er war gern bereit, seinen Schwager, der ein Bettler geworden war, aufzunehmen. Der Arme war, als ich mit ihm Apenrade verließ, bereits so elend, daß er nicht allein gehen

und stehen konnte. Er bewegte sich nur, auf mich und auf einen Stock gestützt, langsam vorwärts. Vierzehn lange Stunden waren wir in dem kleinen Boot an jenem stürmischen und kalten Wintertage auf dem Wasser. Erst zwei Uhr Nachts landeten wir an der Küste von Alsen. Dann mußte ein Bote nach Norburg geschickt werden, um einen Wagen herbeizuholen. So langten wir erst um fünf Uhr Morgens in Norburg an. Sie können sich denken, wie angegriffen und elend der arme Karberg war!"

„Glauben Sie," unterbrach ich Karen Thusen, „daß die Krankheit Karberg's sich in Folge der Quälereien, deren Opfer er in Apenrade war, so verschlimmert hatte?"

„Gewiß," erwiederte das Mädchen, „davon bin ich fest überzeugt! Karberg hatte sich sein Rückenmarksleiden durch Erkältungen, Ueberanstrengungen und Nachtwachen im Jahre 1848 in Apenrade zugezogen, als er Anführer der Bürgerwehr war. Aber dasselbe hatte so rasche Fortschritte gemacht, weil der Amtmann und der Medicinalinspector Schleißner ihn so schändlich behandelten. Jedesmal, wenn die Commission in unserm Hause gewesen war, um die Apotheke zu untersuchen, hatte er neue und heftigere Anfälle seiner Krankheit. Ich führte ihn dann, wenn er mit dem Schleißner in

der Apotheke umherging, um ihm alle Apothekerwaaren zu zeigen. Außerdem stützte er sich auf einen Stock. Der Medicinalinspector behandelte ihn bei diesen Untersuchungen immer schlecht."

Ich erinnere daran, daß, um Karberg in einer unerhörten Weise zu chicaniren, die dänische Regierung ein besonderes Sanitätscollegium für Apenrade einsetzte und als Mitglieder desselben den Medicinalinspector Schleißner und den neuen dänischen Apotheker in Apenrade ernannte. Den Medicinalinspector Schleißner nennt die von mir veröffentlichte preußische ministerielle Denkschrift „einen der fanatischsten und rücksichtslosesten Eiderdänen, welcher nach seiner Anstellung in Schleswig sofort der Sprachpropaganda die eingehendste Aufmerksamkeit und Thätigkeit zuwandte, mit großer Rücksichtslosigkeit das Recht der Communen verachtete, Armenärzte anzustellen, und sowohl diese Stellen wie diejenigen der Kreisphysici mit ihm und den danisirenden Tendenzen huldigenden Subjecten besetzte." Es ist derselbe, der das Irrenhaus in Schleswig danisirt hat.

„Gegen diesen Schleißner," fragte ich, „hegte Karberg wohl die größte Erbitterung?"

„Ja," erwiederte Karen Thusen, „mein Herr war so gut und so brav, aber wenn er an Schleißner dachte,

dann erreichte seine Erbitterung in Norburg den höchsten Grad. „Seine Nieren," rief er, „möchte ich kleingehackt sehen, kleingehackt, auch wenn ich sie essen müßte!" "

Der Haß liegt sonst nicht im Charakter der Schleswig-Holsteiner. Auch heute noch, wo die Erinnerung an die schrecklichen Leiden ihres Herrn wieder lebendig vor ihre Seele trat, war der Ausdruck auf dem Gesicht des Mädchens nicht der des Zorns und der Erbitterung, sondern der Ausdruck des Schmerzes und des Kummers.

„Erzählen Sie weiter!" sagte ich.

„Eine kleine einfensterige Stube in einem Gartenhause," fuhr Karen Thusen fort, „wurde ihm zur Wohnung eingeräumt. Die Aussicht ging nicht auf das Meer, nicht auf den Wald, sondern auf einen Hof. Es war kein anderer Platz für meinen Herrn, da seine Verwandten selbst sehr beschränkt wohnten. In dieser kleinen, öden Stube wohnte der arme Karberg, der einst ein so großes, schönes Haus hatte, dritthalb lange Jahre, von den schrecklichsten Schmerzen gefoltert. Es waren schreckliche Jahre! Er lebte einsam und allein. Der Schwager war zu viel mit seiner eigenen Praxis beschäftigt. Zuweilen besuchte ihn Pastor Ahlemann aus Schwensberg, welches eine Stunde von Nor-

burg entfernt ist. Er kannte die Frau des Pastors Ahlemann. Sie war die Tochter des Professors Wegscheider aus Halle, wo Karberg studirt hatte. Jeder Besuch war für ihn in dieser Einsamkeit und Abgeschlossenheit immer ein Fest. Briefe erhielt er aus Flensburg. Ich las ihm die Zeitungen vor. Dann ging er eine halbe Stunde spazieren, von mir gestützt, weil er nicht mehr allein gehen konnte. Länger wie eine halbe Stunde konnte er sich nicht aufrecht erhalten. Zuweilen schob ich ihn auf einem kleinen Rollwagen nach Norburg vor die Apotheke. Der Besitzer derselben hatte mit ihm in Halle studirt. Dann fuhr ich ihn wieder zurück in seine Einsamkeit. „Ich sehe hier nichts und höre hier nichts,“ seufzte er oft, „als die Pumpe auf dem Hofe.“ Die langen, traurigen Winterabende waren schrecklich. Die Schmerzen traten oft mit solcher Heftigkeit auf, daß er laut aufschrie. Die Kraft des Morphium, das er täglich nahm, mußte ihm den Schlaf bringen. Aber Morphium ist ein gefährliches Mittel. Am kommenden Abend kamen die Schmerzen nur um so heftiger wieder. Armer Herr, wie hat er gelitten! Und er war ganz arm. Nicht einen Schilling besaß er mehr. Die Dänen hatten ihm Alles genommen. Er lebte von den Almosen der deutschen Apothekervereine.

Der Doctor Eckermann gab ihm, was er besaß. Auch er hatte ja durch die Dänen Alles verloren. Aber er war ein unbeschreiblich guter Mann; er gab dem Schwager von seinem Wenigen. Er hatte ja selbst seine Leiden, zwei geistesschwache Kinder."

Karen Thusen schwieg. Sie dachte an diese jammervollen Tage, welche sie mir soeben schlicht und einfach geschildert hatte. Dann fuhr sie fort:

„Eine neue Hoffnung war ihm aufgegangen. Ein weitläufiger Verwandter Karberg's war Arzt in Wandsbeck. Er schrieb an ihn, ob er nicht zu ihm kommen wollte, weil es doch so einsam und traurig in Norburg wäre, wo er nur die Pumpe auf dem Hofe sähe. Mit großer Freude nahm Karberg das Anerbieten an. Im Juli des Jahres 1858 fuhren wir beide mit der Fähre nach Sundewitt über und von dort zu Wagen nach Wandsbeck. Der Arme konnte die lange Fahrt auf der Eisenbahn nicht mehr aushalten. In Wandsbeck hatte er eine mehr heitere Existenz. Die freundliche und stille ländliche Umgebung wirkte um so besser auf seinen Gemüthszustand, weil ihn nichts in derselben an Dänemark erinnerte. Er war oft im Garten. Auch fuhr ich ihn dann und wann in seinem Handwagen. Aber gegen den Winter hin wurde es wieder sehr trübe. Die

Besuche wurden seltener. Auch nahm seine Krankheit eine neue, schreckliche Wendung. Mein armer Herr wurde gemüthskrank. Er war nicht schwermüthig, nein, aber seine Gedanken verwirrten sich. Sehen Sie da diesen Brief! Er schrieb ihn in diesen traurigen Tagen."

Das Mädchen legte mir einen Brief vor. Er bestand aus einigen zwanzig Zeilen. Der Brief war mit zitternder Hand geschrieben. Sein Inhalt war ganz verwirrt. Zuerst sprach der Arme darin von seiner Armuth, für eine Geldsendung dankend, dann von Todten und Verwundeten. Die Bilder des Kriegs und seiner Schrecken waren wohl vor das umnachtete Auge seines Geistes heraufgestiegen. Dann von seinem Haß gegen die Dänen. Der Brief war ohne Schluß. Die zitternde Hand des Kranken hatte nicht weiter zu schreiben vermocht. Ich gab den Brief dem Mädchen zurück.

„Es trieb ihn nach dem einsamen Norburg zurück," schloß Karen Thusen ihre traurige Geschichte. „Im Herbst des Jahres 1858 bezog er wieder die kleine Stube auf dem einsamen Hofe, wo er nur „die Pumpe sah und hörte." Sein Irrsinn trat nun immer stärker hervor. Aber der Irrsinn wurde für ihn eine Wohlthat. Heitere Bilder zogen in dieser Geistesnacht vor seinem

umflorten Auge vorüber. Er träumte von einem schönen Landhause bei Baden-Baden, wo er wohnen würde und welches ihm gehörte. Und dann erschienen die Dänen in diesen Träumen gar nicht. Die Träume waren eine Wohlthat des gütigen Gottes. Aber sein Haß gegen Dänemark wuchs doch von Tag zu Tag. Er konnte kein dänisches Wort hören, ohne in den größten Zorn zu gerathen. Und doch war dies in Norburg zuweilen nicht zu vermeiden. Wenn die Kinder seines Schwagers einmal ausnahmsweise ein dänisches Wort sprachen, mußte ich sie sofort aus der Stube entfernen. Auch die Schmerzen waren nicht mehr so stark wie früher. Aber dann erwachte seine Erbitterung gegen die Dänen gleichsam von Neuem. In der heftigsten Weise fuhr er auf und verfluchte die Feinde Schleswig-Holsteins und den Medicinalrath Schleißner. Der Tod kam nun heran. Beim Beginn des Frühjahrs, wo die Blumen blühen und die Bäume grün werden, klagte er über Brustschmerzen. Am 20. April wurden die Schmerzen gegen Abend immer heftiger. Bis Nachts 3 Uhr dauerten seine Klagen. Dann wurde er von Krämpfen befallen. Sie dauerten bis 10½ Uhr Morgens. Seine Schwester und ich waren die ganze Nacht bei ihm. Dann wurde er still und ruhig. Leicht und sanft trat der Tod zu ihm

heran. Das Bewußtsein war geschwunden. Eine Thräne glitt dann und wann aus seinen Augen über die bleiche Wange. In Sonderburg, im Grabe seiner Aeltern wurde er begraben. Er ist nur zweiundfunfzig Jahre alt geworden; dreizehn Jahre litt er an der schrecklichen Krankheit."

Karen Thusen schwieg. Die Erinnerung an die Leiden des Märtyrers von Apenrade schien sie tief ergriffen zu haben. Auch die Schwester des Erziehers des Herzogs von Schleswig-Holstein war tief ergriffen von dieser Geschichte voll Jammer und Elend eines von dänischen Beamten zu Tode gemarterten Mannes. Aber „der Däne kennt keine Thräne, ihn schmerzt nicht einmal der Tod der Seinen." Mein Herz schwoll von Haß und Erbitterung. Der Märtyrer von Apenrade verfluchte die Dänen und den Medicinalinspector Schleißner; doch die Frauen, welche hier mir gegenüber am Tische saßen, empfanden nur das Gefühl der Trauer und der Wehmuth. Je weiter man von der Elbe nach der Königsau hinaufkommt, desto ruhiger und kälter pulsirt das Blut in den Adern der Menschen. Es war spät geworden. Als ich die lange Holstenstraße hinabging, um nach meiner außerhalb der Stadt liegenden Wohnung zu kommen, war auch in Kiel Alles ruhig

und still. Gespenstisch rauschte der Nachtwind in den Falten der deutschen und schleswig-holsteinischen Fahnen. Ich dachte an den heißen Haß und an die glühende Begeisterung der Sicilianer, wenn sie unter dem tausendfachen Rufe: „Evviva l'Italia! Evviva Garibaldi!“ vor Capua in die Schlacht stürmten. Aber in Italien wächst der rothe Thränenwein neben den glühenden Lavaströmen eines Feuerbergs, und der Dichter singt:

Doch die Meeresfluth am Strande
Toset so gewaltig nicht
Wie die Menschenfluth am Lande,
Die sich im Toledo bricht.

Neuntes Kapitel.

Die Huldigung der Dithmarsen.

Vor zwei Jahren. — Das Verbrüderungsfest Schleswig-Holsteins. — „Op ewig ungedeelt.“ — Der Zug der Dithmarsen nach Düsternbrook. — Die dithmarsische Fahne. — Die alte Bauernrepublik. — Die Schlacht am Dusenddüwelswall und der Ruhm eines halben Jahrtausend. — Harms, Niebuhr, Klaus Groth, Müllenhofen. — Der Empfang im Cursaal. — Der Herzog von Schleswig-Holstein. — Das Freiheitsgefühl, der Stolz und der Unabhängigkeitssinn der alten Bauernrepublik. — Dr. Christiany. — Pastor Hansen aus Meldorf. — Der Lehrer Sönnichsen. — Die Antwort des Herzogs.

Es sind nun mehr wie zwei Jahre, daß ich zum letzten Male in Kiel war. Ich war in der Nacht mit dem Dampfschiff von Kopenhagen über das Meer gefahren. Die Sonne erhob sich leuchtend aus dem blauen Spiegel der Ostsee und ein azurblauer Himmel wölbte sich über die in allen Häusern und Straßen mit Blumen und Laubgewinden geschmückte Stadt Kiel. Der Himmel und die Erde hatten sich geschmückt und ihr schönstes Gewand angelegt, wie die Menschen, um das neue Verbrüderungsfest Schleswig-Holsteins zu feiern und Deutschland zu beweisen, daß der Muth und

der Widerstand gegen die dänische Herrschaft in den Herzogthümern nicht erloschen sei. Da rollten hundert Wagen in die Stadt und herab stiegen die Männer von Eckernförde, von Rendsburg, die Hofbesitzer und Bauern aus der Umgegend. Um zehn Uhr segelte ein großes Dampfschiff die Ostsee hinab und als es am Strande, dort, wo die Eichen und Buchen in Düsternbrook die grüne Hügelreihe umschatten, in den Kieler Hafen einfuhr, da ertönte ein Schuß vom Verdeck und tausendstimmiger Jubel erscholl von den Hügeln. Der Schuß war das Zeichen, daß das Dampfschiff die Männer von Flensburg, von Apenrade, von Hadersleben und von Tondern führte. Und aus dem Schiffe stiegen fünfhundert Männer aus Schleswig, um Zeugniß abzulegen, daß das ganze nördliche Schleswig deutsches Land und nicht dänisch geworden sei. Eine Stunde später rollte ein endloser Zug von Wagen auf der von Norden führenden Eisenstraße in den Bahnhof, und aus den Wagen stiegen tausend Männer aus allen Städten Holsteins und des südlichen und mittleren Schleswig, um Zeugniß abzulegen, daß Schleswig-Holstein deutsches Land sei nach wie vor, daß es nicht dänisch geworden sei, sondern mannhaften Widerstand leiste, nach wie vor, zu Deutschlands Ehre. Und als

wir am Mittag beim festlichen Mahle unter den Eichen und Buchen von Düsternbrook zu Tische saßen und die Städte aufgerufen wurden, wie einst die Gemeinden der Schweiz in der stillen Mondscheinnacht auf der grünen Wiese an dem dunkeln, tiefen See der vier Waldstädte, wo die Schneehörner ihre mit blitzenden Eiskronen geschmückten Häupter in den smaragdenen Fluthen spiegeln, da antworteten sie alle, die alten Städte der Holsten, der Friesen, der deutschen Männer, welche bis zu den jütischen Haiden, bis zur Königsau wohnen. Keine einzige fehlte, jede hatte ihre Vertreter gesandt. „Hätten wir's nur gewußt," sagten mir die Bauern in Angeln acht Tage später, „zu zehntausend wären wir gekommen, mit unsern Frauen und Kindern!" Und dann sprachen die Männer aus Schleswig zu den Brüdern aus Holstein und forderten sie auf, standhaft im Widerstand zu verharren, bei Deutschland gegen Dänemark, die Schleswiger und die Holsteiner, die Einen für die Andern; niemals dürfe Schleswig-Holstein getheilt werden, es sei ein und dasselbe Land von der Elbe bis zur Königsau; und als am Abend die prächtige Buchen- und Eichenallee, welche von dem Orte der Feier nach der Stadt führte, in rothen und blauen bengalischen Flammen erglänzte, als alle Fen-

ster in Kiel ein Meer von Licht ausstrahlten, daß es so hell war, wie am Tage, da zog ein unabsehbarer Zug von Menschen nach der Stadt und zum Bahnhofe, um die Brüder aus Schleswig zu geleiten, da ertönte der Gesang des Schleswig-Holstein-Liedes, welches vor zwölf Jahren auf den Schlachtfeldern erklungen war, im Zuge und ein ganzes Land legte Zeugniß ab, daß Schleswig-Holstein mannhaft gegen Dänemark Widerstand leiste und jeder Deutsche in den Herzogthümern für den Wahlspruch weiter kämpfen werde, der in weithin leuchtenden Gasflammen über den Thüren strahlte: „Op ewig ungedeelt“.

* * *

Das war vor zwei Jahren an einem der letzten Tage des Monats August. Jetzt war ich wieder in Kiel. Es war ein kalter Januartag; ein schneidender Ostwind wehte aus der See über die Eisdecke des Kieler Hafens und um die schneebedeckten Höhen von Düsternbrook. Und wieder bewegte sich langsam ein langer Zug ernstblickender Männer durch die Holstenstraße in Kiel und dann die Buchenallee nach Düsternbrook hinan. Alle Häuser in der Holstenstraße waren mit deutschen und schleswig-holsteinischen Fahnen geschmückt. Es war das von der Herrschaft der Dänen

befreite Kiel, was sich heute mit deutschen und schleswig-holsteinischen Fahnen zum Empfange der Männer geschmückt hatte, welche dort in jenem Zuge gingen. Es war die Deputation der Dithmarsen, welche die alte Bauernrepublik zur Anerkennung des Herzogs von Schleswig-Holstein nach Kiel geschickt hatte. Mehr wie dreihundert gingen dort im Zuge. Vorausgetragen wurde das Bild einer Doppeleiche, mit grünem Laub umkränzt und mit Bändern in den schleswig-holsteinischen Farben geschmückt. Dann kamen die Sprecher der Deputation, die Vertreter der Geistlichen, der Lehrer, der Landleute und der Gewerbtreibenden; dann zehn Prediger im Ornate, in langen, schwarzen Gewändern. Ihnen folgten die Uebrigen paarweise. Ueber dem Zuge wehten deutsche und schleswig-holsteinische Fahnen, in der Mitte des Zugs wurde die dithmarsische grüne Fahne getragen, mit dem goldenen, geharnischten Reiter auf weißem Roß im rothen Felde. Sie zogen die Höhen von Düsternbrook hinauf nach dem Curhause, von wo man einen weiten Blick über den Hafen und ebenso auf die kleine Feste Friedrichsort und die Ostsee hat. Dort machten sie Halt. Der Saal des Curhauses war festlich mit Fahnen geschmückt. Ein Sessel stand auf einer mit Teppichen belegten Thron-

stufe. Die Gallerie war mit Damen aus Kiel gefüllt. In diesen Saal zogen die Dithmarsen ein, um dem Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein als ihrem Herzog zu huldigen.

Die alte Bauernrepublik der Dithmarsen hat sich immer durch ein kräftiges, starkes Freiheitsgefühl, durch Unabhängigkeitssinn, durch das Gefühl des Stolzes auf die Heimath ausgezeichnet. Ohne den leisesten Ansatz einer wirklich monarchischen Gewalt, hat sie fast ihr einziges vollkommenes Seitenstück in der Verfassung der Urkantone. Fast drei Jahrhunderte hindurch behauptete dies wunderbare Gemeinwesen seine Unabhängigkeit trotz großer Gefahren. Aus jener Zeit erinnere ich nur an den in der Freiheitsgeschichte der Dithmarsen vor allen andern glänzenden Tag, wo Wolff Isbrand im Jahre 1550 mit dreihundert Bauern dreißigtausend Dänen und Holsteiner schlug. „Der Dänenkönig," erzählt Graf A. Baudissin*), „welcher glaubte, daß er mit seinen dreißigtausend Mann die paar hundert Bauern leicht besiegen könne, marschirte auf die Schanze los, welche sie auf dem Dusenddüwelswall errichtet

---

*) „Christian VII. und sein Hof" von Graf A. Baudissin. 2. Abthlg. 1. Bd. S. 78.

hatten. Da war ein Mädchen aus Heide, welches sich Telsche nannte. Sie hatte sich dem Heilande verlobt. Mit dem Crucifix in der einen, mit dem Schwerte in der andern Hand, sprach sie den vierhundert Bauern Muth zu, die in der Schanze standen und den langen Zug des Dänenkönigs herankommen sahen. Wie die Bauern aber sahen, daß das fromme Mädchen den Muth nicht verliert, sondern sie anfeuert, tapfer zu kämpfen, da kriegen sie auch Vertrauen in ihre Kraft und halten tapfer Stand. Weil es aber schlechtes Wetter ist und die Wege knietief sind, können die schweren Ritter nicht recht vorwärts kommen, und wie ihnen die Kugeln aus der einzigen Kanone der Dithmarsen um die Ohren sausen, wollen sie ausweichen und gerathen in die tiefen Marschgräben, daß sie zu Hunderten elend umkamen. Da tritt denn der Oberst der schwarzen Garde vor und fordert die Dithmarsen auf, ihm einen Mann zu stellen, der mit ihm kämpfen wolle im ehrlichen Kampfe, und wie kein Anderer vortreten will, kommt der Schmied von Hemmingstade und stellt sich dem Ritter und wirft ihn in den Schlamm, daß er elend zu Grunde gegangen ist. Wie aber die Dithmarsen das sahen, stürzen sie aus ihren Schanzen hervor und schlagen mit ihren Schwingkloben auf die

Garde und auf die Ritter unbarmherzig darein und in wenig Stunden ist die ganze, große Armee des Dänenkönigs vernichtet, so daß an die zwanzigtausend Dänen todt auf dem Platze liegen." Auch heute ist jener Freiheits- und Unabhängigkeitssinn im Dithmarsen nicht erloschen. „Im letzten Dänenkriege," erzählt Moritz Busch*), „empfing eine Pastorswittwe im Norder-Dithmarsen, die zwei Söhne bei der Armee hatte, welche vor Friedrichstadt lag, von diesen einige Tage vor dem verhängnißvollen Sturme auf die Stellung der Dänen einen Brief, in welchem sie ihr meldeten, daß der Angriff demnächst stattfinden werde, und bei der naheliegenden Möglichkeit, daß sie dabei den Tod finden würden, mit dem Bedauern von der Mutter Abschied nahmen, ihr die Liebe, die sie ihnen erwiesen, nicht vergelten zu können. „Meine Liebe," antwortete die hochherzige Frau, „werde ich alsdann vergolten sehen, wenn Ihr bei dem Sturm die Ersten, bei dem Rückzug die Letzten seid." Aus jenem Lande, aus dem in neuerer Zeit der berühmte Historiker Niebuhr, der Kanzelredner Harms, Klaus Groth und der Germanist

---

*) Moritz Busch, Schleswig-Holsteinische Briefe. Bd. 2. S. 228.

Müllenhofen hervorgegangen sind, kamen diese dreihundert Männer, welche dem Herzoge von Schleswig-Holstein ihre Huldigung darbringen wollten.

Als die Deputation sich in einem großen Halbkreis um den Thronsessel aufgestellt hatte, erschien der Herzog. Ich hatte ihn bis dahin noch nicht gesehen. Er ist in seiner Gestalt, im Gesicht, in der Sprache, kurz in seinem Wesen das Prototyp eines Schleswig-Holsteiners. Blond, von mittlerer Größe, tragen seine Züge den Stempel der holsteinischen Gesichtsbildung; sogar seine Sprache hat etwas Schwerfälliges, wie es vielfach im Lande vorkommt, und die Tonfärbung des Dialekts zwischen Elbe und Königsau.

Das war der Mann, der jetzt in den Saal zu der Deputation der Dithmarsen trat. Der Empfang war dem Unabhängigkeitsgefühl derselben und dem holsteinischen Wesen würdig. Es ertönte kein serviles „Hoch“, sondern die Bauern, die Gewerbtreibenden, die Pastoren und die Lehrer traten zu dem Herzog heran, gaben sich gegenseitig die Hände und sprachen ihre Freude aus, einander in Schleswig-Holstein zu sehen. Dann, nachdem dieser herzliche und freundschaftliche Empfang einige Minuten gedauert hatte, trat der Herzog auf den Teppich, auf dem der Sessel aufgestellt war, und nun be-

gann die Ansprache der drei Sprecher der Deputation. Sie sprachen ganz dem Stolze, dem Freiheitsgefühl und dem Unabhängigkeitssinn ihres Landes, der ehemaligen freien Bauernrepublik gemäß, langsam und deutlich, Jeder mit dem dem Holsteiner eigenen schweren Ton in der Sprache.

„Wir sind gekommen“, begann Dr. Christiany aus Brunsbüttel, „aus beiden Dithmarsen, Geistliche, Lehrer, Landleute und Gewerbtreibende, um Ihnen nochmals zu bethätigen, was wir bereits in der Adresse ausgesprochen haben, um Ihnen zu wiederholen, daß wir Sie anerkennen, daß wir keinen Andern wollen, daß wir Ihnen getreue Unterthanen sein werden. Wir sind erfüllt von Freude und Dank gegen die Vorsehung, daß sie uns einen Herzog gegeben hat, der die Eigenschaften des Herrschers mit denen des deutschen Mannes vereinigt. Wir sind beglückt, das Antlitz des geliebten Fürsten zu sehen, ihm bestätigen zu können, daß er nicht nur ihr Herzog sei als der legitime Erbe des Landes, sondern daß auch dann, wenn die freie Wahl uns zustände, wir Sie zu unserm Fürsten erwählt haben würden. Wir wollen, da Sie die Rechte unseres Landes anerkannt haben, da Sie gelobt haben, das Volk zu lieben, es zu schützen, es glücklich zu machen, — wir

wollen Sie lieben und zu Ihnen stehen fest und immerdar. Gott segne Sie, Hoheit, Gott segne das Vaterland!"

Die Anrede war ächtdithmarsisch. Auf die Freiheit des Landes, auf die freiwillige Anerkennung, auf die freie Wahl war das hinreichende Gewicht gelegt.

Dann trat Pastor Hansen von Meldorf vor, im langen, schwarzen Talare. Auch er sprach in würdiger, nationaler Weise von der großen Geschichte und von der Freiheit seines Landes. „Die Geistlichkeit des Landes Dithmarsen," begann er mit langsamer, tönender Stimme, „ist gekommen, um Sie, Hoheit, als den von Gott gegebenen, rechtmäßigen Landesherrn anzuerkennen. Dithmarsen ist stolz auf die Thaten seiner Vorfahren; es hat eine große Geschichte. Aber als es aufgehört hat, ein freies Volk zu sein, da hat es wohl mit Schmerz diese Freiheit dahingegeben, aber es hat seitdem stets mit Liebe und Treue dem rechtmäßigen Landesherrn angehangen. Das dithmarsische Volk ist nie leibeigen gewesen; es steht keinem Landestheil nach an Adel der Gesinnung, welche es mit vollem Herzen seinem Fürsten darbringt. Möge Gott der Herr Sie und Ihr Haus segnen."

Der dritte Redner war Lehrer Sönnichsen aus Mel-

dorf. „Ich habe die feste Ueberzeugung,“ sagte er, „daß alle Lehrer Dithmarsens gekommen sein würden, wenn nicht äußere Verhältnisse sie abgehalten hätten; alle aber halten fest und unerschütterlich an ihrem Fürsten. Wir werden keine Opfer scheuen, Ihr Recht, Hoheit, sowie unser Recht zur Geltung zu bringen. Hoffentlich ist die Zeit nicht fern, wo die Lehrer sich endlich der schönen Aufgabe hingeben können, nationale Gesinnung, Treue und Ergebenheit gegen Vaterland und Fürst in die Herzen der Kinder zu pflanzen.“

Die Art und Weise, wie der Herzog antwortete, war eben so würdig wie die Anrede der drei Sprecher. Der Herzog sprach langsam, aus dem Stegreif. Die Art und Weise seiner Rede, der holsteinische Ton seiner Worte war von sichtlicher Wirkung. „Ich danke Ihnen,“ sagte er, „für die Gefühle der Treue, der Liebe und der Ergebenheit, welche Sie mir dargebracht haben. Gott hat mir die Pflicht auferlegt, meine Rechte geltend zu machen. Ich fühle mich erhoben durch die Uebereinstimmung mit meinem Volke. Denn nur dadurch, daß mein Recht in der Ueberzeugung des Volkes wurzelt, daß es eins ist mit dem Rechte des Volkes, kann es zur Geltung kommen. Ich bin beglückt, bei den Dithmarsen solche Gesinnung für mich zu finden. Ich weiß

es gewiß zu würdigen, wenn ein von jeher freies Volk in solchen Gefühlen sich ausspricht. Noch sind wir waffenlos, haben keine Armee, haben nur die Ueberzeugung von unserem Recht und das Bewußtsein, daß, wenn Alle zusammenhalten, wir dann das eine Ziel erreichen: die Freiheit Schleswig-Holsteins. Der Welt wollen wir zeigen, was wir wollen: keine Dänen sein, frei und selbstständig werden. Mit dieser Einigkeit wollen wir ganz Europa entgegentreten und das Wohl des Landes wird gegründet werden."

Jetzt brach die Versammlung in ein dreimaliges „Hurrah" aus. Der Herzog trat dann wieder zu der Deputation heran und es wiederholte sich nochmals die Scene, welche der Huldigung vorausging.

Zehntes Kapitel.

Von Kiel nach Itzehoe.

Dr. Tempeltey. — Der Kieler Hafen und russische Gelüste. — Der Amtmann zu Bordesholm. — Neumünster und dänische Elemente in seiner Bevölkerung. — Der Tuchfabrikant A. Renk. — Kriegerischer Anblick des Bahnhofes. — Empfang der österreichischen Truppen. — Empfang der Hannoveraner und Sachsen. — Rumänen, Kroaten, Polen, Italiener. — Oesterreichische Officiere. — Ein österreichischer Infanteriecapitän. — Die Absetzung der dänischen Beamten in Holstein. — Wrist. — Der Wochenwagen. — Deutsche Renegaten in Holstein. — Sucht zu negiren und zu bekritteln. — Architekt Martens in Kiel und die Gartenlaube. — Kellinghusen. — Von Kellinghusen nach Itzehoe. — Zerstörte dänische Telegraphenlinien. — Itzehoe. — Sächsische Soldaten und das Lied vom deutschen Vaterlande. — Stimmung und Charakteristik Itzehoe's. — Abzug der Dänen. — Requisitionen. — Der Amtmann von Levezau. — Advokat Rave. — Der Verbitter Henning v. Rumohr. — Die schleswig-holsteinische Times. — Dr. Eugen Rommel.

„Sie haben noch fünfundzwanzig Minuten bis zur Abfahrt nach Neumünster,“ sagte der Gepäckträger auf dem Bahnhofe zu Kiel, und übergab mir Fahrbillet und Gepäckschein.

Fünfundzwanzig Minuten! Aus fünfundzwanzig

Minuten wird auf den Stationen der Kiel-Altonaer Eisenbahn eine halbe Stunde. Ich ging nochmals in das Bahnhofshôtel, um von dem Kabinetsrath Dr. Tempeltey, dem Bevollmächtigten des Herzogs von Coburg bei dem Herzoge von Schleswig-Holstein, Abschied zu nehmen, den ich am vergangenen Abend an dem Versammlungsorte der Kieler vornehmen Welt, in der Harmonie, nicht angetroffen hatte. Das Hôtel ist nur durch einen Gang vom Bahnhofe getrennt.

Das Bahnhofshôtel war seit vierzehn Tagen fast von allen seinen vornehmen Gästen verlassen worden. Der Herzog hatte ein Haus in der neuen Straße bezogen; Major v. Schmidt, augenblicklich Hofchef des Herzogs, hatte in demselben Hause seine Dienstwohnung genommen; Dr. Samwer, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, hatte eine Privatwohnung bezogen. General v. Stutterheim bewohnte seit seiner Ankunft in Kiel eine eigene Wohnung. So war Niemand, wie der Geheime Staatsrath Francke, der Minister des Innern, und der Bevollmächtigte des Herzogs von Coburg im Bahnhofshôtel zurückgeblieben.

Es waren kaum vierundzwanzig Stunden verflossen, seitdem der geistvolle Dichter der Klytämnestra eine heftige Debatte mit mir gehabt hatte. „Wenn Sie

Minister des Herzogs wären," rief er schließlich aus, „wäre hier längst Alles über Kopf gegangen."

„Vielleicht," entgegnete ich ihm verdrießlich, „aber der Vorwurf „zu spät" hätte mich nie getroffen."

„Wollen Sie wirklich fort?" sagte er. „Der Correspondent der Times, Herr Gallenga, ist gestern nach Kopenhagen gereist; wann kommen Sie wieder?"

„Nun, ich denke, in vierzehn Tagen spätestens. Dann werden die Truppen wohl nach Schleswig einmarschiren. Grüßen Sie, oder vielmehr — ich werde, wie der Bürgermeister von Coburg sagen, „empfehlen Sie mich dem Staatsrath Francke. Leben Sie wohl." Freundschaftlichst reichten wir uns die Hände. Der Streit von vorgestern war lange vergessen. In zehn Minuten stand ich wieder im Wartesaal des Bahnhofes. Der Zug stand zur Abfahrt am Perron bereit. Die Wagen waren, wie bei den Mittagszügen gewöhnlich, schlecht besetzt. In einem Coupé saß ein älterer Herr ganz allein. Er trug ein schwarz-roth-goldenes Bändchen am Hut. Ich setzte mich ihm gegenüber.

Das Abfahrtssignal ertönte. Langsam fuhr der Zug an der Seite des prächtigen Kieler Hafens entlang. Seine Eisdecke war seit mehrn imeren Tage Aufthauen begriffen. „Es sind nun über dreißig Jahre

her," sagte mein Nachbar, den ich irgendwo gesehen haben mußte, ohne mich des Ortes erinnern zu können, „als Kaiser Nicolaus von Rußland zum ersten Male auf diesen prächtigen Hafen aufmerksam wurde. Er besuchte mit dem ersten russischen Dampfschiffe „Kamtschatka" Kiel und konnte an der Brücke anlegen. Seit dieser Zeit war er häufig hier, immer von Neuem den Hafen und seine Tiefe bewundernd. Zur Zeit des Krimmkrieges lagen zweiunddreißig große englische Schiffe im Hafen, unterhalb Düsternbrook — Sie kennen den Ort — das größte Schiff war der Wellington, es hatte einen Tiefgang von nicht weniger als 32 Fuß."

„Ja," lachte ich, „wer Alles diesen Kieler Hafen haben möchte? Rußland, Dänemark, England, Preußen! Aber wir werden ihn selbst behalten. Niemals wird Dänemark ihn wieder bekommen."

Das Wasserbild flog vorüber. Eine hügelige Ebene erhob sich zu beiden Seiten der Eisenstraße. Wiesen, Aecker, Baumgruppen prächtiger Buchen, Eichen und Erlen in reichster Abwechselung. Dazwischen Häuser von rothen Backsteinen mit bunten Giebeln und grüngestrichenen Fenstern und Thüren, meistens mit Ziegeln, zuweilen auch noch mit dem warmen

Strohdache gedeckt. „Wir fahren hier durch die fruchtbarste und schönste Strecke des Landes,“ sagte mein Nachbar, „sehen Sie dort diesen fetten, schweren Boden, lauter Weizenboden. So geht es bis hinter Bordesholm, bis zu der Straße, welche quer über die Bahn führt.“

Es war ein außerordentlich schöner Tag, klar und hell, kein Wölkchen am Himmel. Ueber Wiesen, Aecker und Wald schwebte ein duftiger Hauch, wie im Frühling. Es war erst Ende Januar. Ich hätte mir einbilden können, die erste Lerche zu hören. Immer reicher wurde die Ebene, immer abwechselnder in ihren Formen. Ein leichter Höhenzug, mit Wald und Häusergruppen bedeckt, umkränzte den Horizont. Es war die hohe Geest, welche bei Kellinghusen in die Ebene abfällt. Ein gothischer Thurm stieg hinter Baumgruppen in die Höhe. „Da ist Bordesholm,“ sagte mein Nachbar, „eins der reichsten und schönsten Kirchdörfer. Ueber zweitausend Einwohner. Dort wohnte der Amtmann von Kiel, Graf Reventlow.“

„Er wohnte? Und wo ist er? Wohnt er nicht mehr dort?“

„Nein, er ist fortgelaufen, wie die Sachsen und Hannoveraner in's Land kamen. Den sehen wir wohl

auch nicht wieder. Sie kennen ja seinen Bruder, Graf Ludwig Reventlow. Er ist ein braver und energischer Patriot. Sie sprachen ja häufig mit ihm in der Harmonie."

Jetzt wußte ich, wer mein Nachbar war. Er war am Zoll in Kiel angestellt. Auch ihn hatte ich häufig Abends in der Harmonie getroffen.

„Der Amtmann in Bordesholm," hub er von Neuem an, „hatte die dortigen Bauern überredet, den dänischen Requisitionen Folge zu leisten und die verlangten Pferde zu liefern. — Die Furcht vor den Vorwürfen, welche ihn jetzt treffen würden, hat ihn wohl davon gejagt. Sonst wüßte ich keinen Grund. Es war eine schöne Stelle, die man doch so leicht nicht verläßt. Sehn Sie, da ist die Landstraße, von der ich Ihnen sagte. Jetzt wird der Boden leichter. Aber es ist ein Kartoffelland, wie man es in ganz Holstein nicht findet."

Der Boden wurde ebener und flacher. Ein blauer Seespiegel schimmerte in der grünen Umfassung der Wiesen. Der Horizont umkränzte noch immer den blauen Höhenzug der hohen Geest. Noch eine halbe Stunde brauste der Zug fort. Regelmäßige Häuserreihen, mit spitzen, nichts weniger wie schönen Backstein-

giebeln, von großen Fabrikgebäuden mit hohen, häßlichen Schornsteinen überragt, erschienen vor uns in langen Linien. Es war wiederum Neumünster. Neumünster hat sich seit zehn Jahren außerordentlich gehoben, nicht in seiner deutschen Gesinnung, nein, wahrhaftig nicht, aber in seiner Einwohnerzahl und in seinem Reichthum. Die Bevölkerung ist auf fast 3000 gestiegen. Große Tuchfabriken und Baumwollfabriken haben ihre Besitzer reich gemacht, und diese Fabrikbesitzer bilden den tonangebenden Theil der Bevölkerung. Mit deutschen Produkten können ihre Waaren freilich nicht concurriren; deshalb versenden sie sie nach dem Norden, wo sie einen großen Absatz finden, schon weil der frühere Schutzzoll an der Elbe allen anderen deutschen Fabrikanten die Concurrenz mit ihnen im Preise unmöglich machte,

Es ist Neumünster wie Altona und Flensburg ergangen. Der materielle Nutzen hat in bedenklicher Weise auf die nationale Gesinnung seiner Bewohner eingewirkt. Der größte Theil derselben, die Fabrikanten und die in den Fabriken beschäftigten Arbeiter haben sich von der Versendung ihrer Tuche und Baumwollenwaaren nach dem Norden abhängig gemacht. Die Verbindung mit Dänemark und der Schutzzoll an der Elbe

sind die Elemente ihres Reichthums geworden. Ich glaube leider, daß, wenn heute in Neumünster über die Frage, ob ein selbstständiges Schleswig-Holstein oder weitere Verbindung mit Dänemark, abgestimmt würde, die weitere Verbindung mit Dänemark die Majorität haben würde. „Weg mit dem Eiderzoll!“ würde die Parole der Kaufleute und Fabrikanten werden, und mit dieser Parole würden sie sammt und sonders ins dänische Lager überlaufen. Meint der große Tuchfabrikant A. Renk, der an der Spitze dieser heimlichen Dänen in Neumünster steht, etwa nicht so? Man muß sich nur keinen Illusionen hingeben. Momentan war das freilich in Neumünster anders. Die heimlichen Dänen waren alle zu echten Schleswig-Holsteinern geworden und verbargen ihre wahren Gesinnungen unter dem Schatten großer deutscher und schleswig-holsteinischer Fahnen, welche aus den Fenstern ihrer palastartigen Häuser wehten, sobald die dänischen Dragoner das Kirchdorf verlassen hatten und die Sachsen eingezogen waren.

Heute bot Neumünster einen besonders kriegerischen Anblick. Die Sachsen und Hannoveraner hatten ihr Standquartier den österreichischen Truppen überlassen müssen, welche in großen Colonnen nach dem Norden

zogen, um sich an der Eiderlinie aufzustellen. Täglich führte die Eisenbahn von Hamburg her neue Schaaren heran. Das Kirchdorf und die Umgegend war mit österreichischen Soldaten überfüllt. Im Dorfe selbst lagen 3000, auf dem Lande 2000 Mann. Die Spitzen der österreichischen Heersäulen waren bereits über Neumünster hinaus, in Nortorf, auf dem halben Wege nach Rendsburg angekommen, und hatten dort Quartier genommen. Wie überall in Holstein, hatte auch in Neumünster kein feierlicher Empfang der Oesterreicher stattgefunden. Die Häuser waren ihres Fahnenschmuckes beraubt; unter strömendem Regen waren sie eingezogen, von Niemandem begrüßt und von Niemandem empfangen. Still und öde lagen die langen, breiten Straßen, in denen man nur das Pfeifen des Abendwindes und das Klatschen des Regens hörte. Niemand ließ sich sehen und hören. Jeder hielt sich in seinem Hause. Die heimlichen Dänen hätten ihnen gewiß gern einen feierlichen Empfang bereitet; aber sie standen unter dem Druck der öffentlichen Meinung und wagten sich noch nicht heraus aus ihren Höhlen. Mit Mühe fanden sich die armen Soldaten mit ihren Quartierzetteln zurecht, Stunden lang im Dunkel und im Regen umherirrend, kalt und gleichgiltig empfangen.

Die Schmach des Jahres 1851, wo auch Oesterreicher und Preußen hier einzogen, um die tapfere schleswig-holsteinische Armee zu entwaffnen, um das Land in die Knechtschaft der Dänen zurückzuführen, war noch in Aller Gedächtniß. Heute, nach zwölf Jahren, rächte sich der Verrath von damals. Wie war das hier anders vor einer Woche, wo die Spitzen der sächsischen Truppen in Neumünster eintrafen! Goldner Sonnenschein, ein heitrer Wintertag, alle Häuser festlich mit Kränzen und Fahnen geschmückt, Musik und Freudenjubel. Die Musikbande spielte das Schleswig-Holstein-Lied. Die ganze Bevölkerung war auf der Straße. Man konnte den Abzug der dänischen Dragoner gar nicht erwarten. Vor ihren Augen flogen die deutschen und holsteinischen Fahnen aus allen Fenstern. Auf dem Markte wurde eine colossale schleswig-holsteinische Fahne auf hoher Flaggenstange aufgezogen. Und „Schleswig-Holstein meerumschlungen" ertönte es tausendstimmig, als sie nun nach dem Norden zogen, die Verhaßten. Sogar die dänisch gesinnten Tuchfabrikanten mußten schleswig-holsteinische Gesichter machen, so schwer es ihnen auch wurde.

Heute war wieder ein Tag, wie damals, himmelblau, sonnenhell, klar und heiter. Aber keine bunte

Flagge flatterte im Morgenwinde. Die colossale Fahne auf dem Markte, welche ich noch vor acht Tagen hier gesehen hatte, war abgenommen. Das Mißtrauen sollte und mußte sich weiter documentiren. Infanteriemassen standen auf dem Bahnhofe und in der breiten Straße des Kirchdorfes aufgestellt, um weiter nach dem Norden befördert zu werden. Sie hatten ihre Gewehre pyramidenförmig zusammengestellt. Während der halben Stunde, wo ich den von Rendsburg kommenden Zug erwarten mußte, der mich bis nach Wrist führen sollte, ging ich unter den Gruppen umher. Alle Theile des österreichischen Kaiserstaates schienen ihre Contingente hergesandt zu haben, nur die deutschen Provinzen nicht. Da standen Rumänen, Kroaten, Polen, Italiener, aus dem Banat und von der Militairgrenze waren sie gekommen, um vielleicht schon in vierzehn Tagen zu Tausenden mit ihren Leibern die Gräben vor den dänischen Schanzen zu füllen und ihren Kameraden eine lebendige Brücke zu bauen. Alle Sprachen des österreichischen Gesammtstaats wurden hier durcheinander gesprochen, italienisch, czechisch, polnisch, rumänisch, nur nicht deutsch. Wie lange wird dieses Oesterreich, „diese große Völkerbastille“, noch so zusammenhalten? Wird der kommende Sommer ihm endlich den

Todesstoß geben, den es schon vor vierzehn Jahren hätte empfangen müssen, wenn Kossuth seine **Aufgabe** richtig verstanden hätte? Was wußten die **Armen** hier, welche die Eisenstraße täglich zu Tausenden heranführte, von Schleswig-Holstein? was hatten sie für **ein** Interesse, an der Schley und an der Treene für das **deutsche** Vaterland zu kämpfen, welches sie instinctiv **hassen** mußten, weil es ihr Kerkermeister war! Darin **besteht** ja aber das ganze Kunststück der noch heute in Oesterreich geltenden metternich'schen Politik, den **Heerkörper** so künstlich zusammen zu setzen und so künstlich **vom** Mincio bis zur Elbe zu vertheilen, daß die eine Nationalität die andere im Zaume hält. Kroaten und Czechen in Venetien, Italiener in Böhmen, Deutsche in Galizien und Polen in den deutschen Provinzen! Von demselben Princip ausgehend, schickten Schmerling und Rechberg heute Kroaten, Polen und Italiener nach Schleswig-Holstein. Sie gehorchten nur den Befehlen des Kriegsministers in Wien, bereit die Dänen aus Schleswig zu schlagen und bereit auf die Schleswiger zu schießen, wenn es ihnen einfallen sollte, anders zu wollen, wie die Cabinette in Wien und Berlin. Aber da hörte ich ja deutsch sprechen! Ein Infanterie-Capitän gab einer Ordonnanz einen Befehl wegen Transports

einiger kranker Soldaten in das Lazareth nach Altona in deutscher Sprache. Ich trat heran, um den Capitän anzureden. Unter dem Officiercorps der österreichischen Armee herrscht ein ungezwungener, angenehmer Ton, ganz verschieden von der Steifheit und Abgeschlossenheit der Officiere in der preußischen Armee. Wie manche angenehme Bekanntschaft habe ich mit österreichischen Officieren in Italien gemacht! Und die Bekanntschaft stützte sich auf nichts, wie auf die Anrede der Fremden im Kaffeehause, im Theater und auf der Straße. In Potsdam, in Berlin, in Breslau wären derartige Anknüpfungen mit preußischen Officieren gar nicht möglich. Wie haben wir eines Abends in Mailand im Kaffee Mazza, dem sogenannten Officier-Kaffeehaus am Domplatz, gelacht! Graf T., ein junger österreichischer Rittmeister, hatte einen Besuch in Potsdam gemacht, um einen in der preußischen Armee dienenden Vetter zu besuchen, und erzählte aus seinem Aufenthalt bei den preußischen Kameraden von der Garde in Potsdam Thatsachen und Anekdoten, die den österreichischen Officieren wie Wunderdinge vorkamen. „Jeder preußische Officier," rief er dann lachend aus, „scheint einen eisernen Ladestock verschluckt zu haben, so steif sieht er aus, so sitzt er, so steht er und so geht er." In der

österreichischen Armee weiß man, wie gesagt, von **einem** so steifen Benehmen nichts. Das „Du", was **durch** die ganze Armee zwischen allen Officieren des**selben** Grades herrscht, ganz einerlei, ob sie sich zum **ersten** Male sehen, oder schon miteinander einen Feldzug **mit**gemacht haben, macht das schon gänzlich unmög**lich**. Und doch wird Niemand behaupten wollen, daß **das** österreichische Officiercorps dem Officiercorps irge**nd** einer Armee in der Welt an Kriegstüchtigkeit nachsteh**t**, oder daß die Disciplin in der österreichischen Armee eine schlaffe ist!

So war auch der junge Infanterie-Capitän, mit dem ich auf dem Bahnhofe von Neumünster umherspazierte. Nach wenigen Minuten war es mir, als wenn ich ihn wochenlang gekannt hätte! Er kam aus dem schönen Steyermark, wo die Gebirgsbäche in einsamen Waldthälern rauschen und wo der Steinbock noch an den Firnen des ewigen Schnees zu finden ist. „Wir dachten das Weihnachtsfest so gemüthlich in Gratz zu verleben," sagte er, „statt dessen haben wir auf der Eisenbahn hier nach dem Norden frieren müssen."

„Und was geht Sie Schleswig-Holstein an?" warf ich fragend dazwischen.

„Der Soldat ist freilich eine Maschine und muß gehorchen," erwiederte der noch sehr junge Capitän ernst, „aber wir wissen recht gut, um was es sich hier handelt, und haben dasselbe Interesse für unser deutsches Vaterland." —

„Aber Ihre Truppen sind keine Deutsche!"

„Seien Sie versichert, wir Officiere werden alle Strenge der Disciplin anwenden, um jedem Exceß vorzubeugen. Die hiesige Bevölkerung ist gedrückt genug, und soll durch uns nicht leiden. Es kommt auch nicht das Mindeste vor." —

So sprach der österreichische Infanterie-Capitän. Es war gewiß nicht die Sprache einer Maschine, sondern die Sprache eines nachdenkenden, ehrenhaften Mannes.

„Wir sind schlecht empfangen worden," hub er nach einigen Minuten wieder an, „glauben Sie, es hat uns geschmerzt, uns Officiere noch mehr, wie die Soldaten. Stundenlang hat man die armen Kerle im Regen stehen lassen, ohne ihnen das Quartier zu zeigen." —

„Es ist die Erinnerung aus dem Jahre 1851, Capitän," erwiederte ich, „welche Ihren festlichen Empfang unmöglich macht. Konnten Sie es anders erwarten?"

Der Officier schwieg.

„Aber in Schleswig werden Sie, als Befreier des Landes, mit Jubel empfangen werden, ebenso, wie die Sachsen und Hannoveraner hier in Holstein."

Das Gesicht des Capitäns hellte sich auf.

„Gewiß?" fragte er.

„Gewiß, Capitän, wie die Befreier des Landes. Werden Sie's. Der Wille des Volkes wird sich überall aussprechen, wohin Sie kommen. Hören Sie ihn. Der Wille des Volkes ist allein maßgebend über seine Zukunft."

„Wir werden ihn nicht hindern."

„Und hier in Holstein sagen Sie Jedem, der Sie schlecht empfängt, wie Sie denken, und seien Sie gewiß, das Mißtrauen wird sich sofort in Wohlwollen verwandeln." —

Ich hörte das Zeichen zur Abfahrt. Der Zoll-Assistent Hintz stand schon auf dem Perron.

Wir reichten uns Beide die Hand, ich und der österreichische Infanterie-Capitän, Beide Streiter für Schleswig-Holstein. Werde ich ihn wiedersehen, oder wird auch er seinen Tod finden, als Führer einer der Sturmcolonnen, welche nächstens die Schanzen des Danewerk stürmen werden? Wer weiß es? Aber das

Schicksal muß sich erfüllen. Sterben doch Millionen auf dem Krankenbette; gehen sie doch hin in das Jenseits, ohne das Geringste in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit gethan zu haben; weshalb sollen nicht Tausende für die großen Principien der Freiheit und der Nationalität der Völker auf dem Schlachtfelde sterben? Nur, wenn sie, um diese zu unterdrücken, fallen, wie in Polen, wie in Mexico, nur dann sind sie zu bedauern.

Der Eisenbahnzug sauste dann nach Altona zu. Wiesen, Aecker und Knicks flogen vorüber, einzelne Höfe und Häusergruppen, aus rothen Backsteinen aufgeführt, mit bunten Farben geschmückt, von zierlichen Gärten umgeben, nach rechts hin abgeschnitten von dem Höhenzug der hohen Geest. Es war ein auffallender Unterschied zwischen dem Boden, der sich rechts und links von der Eisenstraße ausdehnte, rechts fruchtbare, herrliche Aecker, links eine weite Haide. Wir sprachen von der Absetzung der dänischen Beamten in Holstein. Ich tadelte das Verfahren der Bundes-Commissare, welche diese Absetzungen nur in einzelnen Fällen vornehmen. Auch mein Nachbar war mit mir vollkommen darüber einverstanden, daß sämmtliche dänische Beamte, welche an der Spitze großer Verwaltungen standen, ihrer

Aemter entsetzt werden müßten. „Die Kleinen kan
man ruhig belassen," sagte er, „sie sind unschädlic
und waren nur die Räder einer Maschine, als welc
sie schwer überall sofort ersetzt werden können, ohne d
Maschine zu gleicher Zeit ins Stocken gerathen z
lassen."

„Und wie denken Sie denn über die Absetzung jen
Beamten, welche dem Könige Christian dem Achten den
Homagialeid geleistet haben?" fragte ich.

„Ich würde durchweg nicht für ihre Absetzung sein, falls sie nicht an der Spitze großer Verwaltungen stehen, als welche sie dem Lande schädlich werden können und müssen. Glauben Sie mir, Viele von ihnen sind mit der Leistung des Eides überrascht worden. Sie haben sich die Frage der Erbfolge in den Herzogthümern gar nicht klar gemacht."

Am andern Tage besprach ich dieselbe Frage mit dem Advokaten Rave in Itzehoe, einem der würdigsten und bedeutendsten Repräsentanten der Sache Schleswig-Holsteins. Er war ganz entgegengesetzter Meinung. „Alle müssen sie abgesetzt werden," sagte er, „die Ueberraschung mit dem Eide ist keine Entschuldigung. Ueber so wichtige Fragen seines eigenen Landes, wie die hier vorliegende mit dem Homagialeide, darf und kann ein

Beamter nicht im Unklaren sein. Gerade die Erbfolgefrage ist in Broschüren hier vielfach behandelt worden. Ich bin nie darüber im Unklaren gewesen. Und über eine so wichtige Frage, wie über einen Eid, den man zu leisten hat, muß man sich ins Klare setzen, bevor man ihn leistet. Ist in einem einfachen Civilprozeß bei einem von einer Partei oder von einem Zeugen zu leistenden Eide nicht dasselbe der Fall? Kann es einer Partei oder einem Zeugen zur Entschuldigung dienen, daß er über den geleisteten Eid nicht im Klaren gewesen ist? Darf und kann er erwiedern, er sei von dem Eide überrascht worden? Gewiß nicht."

Der brave Advokat Rave in Itzehoe hatte vollkommen Recht. Seine Ansicht nur kann und muß in Zukunft in Holstein die maßgebende sein. Wie haben die Bundescommissäre sich in der Verwaltung Holsteins nur einen Moment beirren lassen können, dies nicht als das maßgebende Princip aufzustellen!

„Wrist"! rief der Conducteur, „ist hier Jemand nach Wrist?" Der Zug hielt. Ich kletterte aus dem hohen Coupé herab. Vom Perron noch reichte ich dem Zollassistenten Hintz die Hand. „Kommen Sie nur bald wieder," rief er.

„Seien Sie unbesorgt," erwiederte ich. „Zur

Action in Schleswig bin ich wieder da. Von der Eider bis zur Königsau wollen wir den Willen des Volkes auf jedem Fußbreit Erde proclamiren, den die Dänen vor den österreichischen und preußischen Bajonetten und Kanonen räumen. Die Bajonette und Kanonen sollen uns wahrlich nicht abhalten, unsern Willen so laut auszusprechen, daß man ihn in ganz Europa hören kann."

Der Zug brauste ab. Vor mir auf dem Bahnhofe stand das Fuhrwerk, welches mich nach Itzehoe führen sollte. Es war der sogenannte Wochenwagen, ein hoher, gelbangestrichener Kasten, mit kleinen Fenstern, welche Gucklöchern glichen, und einem langen, großen, gelben Bauche, welcher gerade eine Anzahl Koffer und Gepäckstücke verschlang und auch meinem kleinen schwarzen Lederkoffer eine sichere Ruhestätte wurde. Bald befand ich mich allein in seinem Innern. Der Kutscher stieg auf den Bock. Langsam zogen die beiden magern Pferde an. Langsam bewegte sich das sonderbare Gestell auf dem holprigen Wege vorwärts. Es ist interessant, in einem solchen Wochenwagen zu fahren. In unserer Zeit der Eisenbahnen und der Dampfschiffe, wo man in rasender Schnelligkeit durch die Länder und Meere saust, wo Städte und Landschaftsbilder im Fluge

an uns vorüberrauschen, wie bunte Phantasiebilder, hat man selten mehr das Vergnügen, in einem Wochenwagen zu fahren, wo man ganz gemüthlich mit dem Spaziergänger, der neben dem Wagen auf der staubigen Landstraße wandert, eine Unterhaltung anknüpft, und der Wagen hält, damit man an seiner Pfeife eine Cigarre anzünden kann. Aber nach einer halben Stunde war mir der Wochenwagen schon langweilig geworden. Ich war recht erfreut, als wir den Häusergruppen, welche vor uns die Höhen der „hohen Geest" hinanstiegen, ganz nahe gekommen waren. Die Häusergruppen bildeten das Kirchdorf Kellinghusen, welches ich auf der ganzen Fahrt von Kiel nach Neumünster bereits auf der Eisenbahn gesehen hatte. Es war ein großes Kirchdorf mit über 2000 Einwohner. Eine alte gothische Kirche, eine der ältesten Kirchen des Landes, erhob sich auf von Häusergruppen umkränztem Hügel. Weite Wasserflächen lagen vor mir, und trennten den Weg, auf dem der Wochenwagen langsam vorwärts humpelte, noch von dem Dorfe. Es war die Stör, welche bereits hier schiffbar ist, und in die Nordsee fließt. Der warme Sonnenschein und der Frühlingswind der letzten Tage hatte ihr sonst nur schmales Bett in einen weiten, blauschi mmernden See verwandelt. Eine lange, wohl-

gebaute steinerne Brücke mit vielen Bogen führte über die weite Wasserfläche. Der Wochenwagen fuhr immer langsamer. Er passirte erst mehrere Häusergruppen, bevor er in das eigentliche Dorf kam. So schöne Dörfer, wie in Schleswig-Holstein, giebt es in keinem Lande der Erde. Da ist von den übelriechenden Schmutzlachen, welche man in den westphälischen Dörfern fast in der Nähe jedes Bauernhauses findet, gar keine Rede. Nirgends diese elenden Käthnerwohnungen mit Lehmwänden und Strohdächern, in denen sich Löcher statt Fenster befinden, sondern große, stattliche, oft zierlich gebaute Häuser mit Spiegelscheiben, bunten Fenstern und grüngestrichenen Thüren, die Giebel oft zierlich bemalt, die Wände ganz von Stein, oft weiße Steinstufen vor der Thüre, und das Ganze von einem Garten umgeben, der theils als Ziergarten, theils als Küchengarten dient und wieder von einem buntgestrichenen Stacketenzaun umgeben ist. Oft auch stehen die Häuser eng neben einander, lange, breite Straßen bildend, aber immer machen sie den Eindruck der Wohlhabenheit und der Zierlichkeit. Fast immer ist die Straße gepflastert. Jene schmutzigen Dorfwege, in denen Pferde und Wagen versinken können, und welche für den Fußgänger oft unmöglich zu passiren sind, wie man sie oft

in deutschen Dörfern findet, habe ich niemals in Holstein gesehen. So war auch das große Kirchdorf Kellinghusen, in dessen breiteste Straße nun der Wochenwagen einfuhr. Kellinghusen könnte ein reiches Dorf sein. Aber es ist es nicht, weil es seinen Vortheil nicht verstanden hat. Die Eisenbahn führt an dem Dorfe vorbei, ohne es zu berühren, während sie von der anderen Seite wiederum nur Itzehoe, den Hauptmarktplatz der westlichen Marschen mit Glückstadt verbindet, ohne diese Verbindung mit dem Osten des Landes zu vermitteln. Dadurch ist Kellinghusen ganz aus der Situation gedrängt worden. Oft ist in Holstein eine fast unglaubliche Apathie vorhanden, welche besonders den Süddeutschen sehr erkaltend berühren muß, eine Apathie, welche sich höchstens auf das Bekritteln und Negiren legt und als Grund dieses Negirens und Bekrittelns die Liebe zur Wahrheit und Genauigkeit vorschützt, ohne jemals zu einer Initiative gelangen zu können. Mir sind nach dieser Richtung hin in Holstein fast unglaubliche Dinge passirt. Den meisten Verdruß habe ich wegen meiner Schilderungen der dänischen Wirthschaft in Schleswig gerade in Holstein gehabt. Ohne irgend die Situation in Schleswig zu kennen — es kommt dies sehr häufig in Holstein vor —

ohne irgend von den Einzelnheiten unterrichtet zu sein, bekrittelten sie in Altona, in Neumünster, in Rends-burg, in Kiel jede Zeile, und machten mir oft brieflich die bittersten Vorwürfe, daß ich zu weit gehe, wenn sie sich in ihrer grenzenlosen Apathie überhaupt davon be-rühren ließen, oder daß ich in der Schilderung kleiner Einzelnheiten ungenau oder unwahr wäre. Was mir in Holstein passirt ist, wäre mir — ich spreche es ganz offen aus — in Dänemark nie passirt. Es war oft so arg, daß ich jede Lust verlor, einer solchen Undankbar-keit, einer solchen Apathie und einer so albernen Krit-telei gegenüber die Agitation weiter fortzusetzen. Aber ich that es ja für den „verlassenen Bruderstamm" in Schleswig, nicht für Holstein, welches bis jetzt wenig unter dem Druck der dänischen Herrschaft gelitten hat. Zu dieser Apathie und dieser Sucht der Krittelei gesellte sich die Intrigue der heimlichen Dänen und der Rene-gaten im Lande, welche alle schlechten Mittel in Bewe-gung setzten, um meine Agitation in Deutschland zu ersti-cken. Um nur eine dieser Erbärmlichkeiten unter vielen zu erzählen. Ein Buchhändler in Holstein schrieb an den Verleger der Gartenlaube in Leipzig, Herrn Ernst Keil, daß man in Holstein über meine unwahren und über-triebenen Schilderungen dänischer Wirthschaft in Schles-

wig entrüstet sei, und daß es schmählich für ein so großes Blatt sei, sich mit derartigen Schilderungen zu befassen. Statt aller Antwort schickte ich die betreffende Nummer der Gartenlaube an eines der bedeutendsten Mitglieder der schleswigschen Ständeversammlung, den „Verbitter“ des adeligen Klosters Itzehoe, der das große Gut Rundhof in Angeln besitzt und die Verhältnisse in Schleswig, wie wohl Niemand, kannte. Herr Henning von Rumohr auf Rundhof, der Verbitter des adeligen Klosters Itzehoe, war eine der geistig bedeutendsten und geachtetsten Personen des Landes. Sein im vorigen Jahre erfolgter Tod — der Schmerz über die unerhörte Wirthschaft der Dänen in Schleswig hat seinen Tod, der in Folge einer Herzkrankheit erfolgte, beschleunigt — ist ein unersetzlicher Verlust für das Land. Er schrieb sofort an den Verleger der Gartenlaube, daß meine Schilderungen nur einen Fehler hätten, nämlich, daß sie weit schwächer gefärbt seien, wie die Wirklichkeit. Damit war die Intrigue gebrochen, und die Gartenlaube fuhr in ihren Schilderungen fort. Aber von Neuem begannen die finsteren Intriguen jener heimlichen Dänen und verächtlichen Renegaten in Holstein. Ich schrieb jetzt an den von mir schon mehrmals erwähnten Architekten Martens in Kiel, einen energi-

schen und braven Patrioten, der seinem Lande von großem Nutzen werden könnte, wenn er nur einen Funken revolutionären Feuers besäße, und bat ihn, mehrere der bedeutendsten Personen in Kiel aufzufordern, Herrn Keil einige Worte des Dankes und der Anerkennung zu schreiben, und ihn zu ersuchen, sich nicht beirren zu lassen. Herr Martens antwortete mir, daß er eine solche Adresse leider nicht bewerkstelligen könne, obschon die Personen, an die er sich gewandt habe, die großen Dienste, welche ich ihrem Vaterlande in einer so weit verbreiteten Zeitung leiste, hinreichend anerkannten. Sie hätten ihm den Einwand gemacht, daß ich in Kleinigkeiten nicht ganz genau sei, und sie bei einem solchen Schreiben auch diese ungenauen Kleinigkeiten anerkennen würden. Was soll ich davon sagen, von einem solchen kleinlichen Sinne, welcher das Wohl der Sache und des Landes vor einer kleinlichen Krittelei hintansetzt? Mein Freund Keil kümmerte sich aber weder um Anerkennungsschreiben, noch um Intriguen der Renegaten in Holstein; er fuhr unbeirrt weiter fort in den Schilderungen der Leiden des „verlassenen Bruderstammes“ in Schleswig, und seiner Standhaftigkeit hat das Land viel von der Aufregung zu verdanken, welche heute in Süddeutschland für den „verlassenen Bruder=

stamm" wie lichterlohe Flamme brennt. Da ich gerade von diesen unangenehmen Eigenschaften des zwischen Elbe und Königsau wohnenden Volksstammes spreche, will ich doch noch einer Scene erwähnen, welche mir kürzlich in Kiel passirte. Sie kann als Beispiel dienen, wie wenig man oft die in Schleswig herrschenden Verhältnisse in Holstein kennt, wie man auch zu apathisch ist, sich darum zu bekümmern, aber wie man so sehr von der Sucht der Krittelei und des Regirens besessen ist, daß man trotz alledem nach dieser Richtung hin, selbst wenn es zum Schaden des Landes ist, sein Wort glaubt mit sprechen zu müssen. Ich saß mit dem Correspondent der Nationalzeitung, Herrn Dr. Heinrich Mahler, dem Verfasser der schönen Sonette für „den verlassenen Bruderstamm", im Börsenkeller zu Kiel, um zu Mittag zu speisen. An demselben Tische saßen mehrere mir unbekannte Personen aus Kiel und der Umgegend. Unglücklicherweise fiel es meinem Freunde Mahler ein, mich bei meinem Namen zu nennen. Mir gegenüber saß ein älterer Mann. Wie er meinen Namen hörte, sah er mich eine Weile aufmerksam an, und sagte dann: „Ich kenne Sie recht gut, Herr Doctor, aber Sie haben auch viele Unrichtigkeiten erzählt." Ich war empört über diese Bemerkung. „Sie sollten sich

schämen über eine solche Anrede," erwiederte ich ihm. „Statt mir zu danken für die Dienste, welche ich Ihrem Lande und Ihrer Sache geleistet habe, kommen Sie mir mit dieser erbärmlichen Sucht der Krittelei entgegen, welche sich nur in Tadel äußern kann. Wer sind Sie? Sind Sie ein Schleswig-Holsteiner?" —

„Ja, ich bin der Gutsbesitzer Tr. . . ., wohne hier in der Nähe von Kiel. Aber Unrichtigkeiten haben Sie doch gebracht."

Ich wurde immer mehr empört. „Ich sage Ihnen, daß ich keine Unrichtigkeit, viel weniger eine Unwahrheit erzählt habe. Jede Thatsache, welche ich erzählt habe, kann ich beweisen; denn jede ist wahr. Auf der Stelle nennen Sie mir jetzt eine Unwahrheit oder eine Unrichtigkeit."

Der Mann schwieg; er wußte keine. „Ja," sagte er dann, „momentan kann mir das nicht einfallen."

„Dann ist es leichtsinnig und undankbar, derartige Dinge auszusprechen. Ich mache Ihnen nun einen Vorschlag. Ich gebe Ihnen drei Tage Zeit. Uebermorgen Nachmittag finden Sie sich um drei Uhr hier ein, wo ich zu essen pflege. Bringen Sie mir dann mein Buch mit, welches Sie besitzen, wie Sie mir sagen. Nennen Sie mir dann eine einzige Unwahrheit, die ich

geschrieben, und ich will Ihnen den Beweis liefern, daß ich die Wahrheit schrieb, Sie aber die Sache nicht kennen. Ich ersuche alle die Herren, welche hier anwesend sind, auch dann gegenwärtig zu sein. Kennen Sie mich Alle?“

„Ja. Wir werden kommen.“

Dr. Mahler und ich nahmen unsere Hüte, und gingen. Am dritten Tage fanden wir uns pünktlich um drei Uhr ein. Auch ein Theil der bei dem Bestellen anwesenden Personen waren zugegen. Der Gutsbesitzer Tr.... erschien nicht. Ich will seinen Namen jetzt hier nicht nennen; aber ich will erzählen, daß ich vor den Anwesenden constatirte, daß er leichtsinnigerweise mich, den Streiter seines Landes und seiner Sache, öffentlich der Unwahrheit und der Schilderung von Unrichtigkeiten geziehen habe, ohne selbst diese Thatsachen einmal anführen, und geschweige denn sie beweisen zu können. Man wird diese Dinge in Kiel lesen. Ich überlasse sie dem Urtheil eines Jeden. Ich selbst kann mich nur — ich will das Wort meiner Ueberzeugung aussprechen, wie ich es immer zu thun pflege — mit Verachtung darüber hinwegsetzen. Niemals sind mir derartige Dinge in Italien passirt. Von dem genialen Cavour und dem Gesandten des Königs von Italien

in Berlin, dem Grafen Launay an, bis zu dem letzten Krämer in Modena, die ich um die Insulten befragt hatte die der tolle Herzog von Modena einem Mitgliede seiner Familie zufügen ließ, war man immer bereit, für meine Schilderungen der Leiden Italiens einzutreten.

Der Weg von Kellinghusen bis Itzehoe beträgt für einen guten Fußgänger drei Stunden. Er führt immer über die hohe Geest — durch zwei sehr wohlhabende Dörfer. Der Blick schweift über die Marschen, welche bereits hier am Ufer der schiffbaren Stör beginnen. Der Tag war zu schön, um ihn weiter in dem Kasten des gelben Wochenwagens zu verbringen. Kellinghusen sah heute sehr belebt aus. Es war Sonntag Morgen. Die Einwohner kamen in ihrem Sonntagsanzuge aus der Kirche. Auf der großen, mitten durch das Dorf führenden Straße begegneten mir truppweise die hannoverschen Jäger, welche seit einigen Tagen hier im Quartier lagen, stattliche große Leute, grüne Federbüsche auf den Tschako's. Im Wirthshause saß ein hochgewachsener Mann, welcher ebenfalls nach Itzehoe wollte. Er besaß eine kleine Landstelle in der Nähe der Stadt. Ich schlug ihm vor, mit mir den Weg zu Fuß zu machen. Bereitwilligst ging er darauf ein, und so wanderten wir,

von den Zuständen im Lande plaudernd, dem langsam fahrenden Wagen weit voraus, nach Itzehoe zu.

Auch mein Begleiter beklagte sich über die Apathie der holsteinischen Landbevölkerung. „Die Dänen hätten gar nicht gewagt, ihnen die Pferde wegzunehmen,“ sagte er, „wenn sie sich nur ordentlich gewehrt hätten. Mir hat man kein Pferd genommen, weil ich mich widersetzte. Aber diese apathischen Menschen thaten, was ihnen der dänische Amtmann befahl, und so sind sie ihre Pferde denn auch glücklich losgeworden. Es kam freilich dazu noch ein anderer Grund. Die Ereignisse im Jahre 1851 haben die Menschen mißtrauisch gemacht. Sie bilden sich ein, die Dänen kommen doch wieder, und fürchten dann ihre Rache.“

Der Weg führte immer über die hohe Geest. Es fiel mir auf, daß auf dem ganzen Wege eine Telegraphenleitung angelegt war. Die Telegraphenstangen waren ganz neu. Hie und da lagen die Drähte auf der Erde. Viele Pfähle waren in der Mitte durchsägt oder durchgebrochen.

„Sie sehen hier wieder einen Beweis,“ sagte mein Begleiter, als er sah, wie ich auf die Telegraphenleitung aufmerksam wurde, „daß die Dänen immer noch schwankten, ob sie sich in Holstein widersetzen, oder ob

sie Holstein räumen sollten. Die Verschanzungen am Bahnhofe zu Buchen und bei Neumünster haben Sie gesehen. Schließlich haben sie sie auch ohne einen Kanonenschuß geräumt. In dieser Ungewißheit, ob man sich in Holstein widersetzen wolle, oder nicht, hat man auch diese Telegraphenleitung angelegt. Aber die Dänen hätten bei jedem Pfahl einen Soldaten als Schildwache stellen müssen, wenn sie überhaupt zu Stande kommen wollten. Während der Nacht wurden die Pfähle durchgesägt, welche sie bei Tage einsetzten. Sehen Sie, da liegen die Stücke, fallen Sie nicht über die Drähte."

Ich stolperte gerade über einen Draht, welcher mitten über den Weg lag. Jetzt verließen wir die Straße, und wanderten auf dem links abgehenden Fußwege durch zwei große schöne Dörfer. Die Höfe waren groß und stattlich, die Häuser ganz von Stein, überall Zeichen großer Wohlhabenheit. Wie ich schon erwähnte, so stattliche Dörfer sieht man nur in Holstein.

„Daß die Bauern hier so wohlhabend sind," sagte mein Begleiter, „liegt daran, daß ihr Landbesitz theils auf der Geest, theils in der Marsch liegt. Mag der Sommer oder Herbst naß oder trocken sein, eine gute Ernte haben sie immer."

Nun stiegen wir langsam nach Itzehoe hinab. Der Fußweg führt wieder auf die große Straße. Dunkle Waldgruppen füllten den Thalgrund, in den wir hinabblickten. Der Abendhimmel war feurig geröthet. Es war der Glanz der untergehenden Sonne.

„Hier führt Ihr Weg durch den Wald," sagte mein Begleiter, „Sie können nicht fehlen. So wie Sie aus dem Walde sind, liegt Itzehoe vor Ihnen. Ich gehe hier links ab. Sagen Sie mir noch Eins: Weshalb geht man in Kiel so zögernd vorwärts? Im ganzen Lande erwartet man längst, daß der Herzog seinen Regierungsantritt erklärt haben würde. Unsere Sache leidet gewaltig durch ein solches Zaudern. Man wird mißtrauisch."

Ich zuckte die Achseln. „Weil in Kiel die Energie zur Action fehlt," sagte ich. „Sie kennen das Land. Glauben Sie, daß, wenn der Herzog vor vierzehn Tagen seinen Regierungsantritt erklärt und die Holsteiner unter die Waffen gerufen hätte, daß man gekommen wäre?" —

„Seien Sie versichert, zwanzigtausend Männer aus Holstein wären in acht Tagen in Kiel gewesen. Ich bin ein Fünfziger, und habe drei Söhne, von denen der

jüngste erst 17 Jahre alt ist. Ich wäre mit meinen drei Söhnen nach Kiel gekommen. So wir Alle."

„Und wenn man noch eine halbe Million zur Bewaffnung gebraucht hätte, hätte das Land diese halbe Million gegeben?"

Der Mann sah mich verwundert an. „Können Sie nach den Opfern, welche wir vor zwölf Jahren gebracht haben, daran zweifeln?" sagte er.

„Nein," erwiederte ich, „nein, ich habe nie an der Opferwilligkeit Schleswig-Holsteins gezweifelt, wenn es gilt, sich von den Dänen loszumachen. Aber in Kiel erwiederte man mir immer auf meine Vorschläge: „Sie meinen es recht gut mit uns, aber Sie sind kein Diplomat."

„Oh", rief mein Begleiter, „diese Diplomaten! Nur sie haben unsere Sache verdorben." Dann reichten wir uns die Hände zum Abschiede. Allein ging ich den einsamen Weg durch den Wald, der bis nach der Stadt hinabreichte. Alle Straßen waren noch von dem Einzuge der Sachsen mit deutschen und schleswig-holsteinischen Fahnen und mit Kränzen geschmückt. Ganz Itzehoe war im Festtagskleide. Es feierte heute den Sonntag und den Tag seiner Befreiung von der Herrschaft der Dänen, also ein doppelter Festtag. Die

Straßen waren mit sonntäglich geputzten Spaziergängern bedeckt. Aus dem Saale der Tonhalle tönte mir Musik entgegen. Es war das Schleswig-Holstein-Lied. Dann begegnete mir ein Trupp sächsischer Soldaten. Arm in Arm gehend, nahmen sie die ganze Breite der Straße ein. Sie sangen: „Was ist des Deutschen Vaterland?" Lange hatte das Lied auf mich keinen solchen Eindruck gemacht, wie heute. Ich blieb stehen, um das Lied zu Ende zu hören. Noch weit in der Ferne klangen die Worte zu mir herüber:

„O nein, o nein, o nein, o nein,
Sein Vaterland muß größer sein."

Itzehoe, der Geburtsort des „langen Peters", dessen Schiller in seinem Wallenstein gedenkt, ist heute der Sitz der holsteinischen Ständeversammlung, und der Ort, wo die „Times" des Landes, das Itzehoer Wochenblatt erscheint. Sonst hat Itzehoe wenig Zeichen regen politischen Lebens oder kräftig handelnder Intelligenz gegeben, sogar seine schleswig-holsteinische Gesinnung ist oft für lar gehalten worden. Einst war Itzehoe Hauptverkehrspunkt der Marschen und der Durchgangsort für den Weltmarkt im Süden des Landes. Das Störufer ist hügelreich und waldig.

Jenseits des Flusses erhebt sich der Rest der alten Breitenburg, von dem Besieger der Hansa und der Dithmarsen, dem großen Johann Rantzau erbaut, jetzt nur noch eine poetische Erinnerung alter Herrlichkeit. Unmittelbar an Itzehoe stößt die reiche Gabe der Fluth, die Marsch. Itzehoe war seit dem ersten Weihnachtsfeiertage von der dänischen Herrschaft befreit. Wie überall, so konnte man auch hier den Abzug der dänischen Dragoner gar nicht erwarten. Vor ihren Augen wurden bereits die holsteinischen und deutschen Fahnen ausgesteckt, manche Fahnenstange wurde vom scharfen Säbelhiebe beim Vorüberreiten durchschnitten. Eine Requisition von fünfzig Pferden hatten die Dänen noch vor ihrem Abzuge mit Gewalt durchgesetzt. Unermeßlicher Jubel empfing die einziehenden sächsischen Truppen. Hohngelächter und alle erdenklichen Neckereien begleiteten die abrückenden Dänen, welche wie eine Heerde Schafe auf dem engen, alterthümlichen Markte zusammengedrängt standen. Die beiden Bundescommissäre hatten hier denselben Fehler in ihrer Verwaltung begangen, wie überall in Holstein. Sie hatten die Spitzen der Verwaltung in ihren Aemtern belassen, unter ihnen obenan den Amtmann v. Levezau, den man in Itzehoe den Mantelträger nennt, und den Amtsverwal-

ter Behr. Beide hatten König Christian den Homagialeid geleistet, ohne sich weiter viel zu besinnen.

Im Gastzimmer des Hôtels war es voll von sächsischen und hannoverschen Officieren, welche sich mit einander über die Lage des Landes und über die nächstens zu erwartenden Kriegs-Eventualitäten unterhielten, an denen sie nur einen indirecten Antheil nehmen sollten. Die Stimmung darüber war nichts weniger als erfreulich. Sie wären gern zuerst, weit vor den Preußen und Oesterreichern, auf die von Friedrichsstadt bis nach Missunde sich ausdehnende Schanzenlinie marschirt. „Warum sollen wir diese Ehre nicht haben?“ — „Warum sollen wir den preußischen und österreichischen Truppen nachstehen?“ Ganz dieselben Worte hatte ich oft in Rendsburg und in Kiel gehört.

Noch zum Abend machte ich meinen Besuch bei dem Advokaten Rave. Er war sehr verstimmt, nicht sowohl darüber, daß man in Kiel mit dem Regierungsantritt des Herzogs nicht vorgehe, als darüber, daß die Repräsentanten der Fortschrittspartei und des Nationalvereins in Deutschland nicht vorwärts drängten. Vor zwei Jahren hatte er sich noch ganz vertrauensvoll über diese Träger der schleswig-holsteinischen Sache in Deutschland geäußert. Jetzt hatte der energische Mann eingesehen, daß sie

nichts gethan hatten, als einige Hunderttausend Thaler gesammelt, Adressen geschmiedet und ungefährliche Kammerreden gehalten. Es liegt eben nicht im Wesen des Nationalvereins, zu handeln. Aber es ist und bleibt ein Verbrechen, wenn man nicht die Kraft und die Fähigkeit in sich fühlt, die Ziele zu erreichen, welche zur Befreiung eines deutschen Landes erreicht werden müssen, — es ist und bleibt ein Verbrechen, dann nicht von der Leitung einer solchen Sache zurückzutreten, und sie energischen Händen und energischen Herzen zu überlassen.

Am andern Morgen bot die ganze Stadt einen kriegerischen Anblick; die lange Straße, welche die Stadt von einem Ende zum andern durchschneidet, war ganz gefüllt von Fouragewagen, von Gespannen, von Pferden und Soldaten, welche auf dem Markte ihren Ausgangspunkt hatten. Hornsignale wechselten mit der Musik der weiterziehenden Truppen, welche sich nach Dithmarsen begaben, um dort ihr Standquartier zu nehmen. Unter den Klängen des Schleswig-Holstein-Liedes zogen drei Schwadronen Cambridge-Dragoner ein. Ein prächtiger Anblick! Schöne, starke Pferde, die blauen Uniformen, die mit weißem Schaffell be-

deckten Sättel, — die kräftigen Leute boten ein ebenso kriegerisches, wie schönes Ensemble. Alle Häuser waren mit deutschen und schleswig-holsteinischen Fahnen geschmückt. Es war ein klarer, sonniger Tag, wie im Frühjahr. Blaue Luft und goldener Sonnenschein, und ein frischer Morgenwind. Und die Musik klang so fröhlich und so heiter in den Sonntagmorgen hinein. Aber ich konnte mich eines Gefühls tiefer Trauer nicht erwehren. Ich sah sie aus dem Fenster meines Freundes, des jetzigen Redacteurs der schleswig-holsteinischen Times, vorüberziehen. Dr. Eugen Rommel war früher Mitredacteur der Augsburger Allgemeinen Zeitung, dann der Augsburger Abendzeitung, und hatte seit zwei Monaten die Redaction des wichtigsten Organs der Herzogthümer übernommen. Die Itzehoer Nachrichten haben in ihrem neuen Redacteur einen großen Wurf gethan. Mit wirklicher Begeisterung für die Sache hat er seine sehr schwierige Stellung übernommen und sich mit großem Geschick binnen Kurzem in Verhältnisse hineingefunden, die einem Süddeutschen schon im Studium von Land und Leuten große Schwierigkeiten bieten. „Wie sollte ich hier müde werden dürfen,“ rief er, und seine Augen flammten, „sind wir doch Alle Streiter für Schleswig-Holstein. Meine Setzer in unserer Druckerei haben

alle Feldzüge mitgemacht; zwei Buchhalter in der Expedition haben das Kreuz; auch der brave Mohr, der Hausdiener, den Sie soeben sahen, hat das Kreuz. Streiter mit der Feder, Streiter mit dem Schwert, Streiter am Setzkasten! Soll das Alles nicht helfen?" — —

Elftes Kapitel.

Von Glückstadt nach Hamburg.

Vor drittehalb Jahren. — Der brave Wirth am Bahnhofe von Glückstadt. — Die Hamburger Reform. — Herzog Friedrich in Glückstadt. — Glückstadts Ruhm unter den schleswig-holsteinischen Städten. — Die Bundescommissäre. — Präsident Burchardi. — Die blumige Marsch, die Gabe der Westsee. — „Ela fria Frisena". — Der Märtyrer von Oland. — Advokat Tiedemann aus Kiel. — Elmshorn. — Die Stimmung unter den hannoverschen und sächsischen Truppen. — Dr. Hager von Crempe. — Die Ebene zwischen Altona und Hamburg. — Der Feldmarschall v. Wrangel im Hôtel de l'Europe in Hamburg.

Es war in Glückstadt im Gastzimmer des hart am Bahnhofe gelegenen Gasthofs. Ich trank meinen Kaffee und wartete den nach Altona abgehenden Zug ab, der von Itzehoe kommen sollte. Den verflossenen Abend hatte ich schreibend in meinem Zimmer zugebracht, und den braven Besitzer des Gasthofs noch nicht

gesehen. Jetzt trat er ein, wie gewöhnlich die Brille auf der Nase, mir freundlich Guten Morgen wünschend.

„Sie kennen mich wohl nicht mehr?“ redete ich ihn an.

„Nein,“ erwiederte er etwas verlegen, „ich entsinne mich nicht.“

„Nun, da werde ich Sie an unsere Bekanntschaft erinnern, gleich werden Sie mich kennen. Im Sommer vor zwei Jahren im Monat Juli war ich hier in diesem Zimmer, um bei Ihnen Mittag zu essen. Ich bat Sie, mir die Hamburger Reform zu geben. Da schrien Sie mich wüthend an: „Solch ein Blatt hohlt wi hier to Lande nich!*) Eine Reihe von Schimpfworten, welche Sie hinzufügten, will ich Ihnen nicht wiederholen. Kennen Sie mich nun?“

Da reichte mir der brave Patriot — wenn ich nicht irre, ist er auch ein Streiter aus dem schleswig-holsteinischen Feldzuge der Jahre 1848—1851 und trägt das Kreuz — lächelnd die Hand und sagte: „Nun, ob ich Sie nun kenne. Es waren ja nur wenige Minuten, welche Sie damals in meinem Hause verbrachten. Später, als ich las, wie Sie unsere Feinde ärgerten,

---

*) „Solch' ein Blatt halten wir hier zu Lande nicht“

habe ich mich oft dieser Scene erinnert. Seien Sie mir herzlich willkommen."

„Nun, und wie ist's denn nun hier? Der Herzog Friedrich kam zuerst hier in Glückstadt an, nicht wahr?"

„Ja, es war Morgens um acht Uhr. Graf Reventlow — Sie kennen ihn ja — und einige Herren aus Kiel waren Abends zuvor hier bei mir eingetroffen. Es fiel mir auf, doch konnte ich mir den Grund nicht erklären. Da kam Morgens plötzlich der Eisenbahn-Director zu mir, und auf einmal hieß es in Glückstadt, der Herzog ist angekommen. Er kam von Harburg mit dem Dampfschiff. Die ganze Stadt war sofort mit Fahnen und Flaggen geschmückt, es war ein großer Jubel. Sie wissen's ja, Glückstadt war immer eine Stadt von echt schleswig-holsteinischer Gesinnung."

Ja, diesen Ruhm hat Glückstadt immer mit Recht verdient. Aber Glückstadt muß vor den andern schleswig-holsteinischen Städten noch besonders gelobt werden. Glückstadt hat in seiner politischen Stellung im Lande immer die deutsche Nationalität rühmlichst vertreten, sonst ist es nie specifisch holsteinisch gewesen — und das halte ich für einen besondern Vorzug; — es hat sich immer durch sein Streben, durch seine Hoffnungen, durch sein reges politisches Leben ausgezeich-

net. **Glückstadt** war einst eine Festung, und Regierungssitz **des** Landes. Jetzt, seit mehr als zwanzig Jahren, **will** Glückstadt ein zweites Hamburg werden. Alle **Hoffnungen** Kiels und des ganzen Landes kommen **nicht** den Hoffnungen Glückstadts gleich. Längst hat es **sich** dem schleswig-holsteinischen Provinzialismus **entrissen**. Sein Streben ist, eine Welthandelsstadt zu werden. Glückstadt ist das Endziel einer Eisenbahn, welche es mit Hamburg, mit Mitteldeutschland, mit dem Süden verbindet; über das Meer hin verbindet es ebenfalls der Dampf mit England und Amerika, Dampfschiffahrtslinien gehen von Glückstadt nach Grimsby, nach Hull, nach Newyork. Wenn einst die Elbe versandet, denkt Hamburg Glückstadt in seine Mauern aufzunehmen. Werden sich alle diese Träume verwirklichen? Glückstadt gebührt ein Lorbeerkranz unter allen Städten in Schleswig-Holstein.

„Und haben die Bundescommissäre hier ordentlich aufgeräumt?“ fragte ich weiter.

„Es ist so, wie überall. Glücklicherweise sind hier nicht viel dänisch gesinnte Beamte. Aber der Präsident B u r c h a r d i mußte fort. Der Bürgermeister ist ein alter Mann.

Da brauste der Bahnzug von Itzehoe heran. Es

waren nur wenige Minuten Zeit. Ich sprang in den Wagen und fort eilte der Zug nach Altona. Die Eisenbahnlinie von Glückstadt nach Altona führt mitten durch die Marschen, durch diese wunderbare Gabe der Westsee. Alle Erinnerungen aus jener Zeit vor zwei Jahren, wo ich hier an der Westküste das Land bereiste, wurden wieder in mir wach. Die wunderbaren Halligen, jene einsamen Inselbrocken, welche in der Nordsee schwimmen, vom Westorkane umbraust und oft zweimal des Tages von der salzigen Fluth des Meeres überfluthet, wo die stillen und traurigen Menschen wohnen, stiegen von neuem vor mir auf, ich hörte das Brausen der Meereswogen, welche an das hohe Gestade von Silt schlagen, ich dachte an die braven und tapferen Friesen, deren „steife Nacken" die dänischen Hardesvögte, Schulmeister und Pastoren nicht zu beugen im Stande gewesen sind. Auch in die Stille und Einsamkeit der blumigen Marschen, wo jene deutschen Männer wohnen, welche sich selbst „die edlen, freien Friesen" (ela fria Frisena) nennen und auf die Hülfe der Brüder in Deutschland warten, wird in einigen Tagen der Wind, welcher über die hügelumkränzten Buchten der Ostsee weht, den Schall des Kanonendonners tragen, der ihnen die Freiheit verkündet, und sie werden so gut-

müthig sein, jene frechen Subjecte von Hardesvögten, Pastoren und Schulmeistern, welche sie Jahre lang gepeinigt haben, nicht todtzuschlagen, sondern sie auf ihre Inseln entkommen lassen. Dann wird auch der brave Pastor Müller seinem offenen Meeresgrabe auf dem einsamen Oland entsteigen, wohin ihn die dänische Regierung verbannt hat. Rund um mich breitete sich das eintönige Bild der Marschen aus. Fette, fruchtbare Aecker, jeder Acker von einem Graben umzogen und von andern schmalen Gräben durchschnitten, bildeten die Einzelheiten in diesem eintönigen Landschaftsbilde. Zuweilen umgaben sie aus rothen Backsteinen gebaute Häuser mit bunten Giebeln und hellgestrichenen Fenstern. Die Häuser lagen auf hohen „Wurten," Erddämmen, wodurch sie vor dem eindringenden Wasser geschützt werden. Es ist ein sonderbares Land, dieses Marschland, originell, wie seine Bewohner, ganz verschieden von dem Osten des Landes. Immer weiter brauste der Zug nach dem Süden. Mir gegenüber saß ein junger, elegant gekleideter Mann. Endlich, als er sah, daß ich ihn nicht erkannte, redete er mich an.

Es war der Advokat Tiedemann aus Kiel. Jetzt erkannte ich ihn. Wir hatten uns Abends in der „Harmonie" in Kiel gesehen. Der Advokat Tiede-

mann gehört zu jenen Männern, welche von Hamburg aus die Bewegung in den Herzogthümern nach dem Tode des Königs von Dänemark mit so großem Geschick und so großer Energie vorbereiteten. Die Proclamation des Herzogs von Schleswig-Holstein erfolgte wie mit einem Schlage im ganzen Lande, an jedem Orte, welcher von der dänischen Herrschaft befreit wurde. Der Herzog war die Fahne, um welche man sich schaarte, um endlich von Dänemark loszukommen. Man kannte den Herzog kaum im Lande. Aber er und das freisinnige Staatsgrundgesetz aus dem Jahre 1848 waren die Anker und die Hoffnungen einer zukünftigen deutschen und freisinnigen Regierung. Deshalb und von diesem Gesichtspunkte aus wurde die Proclamation mit einem solchen Jubel im Lande aufgenommen. Seit Jahren ist in Deutschland die Meinung überall absichtlich von der feudalen Presse, welche so sehr selbst das Gefühl ihrer nationalen Würde und Ehre verloren hat, daß sie aus Parteirücksichten selbst ein deutsches Land einer fremden Nation opfern möchte, verbreitet, daß die politische Gesinnung in den Herzogthümern eine höchst conservative sei. Die Lüge wurde in einer höchst perfiden Absicht verbreitet. Man wollte auf diese Weise den Herzogthümern die Sympathien der deutschen Liberalen

und Demokraten entziehen. Die Perfidie ist nicht gelungen. Seit Jahren hat die feudale Presse in Deutschland in der Nation selbst allen Boden verloren. Aber ich widerspreche hier dieser mir auch in Deutschland oft entgegentretenden vollkommen irrigen Ansicht. Nur ein sehr geringer Theil des schleswig-holsteinischen Adels ist conservativ. In der großen Masse des Volkes herrscht eine sehr tüchtige, freiheitliche Gesinnung, welche bald mit Herzog Friedrich ein schleuniges Ende machen würde, wenn es ihn einmal gelüsten sollte, gegen das von ihm beschworene Staatsgrundgesetz zu regieren. Mit einer wahren Freude werde ich mich immer der großen Deputation der Dithmarsen erinnern, als sie dem Herzog huldigten. Sie sprachen nur von den großen und altberühmten Freiheiten ihres Landes, jener uralten Bauernrepublik, von ihrem Willen und von ihrem Haß gegen die Dänen, gegen welche sie alle zusammenhalten müßten. Keine Spur von Unterthänigkeit oder Devotion. Es ist ja auch natürlich. In ganz Schleswig-Holstein herrscht eine durchaus selbstständige, freie Gemeindeverwaltung. Seitdem Holstein von den Bundestruppen besetzt ist, hat jene Verbindung von Patrioten, zu denen Advokat Tiedemann gehört, ihren Sitz nach Kiel verlegt, um das gleiche Werk, was sie



für Holstein mit so großem Geschick geleitet, für Schleswig vorzubereiten. Ich fragte ihn darnach, wie weit die Sache gediehen sei. „Graf Eduard Baudissin habe mir in Kiel gesagt, daß man fertig sei.“ —

„Ja,“ rief er lachend aus. „Wir sind fertig. Alles ist auf's Beste von der Königsau bis zur Eider arrangirt. Jetzt können sie einrücken, die Oesterreicher und die Preußen. Mögen sie kommen. Zwischen all dem Kanonendonner wird der Wille des schleswigschen Volkes sich aussprechen, so laut, daß man ihn in ganz Europa vernehmen soll. War die Sache in Holstein nicht gut arrangirt?“

— „Vortrefflich. Es ist auch das einzige Mittel, um alle diese diplomatischen Ränke todt zu machen. Wir wollen doch einmal sehen, wer schließlich Sieger bleibt, sie oder wir? Ich habe die Ueberzeugung, w i r. Der Wille der Nation entscheidet heute über ihr Schicksal. Nur Raum, um ihn zu proclamiren. Und diesen Raum verschaffen uns die österreichischen K a n o n e n u n d B a j o n n e t t e.“

Der Zug hielt. „Elmshorn!“ riefen die Schaffner. Elmshorn ist jenes stattliche Kirchdorf, wo die große Landesversammlung, welche aus fast zwanzigtausend Männern bestand, in dem Herzog Friedrich von Schles-

wig-Holstein das Princip der Lostrennung von Dänemark und die staatliche Selbstständigkeit des Landes proclamirte. Das große Bahnhofsgebäude war mit deutschen und schleswig-holsteinischen Fahnen geschmückt. Der ganze Bahnhof bot einen höchst kriegerischen Anblick, wie fast alle Bahnhöfe des Landes in diesem Augenblick.

Ueberall Gruppen hannoverscher und sächsischer Soldaten, welche mit der Eisenbahn nach Altona zurück befördert wurden und den Abgang des für sie bestimmten Zuges erwarteten. Es herrschte eine nichts weniger, wie angenehme Stimmung unter diesen braven Truppen, welche weit lieber die Schanzen bei Friedrichsstadt gestürmt hätten, als daß sie die Quartiere in Altona bezogen. Auch sie konnten nicht begreifen, weshalb sie die Ehre, die Dänen aus Schleswig zu vertreiben, den Preußen und Oesterreichern überlassen sollten. „Wir hätten das auch gekonnt," rief ein Unterofficier aus, „eben so gut wie die Preußen. Warum hat man uns nicht die Sache überlassen?" — „Was sollen wir sagen, wenn wir nach Hannover zurückkehren?" rief ein Anderer. „Habt ihr die Dänen aus Schleswig vertrieben?" wird man uns fragen, „und wir müssen sagen, Nein, wir haben in Altona im Quartier gelegen."

— „Ich schäme mich wieder in Dresden einzuziehen," sagte ein sächsischer Jäger, seinen Tornister aufschnallend. „Wie hat man uns entlassen, und wie kehren wir wieder zurück? Ich wollte lieber, mich hätte eine Kugel beim Sturm auf das Danewerk getroffen, als daß ich das erleben muß."

Sowohl die Unterofficiere, wie die Soldaten waren vollkommen von dem, was in Schleswig-Holstein vorging, unterrichtet. Das Mißtrauen, welches die Bevölkerung ergriff, als man von dem bevorstehenden Einmarsch der Preußen und Oesterreicher hörte, hatte sich auch unter den hannoverschen und sächsischen Truppen geltend gemacht, und dies entsprang nicht aus kleinlichem Neide, in ihrer militärischen Ehre zurückgesetzt zu sein, es wurzelte im Gang der Dinge, welchen die deutsche Sache in Schleswig-Holstein vor zwölf Jahren mit dem Einmarsch der Oesterreicher und Preußen genommen hatte. Sie fürchteten eine Wiederholung jenes traurigen Schauspiels. Ganz so war die Stimmung unter den Sachsen und Hannoveranern auf dem Bahnhofe zu Elmshorn. Daß der Bundestag in Frankfurt sie bloß zur Execution in Holstein bestimmt hatte, und daß ein Einmarsch in Schleswig von den Regierungen, denen sie dienten, gar nicht beschlossen

war, kümmerte diese braven Soldaten nicht. Derartige Unterscheidungen machten sie nicht. Sie Alle belebte nur **ein** Gedanke, den verlassenen Bruderstamm in Schleswig von der Herrschaft der Dänen zu befreien.

Da drängte sich ein Mann durch die Gruppen der Soldaten, den ich kannte, ohne in meinem Gedächtniß den Ort wieder finden zu können, wo ich ihn gesehen hatte. Es war Dr. Hager, praktischer Arzt in Crempe, einem kleinen Ort, welcher zwischen Itzehoe und Glückstadt liegt, einer der bravsten Patrioten in Holstein. Wie er äußerte, stand es in seinem Kreise gerade so, wie überall im Lande. Bei der Bevölkerung Aufopferungsfähigkeit genug, und überall der Wunsch, sie nur in Anspruch genommen zu sehen. Leider scheine sowohl in Kiel, wie bei den Bundescommissären alle Initiative, die Sache des Landes auf den richtigen Weg zu führen, zu mangeln. Auch in seinem District seien die ganz offen dänisch gesinnten Beamten, welche immer den Interessen der dänischen Regierung in Holstein gedient hätten, bis jetzt ihrer Aemter nicht entsetzt worden. Alle dänischen Wühlereien und Intriguen nähmen unter ihrem Schutze den allerbesten Fortgang.

So sei der dänisch gesinnte Postmeister Munderloh ganz ungestört in seinem Amte verblieben.

Ich wunderte mich über gar nichts mehr, was mir nach dieser Richtung hin erzählt wurde. Hatte ich doch dieselbe Klage überall im ganzen Lande, welches ich jetzt wieder von Süden nach Norden und von Osten nach Westen hin durchreist hatte, gehört. Was hilft die Zähigkeit im Widerstande allen diplomatischen Ränken und Intriguen gegenüber, welche augenblicklich wieder im Gange sind, um die Sache Schleswig-Holsteins von Neuem zu verrathen? Die Armen hoffen auf die Gerechtigkeit ihrer Sache, auf den Deutschen Bund und die europäische Diplomatie!

Das Zeichen zur Abfahrt wurde gegeben. In Gesellschaft meines ärztlichen Freundes aus Crempe fuhr ich nach Altona. Wagenzüge mit österreichischen und preußischen Infanteriemassen, welche über Elmshorn und Neumünster nach Norden geführt wurden, begegneten uns zu wiederholten Malen. „Hurrah!“ und „Schleswig-Holstein!“ tönte uns aus ihnen, wenn die Züge aneinander vorübersausten, entgegen. „Hoch Schleswig-Holstein!“ riefen auch wir. Ich aber konnte mich bei jedem Wagenzug, der vorüberflog, eines traurigen Gefühls nicht erwehren. Ich kannte die außerordentlichen Befestigungen, welche der Deutsche Bund den Dänen zwölf Jahre Zeit gelassen hat, an der

Treene und Schley anzulegen; ich kannte jede Schanze, jede Kanone, mit denen die Schanzen armirt waren, von den kleinen Sechspfündern an bis zu den großen Vierundachtzigpfündern, welche bald ein mörderisches Feuer speien und ganze Colonnen niederreißen werden. Tausende von Euch, Ihr Unglücklichen, dachte ich, die Ihr da mit dem Hurrah für Schleswig-Holstein vorübersaust, erblicken binnen vierzehn Tagen das goldene Licht der Sonne nicht mehr. Und weshalb sterbet Ihr, weshalb fallet Ihr in der Schlacht? Um den Verrath einmal in anderer Weise in Scene zu setzen, wie vor zwölf Jahren. Das ist der ganze Unterschied.

In Altona herrschte große Aufregung. Die Bundescommissäre hatten den mir unbegreiflichen Fehler gemacht, den dänischen Propst Nievert wieder in sein Amt einzusetzen, nachdem die allgemeine Verachtung der Bürgerschaft ihn daraus vertrieben hatte. Ein fürchterlicher Skandal in der Kirche war die Folge gewesen. Der Skandal war soeben beendigt, als ich in Altona eintraf. Mich wunderte nur das Verfahren der Bundescommissäre, über die Frechheit des dänischen Pastors wunderte ich mich gar nicht. Alle dänischen Pastoren, welche seit zwölf Jahren in Schleswig die Kanzel besteigen, zeichnen sich durch die colossale Frechheit aus,



der öffentlichen Meinung in einer unglaublichen Weise Trotz zu bieten. Die ganze Ebene zwischen Altona und Hamburg war mit preußischen Infanteriezügen bedeckt, welche nach dem Altonaer Bahnhof marschirten, um an die Eider befördert zu werden. Ganz Hamburg war voll österreichischer Soldaten und täglich kamen neue Züge an. Der greise Feldmarschall v. Wrangel wohnte im Hôtel de l'Europe. Als ich am andern Morgen zu ihm ging — es war erst neun Uhr — traf ich den alten Herrn bereits in voller Uniform, von seinen Generalstabsofficieren umgeben. Er wollte nichts von meiner Anerkennung im Hauptquartier wissen, und entschuldigte sich mit directen, von allerhöchster Stelle ergangenen, Befehlen. Nun, dachte ich, so werde ich mich ohne Anerkennung auf dem Kriegsschauplatz aufhalten, wo ich will. Die Dänen haben mich auch nicht anerkannt, aber ich habe sie zur Anerkennung gezwungen. In acht Tagen vor den Schanzen von Missunde, alter Feldmarschall! —

Zwölftes Kapitel.

Die Bundescommissäre und ihre Regierung in Holstein; der Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein und seine Minister.

Die Bundescommissäre und ihre Regierung. — Die dänischen Beamten in Holstein. — Steemann. — Springer. — Moltke. — Levezau. — Bargum. — Kastagne. — Dumreicher u. s. w. — Verbot der Wehrvereine. — Propst Nievert in Altona. — Das Briefgeheimniß. — Die Presse. — Die „Zeit". — Das büreaukratische Schema. — Der Herzog von Schleswig-Holstein; seine Persönlichkeit und Charakteristik. — Die Minister. — Geh. Staatsrath Francke. — Geh. Reg.-Rath Samwer. — Oberst Du Plat. — General v. Stutterheim. — Major v. Schmidt. — Graf Ludwig zu Reventlow und der Landesausschuß in Kiel. — Die Vereine in Schleswig-Holstein. — Die äußerste Linke in Kiel. — Graf Eduard Baudissin. — Graf Adelbert Baudissin. — Advokat Richard v. Nergardt. — Der Zimmermeister Rieven. — Charakteristik der Regierung des Herzogs und seiner Minister.

Der erste Akt, die Vollstreckung der Bundesexecution in Holstein, ist vorüber. Es war der Akt einer Komödie. Beifallsklatschen, Massenversammlungen, Illuminationen, Hochrufen, Proclamationen, Huldigungsdeputationen haben ihn von der ersten bis zur letzten

Scene vollständig ausgefüllt. Kein Schuß ist im ersten Akt gefallen. Kein Blut ist geflossen. Wochenlang standen sich die sächsischen und dänischen Vorposten unthätig an der Schleußenbrücke in Rendsburg einander gegenüber. Selbst der historische Schimmel und der von Kugeln durchlöcherte Mantel von Bronzell sind nicht einmal auf der Bühne erschienen. Aber große Truppenmassen bilden mit ihren Trommeln, Fahnen und Kanonen das Schlußtableau des ersten Aktes. Er schließt wenigstens mit einer großartigen kriegerischen Decoration.

Die Schauspieler des ersten Aktes treten jetzt von der Scene ab, oder sie verschwinden so hinter der kriegerischen Schlußdecoration, daß sie vor den Truppenmassen, vor dem Trommelwirbel, vor dem Kanonen- und Gewehrfeuer nicht mehr bemerkt werden. Die Schauspieler des ersten Aktes waren die beiden Bundescommissäre, der Herzog von Schleswig-Holstein mit seinen drei Ministern und die Spitzen der schleswig-holsteinischen Vereine, welche die Bewegung im Lande leiteten oder wenigstens zu leiten suchten. Haben sie ihre Rollen gut oder schlecht gespielt? Billigerweise muß man die entscheidende Antwort auf diese Frage bis nach dem Schluß des zweiten Aktes aufschieben, daß das Ende desselben Vortheile für sie in die Wagschale legen könnte,

welche momentan noch nicht ersichtlich sind. Jedenfalls treten sie aber ohne jeden Applaus ab. Weder Schleswig-Holstein, noch das gemeinsame, große deutsche Vaterland applaudirt. Und der Mangel an Beifall ist bei einem Schauspieler ein schlechtes Zeichen für die Durchführung seiner Rolle. Es wäre leicht gewesen, den ersten Akt der Komödie als Schauspiel zu schließen. Der Beifall war dann unzweifelhaft, wie der Erfolg für Schleswig-Holstein von großer Bedeutung gewesen wäre. Vergebens habe ich bei allen Denen, welche die ersten Rollen in der Komödie gespielt haben, darauf hingewiesen. Auch General v. Stutterheim hat dies gethan. Sie haben nicht die Energie zu dieser Aktion gehabt. Das Urtheil darüber kann, wie gesagt, nur bis zu Ende des zweiten Akts noch zweifelhaft sein. Aber ein politischer Fehler gilt zuweilen vor dem Urtheil der Weltgeschichte als Verbrechen.

Nur über zwei Schauspieler des ersten Akts kann das Urtheil bei Beendigung desselben keinen Augenblick mehr zweifelhaft sein. Es sind die beiden Bundescommissäre. Das erste Erforderniß ihrer amtlichen Thätigkeit hätte in der Entfernung wenigstens aller der dänischen Beamten bestehen müssen, welche die Spitzen von Verwaltungszweigen bildeten und welche in den

letzten Jahren das dänische Interesse gegen das Interesse des Landes vertreten hatten. Nicht allein die Genugthuung, welche man dem moralischen Bewußtsein des Volkes schuldig war, sondern die Sicherheit der eigenen Regierung und Verwaltung des Landes verlangten die Absetzung wenigstens dieser Beamten gebieterisch. Und nirgends ist es geschehen. Die „Levezau“, die „Springer“, die „Moltke“, die „Bargum“, die „Kastagne“, die „Dumreicher“, die „Steemann“, die „Hillmer“, die „Krüger“, und die „Stoldt“ stehen noch überall im Lande an der Spitze großer Verwaltungen. Ganz verkehrterweise ist die Thätigkeit der Bundescommissäre, wie schon einige Male erwähnt wurde, von manchen Organen der deutschen Presse als revolutionär dargestellt worden. Wer in Holstein die Verhältnisse kennt, muß darüber lachen. Willemoes-Suhm wäre heute noch Polizeimeister in Altona, wenn der brave Eckstorf nicht mit ihm ein Ende gemacht, und Scheel säße noch heute als Landdrost in Pinneberg, wenn ihn nicht der Lärm einer großen demonstrativen Versammlung von Pinneberg bis nach Flensburg gejagt hätte! Und wie sie jetzt wühlen im Lande, wie sie horchen, wie sie fuchsschwänzen, wie sie intriguiren, wie sie nach Kopenhagen denunciren und berichten, wie

sie für „Gammel Danmark“ arbeiten, wie sie nur den Moment erwarten, um wieder umzuschlagen, diese heimlichen Dänen und Renegaten; — sie können ja unter dem Schutze ihrer „Levezaus“, ihrer „Springer“ und „Dumreicher“ ganz ungestört weiter arbeiten! Wer hindert sie? Niemand! Die Intrigue und die Bestechung wird Seitens der dänischen Beamten und Agenten ganz offen im Lande betrieben. Bis zur Aufhebung des dänischen Oberpostamts in Hamburg konnte man nicht einen Brief nach Deutschland sicher aufgeben. Abgesehen davon, daß die meisten Postmeisterstellen in Holstein noch in den Händen dänischer Kreaturen sind, controlirte das dänische Oberpostamt in Hamburg jeden aus Schleswig-Holstein kommenden Brief, und der dänische Oberpostmeister in Hamburg hatte die dänische Dreistigkeit, die fortwährende unverbrüchliche Wahrung des Briefgeheimnisses zu behaupten, während die Klagen über täglich verloren gehende, erbrochene und unterschlagene Briefe notorisch waren. Jahrelang habe ich mich während meiner Agitation für Schleswig-Holstein mit diesem dänischen Oberpostamt umherschlagen müssen. Ich hatte mir auf dem Comptoir eines Hamburger Handlungshauses eine eigene Postanstalt hergerichtet. Alle meine Briefe in die Herzogthümer gingen an dieses

Handlungshaus, wurden von dort durch einen Boten über die Grenze getragen und dann in Altona aufgegeben, während umgekehrt die Briefe, welche ich aus Schleswig-Holstein empfing, denselben Weg nahmen. Nur in dieser Art und Weise war eine sichere Verbindung zwischen mir und meinen zahlreichen Agenten jenseits der Elbe und Eider möglich. Durch Absetzung der dänischen Postbeamten in Altona, Kiel, Rendsburg, Neumünster, Itzehoe, Glückstadt und auf den anderen Poststationen in Holstein und durch Einrichtung eines holsteinischen Postamts in Altona oder Hamburg wäre dem Uebel vollkommen abgeholfen gewesen. Aber es geschah nichts; schließlich, als die Unsicherheit und die Verwirrung grenzenlos wurde, erhoben sich die Bundescommissäre zu der That, dem dänischen Oberpostamt in Hamburg zwei Beamte beizugeben, deren Thätigkeit darin bestehen sollte, den Durchgang aller aus den Herzogthümern kommenden Briefe zu beaufsichtigen.

Es war eine halbe Maßregel, welche zu gar nichts nützte. Was meint der frühere dänische Oberpostmeister in Hamburg, Graf Holck, haben ihn diese beiden, von den Bundescommissären angestellten Beamten jemals in seinen Pflichten gegen seine Regierung in Kopenhagen irgendwie gehindert oder hindern können,

wenn sie es auch wollten? Nicht wahr, Herr Graf, wir lachen alle Beide, Sie, wenn Sie diese Worte lesen, und ich, während ich sie schreibe? Um solche Kleinigkeiten hat sich die mit Zähigkeit und Energie ihre Zwecke verfolgende dänische Regierung niemals bekümmert. Es war auch wirklich lächerlich. Staatsrath Francke hatte sich, Angesichts dieser Unsicherheit in Bestellung der Briefe, eine eigene Post hergerichtet. Ein Courier ging in der Person eines Eisenbahnschaffners täglich von Kiel nach Hamburg. In einem großen leinenen Beutel eingepackt beförderte er alle von der herzoglichen Regierung in Kiel ausgehenden Briefe an ein Hamburger Handlungshaus, und von dem Comptoir desselben wurden sie dann auf die verschiedenen Postanstalten in Hamburg aufgegeben. Auch meine Briefe fanden in dem Geheimniß dieses leinenen Beutels wochenlang ihren sichern Weg an dasandere Ufer der Elbe. Eines Nachmittags kam ich zum Staatsrath Francke, um ihm wiederum einige Briefe zur Besorgung einzuhändigen. Er packte gerade den leinenen Beutel. „Heute ist es nun das letzte Mal," sagte er, indem meine Briefe ihren Weg in den leinenen Beutel fanden.

„Und weshalb das letzte Mal, Herr Staatsrath?

Hat das dänische Oberpostamt in Hamburg zu existiren aufgehört?"

„Nein, das nicht," erwiederte er, indem er das offene Ende des Beutels mit einem Bande und einem Siegel verschloß, „aber die Bundescommissäre haben dem dänischen Oberpostamt in Hamburg zwei Beamte beigegeben, welche den sichern Durchgang aller Briefe beaufsichtigen."

„Halten Sie den Durchgang der Briefe durch Hamburg denn so für sicher?"

„Gewiß, ich zweifele nicht daran."

„Aber ich," sagte ich lachend, „von morgen an werde ich mir mein eigenes Oberpostamt wieder in Hamburg herrichten, wie ich es früher hatte."

Daß die Unsicherheit in der Briefbestellung in Holstein auch nach der Anstellung der beiden Beamten der Bundescommissäre ganz dieselbe blieb, brauche ich wohl nicht zu sagen. Statt hundert Beweise für meine Behauptung, welche ich liefern könnte, will ich nur einen geben. Er besteht in einer Eingabe des Correspondenten der Nationalzeitung und der Hamburger Nachrichten, des Herrn Dr. Heinrich Mahler an die Bundescommissäre. Sie lautet wörtlich:

„Seit dem Beginn der schleswig-holsteinischen Be-

wegung halte ich mich im Lande als Specialcorrespondent auf. Ueber verspätetes Eintreffen rechtzeitig aufgegebener Briefe hatte ich zum Oefteren zu klagen. Dann bescheinigte mir die „Nationalzeitung", daß zwei meiner Briefe gar nicht angekommen seien. Auch sind meine Briefe aufgeschnitten oder in anderen Couverts, als in den ursprünglichen, den Adressaten zugegangen. Ich selbst erhielt neulich einen Brief, auf dessen Adresse ich als Correspondent verzeichnet war, geöffnet zurück. Auf in der Nationalzeitung angeführte Thatsachen wegen Verletzung des Briefgeheimnisses antwortete das dänische Oberpostamt mit Schimpfreden, indem es von „böswilligen Verläumdungen" sprach. Und doch ist die Klage über die dänischen Postbehörden im ganzen Lande eine allgemeine."

Aber was kümmerten sich die „Hohen Bundescommissäre", welche nie vergaßen, ihr „Wir" mit einem großen Anfangsbuchstaben zu schreiben, um die Klagen des Landes! Sie verwalteten ihr Amt nach einem selbst zurechtgemachten bureaukratischen Schema, und schienen gar keine Ahnung davon zu haben, daß sich das Land, welches sie zu verwalten hatten, mitten im Zustande einer Revolution befand. Daß sie von den Zuständen dieses Landes nicht unterrichtet waren, werden sie mir doch

wohl nicht einreden wollen. Der Präsident Rathjen, Schwager des Staatsraths Francke, war ihnen in ihrer Verwaltung zur Seite, und dieser Mann mußte die holsteinischen Zustände ganz genau kennen. Jedenfalls war es ihre Pflicht, diese Zustände zu studiren, wenn sie ihnen wirklich unbekannt waren. Aber, um nur beispielsweise nochmals darauf zurückzukommen, die Unsicherheit in der Postverwaltung dauerte gerade so lange, wie das dänische Oberpostamt in Hamburg dauerte. Daß es aufgehört hat, ist bekanntlich nicht das Verdienst der Bundescommissäre. Ich habe bereits eine ganze Reihe dänischer Oberbeamten angeführt, welche zum Schaden des Landes noch heute in Holstein sich im Besitz ihrer Aemter befinden; ich will hier nur noch die Beamten in Kiel anführen, welche sämmtlich noch heute ihre Stellen im dänischen Interesse verwalten, und um deren Dasein sich die „Hohen" Bundescommissäre gar nicht zu bekümmern scheinen. Ihre Namen sind in ganz Holstein notorisch. Sie heißen: Etatsrath Schröder; er verwaltet das wichtige Amt eines Oberzollinspectors, war, leider Schleswiger von Geburt, immer dänisch gesinnt und steht einer großen Kasse vor; Polizeimeister Gußmann — man nennt ihn in Kiel den „Mantelträ-

ger", auch den „Kautschukmann" —; Postmeister v. Holstein; Zollamts-Assessor Martens — er lief vor Schreck vor der Revolution fort und kam dann wieder, als er sah, daß die Revolution gar nicht gefährlich war —; Dumreicher, Präsident des Oberappellationsgerichts, und die Räthe Schmidt und Franke; der berüchtigte Bürgermeister Bargum — der Sturz der dänischen Herrschaft zog ihm eine kleine Gehirnerschütterung zu —; der dänische Obersachwalter Kastagne. Ich erwähne hier nur die obern Beamten in Kiel; die Namen der untern würden eine ganze Seite füllen. Aber statt von der Entfernung aller dieser dänischen Beamten, als erstem Grundsatz ihrer Verwaltung, auszugehen, weigerten sich die Bundescommissäre, das von der dänischen Regierung gegen das in Hamburg erscheinende schleswig-holsteinische Organ, die „Zeit", ausgesprochene Verbot wieder aufzuheben, weil das Blatt das Volk zur Entfernung der dänischen Beamten auffordere. Die „Zeit" war und blieb verboten, und ihr Redacteur, der bekannte, vielfach von der dänischen Regierung verfolgte Advocat Römer, sah sich genöthigt, in „den Schleswig-Holsteinischen Blättern" in Kiel ein anderes Organ zu gründen. „Und warum habt ihr denn nicht selbst in

dem Momente, wo die Bundestruppen ins Land einrückten, alle dänischen Beamten zum Teufel gejagt?" fragte ich einen Freund in Altona, dem man Mangel an Energie nicht vorwerfen kann. „Sie wären ja sämmtlich vor dem ersten Sturm davon gelaufen."

„Sie kennen ja den Bruderstamm zwischen der Elbe und Königsau," erwiederte er seufzend, „seinen Sinn für gesetzliche Gerechtigkeit und Ordnung, seinen Mangel an Initiative und seine Abneigung gegen revolutionäre Akte. Manche derartige Versuche sind von der Bevölkerung selbst mit der Bemerkung abgewiesen worden: ‚De Kährls mütet doch ordentlich affettet wären.' (Die Kerle müssen doch ordentlich afgesetzt werden.)"

Ich gehöre gewiß zu Denen, welche die Tugenden des Volksstammes zwischen Elbe und Königsau in reichstem Maße zu schätzen wissen. Seine Wahrheitsliebe, sein Gerechtigkeitssinn, seine Zähigkeit im Widerstande, sein Festhalten an einmal gewonnenen Ueberzeugungen, seine Aufopferungsfähigkeit stehen einzig unter allen deutschen Volksstämmen da, — aber seine oft apathische Ruhe und der Mangel alles revolutionären Feuers, welcher nach zwei oder drei Freudentagen über die Befreiung von der dänischen Herrschaft die Lampen wieder erlöschen und die Fahnen wieder ab-

nehmen ließ, hat mich oft zur Verzweiflung gebracht. „Aber Sie können Ihren Bruderstamm nun einmal nicht anders machen, als wie er ist, Herr Doctor," bemerkte mir bei einer ähnlichen Gelegenheit der Staatsrath Francke sehr richtig. Als die aus mehr wie dreihundert Personen bestehende Deputation der Dithmarsen in Kiel durch die Holstenstraße nach Düsternbrook zog, sagte ein Bürger: „Aber man hätte die Stadt doch heute festlich mit Fahnen und Kränzen schmücken müssen!" — „Nun, es hätte ja nur befohlen zu werden brauchen," erwiederte der Andere. Die Antwort ist zu charakteristisch für den Mangel an Initiative in der holsteinischen Bevölkerung. Neapel feierte täglich drei Monate hindurch den Einzug Garibaldi's. Wenn der Herzog von Schleswig-Holstein heute eine freiwillige Steuer von einer halben Million ausschriebe, ich glaube, die Ausschreibung würde geringen Erfolg haben; aber, wenn er zum Wohle Schleswig-Holsteins eine solche Besteuerung befehlen würde, man würde mit einer Million binnen acht Tagen antworten.

Aber ich komme wieder auf die Thätigkeit der Bundescommissäre zurück, und frage sie: Was haben sie im Interesse Holsteins während ihrer mehrmonatlichen Verwaltung gethan? Alle offenen und heimlichen

Dänen und Renegaten haben sie ruhig im Besitz ihrer Aemter gelassen. Die Entlassungen des Stadtpräsidenten Wridts und des Postmeisters v. Meyern in Rendsburg sind einzelne, fast gar nicht ins Gewicht fallende Ausnahmen und waren erst die Folge eines wahren Sturmes von Gesuchen, Beschwerden und Deputationen. Der preußische Regierungscommissar v. Zedlitz und Graf Revertera haben in Schleswig mehr in einer Stunde gethan, wie sie in drei Monaten. Abgesehen davon, daß die Macht der dänischen Regierung in Holstein besonders in den Personen ihrer Creaturen beruhte, mit denen sie alle Stellen von Bedeutung in der Justiz und Verwaltung besetzte, so flößte auch das Zaudersystem und das negative Verhalten der Bundescommissäre der Bevölkerung das gerechteste Mißtrauen gegen die ernstliche Durchführung der Bundesexecution ein. Die schon in ihrem innersten Wesen etwas apathische Stimmung der holsteinischen Bevölkerung nahm dadurch eine noch lauere Färbung an. „Wozu das Alles?" erwiederten mir die Landleute, wenn ich ihnen Vorwürfe über ihre laue Stimmung machte, „wozu das? die Dänen kommen ja doch wieder, und dann haben wir die Folgen für das Alles zu tragen, was wir gegen Dänemark unternommen haben.

Wir haben das ja schon einmal kennen gelernt und bezahlen noch heute an den Kriegskosten." — „Weshalb habt Ihr die Pferde geliefert?" fragte ich die Bauern in der Umgegend von Itzehoe, „warum habt Ihr Euch nicht gewehrt? Es handelte sich ja blos um einige Tage Widerstand." — „Die Dänen bestrafen den Ungehorsam sehr hart," hieß es dann, „und wir werden sie ja doch nicht los." Und kann man den Menschen Unrecht geben? Die Erinnerung an die verrätherische Ueberlieferung aus dem Jahre 1851 ist noch frisch in Aller Munde und Gedächtniß. Und die Bundescommissäre haben wahrlich nichts gethan, um eine solche Erinnerung auszulöschen. Was haben sie gethan, um die Holsteiner, welche in der dänischen Armee festgehalten wurden, aus ihrer Gefangenschaft zu erlösen? Abweisende Antworten gegeben oder die Sache an den Bundestag überwiesen, sich mit dem Mangel an Vollmachten entschuldigend. Und der Bund? Er hat es ja Monate hindurch nicht dazu bringen können, die Anerkennung des Herzogs von Schleswig-Holstein auf die Tagesordnung zu setzen. Es gehört wirklich die Ruhe und der gesetzliche Fanatismus der Holsteiner dazu, sich eine derartige Verwaltung gefallen zu lassen und nicht täglich einen Aufstand zu machen. Die Zu-

gehörigkeit der zwischen Eider und Sorge gelegenen Dörfer zu Holstein hat niemals einem Zweifel unterlegen. Nur dänische Frechheit konnte behaupten, daß sie zu Schleswig gehörten. Trotz alledem blieben die Bundestruppen ganz ruhig an der Schleußenbrücke stehen, als es den Dänen plötzlich einfiel, jenseits der Brücke Kehrt zu machen. Die ganze Bundesarmee wich vor einer frechen dänischen Behauptung und vor zwei dänischen Bajonnetten zurück. Ich will daraus weder dem braven General v. Haake, noch den braven sächsischen Truppen einen Vorwurf machen; an ihnen hat es wahrhaftig nicht gelegen, wenn die Dänen nicht noch im alten Jahre aus den holsteinischen Dörfern hinausgeworfen wurden; aber die Bundescommissäre haben unverantwortlich gehandelt, daß sie dem General v. Haake Halt geboten. Und wenn sie wirklich über die Zugehörigkeit der Dörfer zu Holstein hätten in Zweifel sein können, die Räumung mußte dennoch im Interesse des Landes erfolgen. Einige über die Schleußenbrücke abgefeuerte Schüsse hätten das Engagement mit den Dänen zu Stande gebracht, und der Bund wäre über die vollendete Thatsache zur Tagesordnung übergegangen, wie er über Alles zur Tagesordnung übergeht. Haben denn die „hohen“ Bundescommissäre

gar nicht eingesehen, daß die vierwöchentliche Lage der Dinge an der Schleußenbrücke in Rendsburg lächerlich war? Und die Dänen wollten nur den Versuch machen, sich in den holsteinischen Dörfern festzusetzen; sie haben gar nicht erwartet, daß man sie nicht angreifen würde. Auf den andern Tag waren Hunderte von Wagen in den holsteinischen Dörfern bestellt, um die Bagage und die Vorräthe der dänischen Armee rückwärts zu befördern, so gewiß erwartete General de Meza den Angriff der Bundestruppen. Haben denn die Bundescommissäre das nicht gewußt? Wenn ich es weiß, mußten sie es doch auch wissen. Die Dänen haben in ihrem Rückzuge aus Holstein selbst nicht gewußt, wo sie Halt machen sollten; schließlich kamen sie auf den Gedanken, die Befestigungswerke in Rendsburg zu halten; aber ich glaube, wenn sie den Gedanken ausgeführt hätten, die Rendsburger Altstadt durch die auf dem Jungfernstiege angelegte Palissadenreihe von der Neustadt zu trennen und mit den Kanonen am „Südjütlandsbrückenkopf“ die Zugänge zu bestreichen, die Bundescommissäre hätten ihre Truppen vor dieser erbärmlichen Palissadenreihe Halt machen lassen. Die Dänen haben ja oft behauptet, daß Rendsburg zu Schleswig gehöre. Ich halte es, mag nun die Sache

endigen, wie sie will, jedenfalls für ein Glück, daß die preußischen und österreichischen Truppen die Dänen aus Schleswig geworfen haben. Wäre es bei der Bundesexecution geblieben, die Dänen säßen noch heute in den holsteinischen Dörfern und die Bundescommissäre würden noch heute den an sie deshalb abgesandten Deputationen antworten, daß die Entscheidung in der Sache lediglich dem „hohen“ deutschen Bunde gebühre, welcher damit durchaus nicht zum Schlusse kommen könne, dem sie aber nicht vorgreifen könnten.

Aber die Thätigkeit der Bundescommissäre ist ja nicht allein negativ gewesen, sie hat sich ja auch in positiver Weise geäußert. Sie haben die dänische Reichsmünze abgeschafft. Aber es ist auch ihre einzige That; denn die holsteinische Regierung, welche sie in Kiel einsetzten, ist ja nur ihre eigene Executivbehörde. Dann kamen eine lange Reihe administrativer und polizeilicher Maßregelungen. Sie tragen sämmtlich einen der Entwickelung der holsteinischen Bewegung feindlichen Charakter; statt daß es gerade die Aufgabe der Bundescommissäre gewesen wäre, diese Bewegung zu stärken und zu unterstützen. In der Furcht vor revolutionären Bewegungen liegt für diese administrativen und polizeilichen Maßregelungen gar keine Veranlassung. Wer

revolutionäre Bewegungen in Holstein fürchtet, kennt das Land ganz und gar nicht. Wenn ein Volk sich die „Levezaus“, die „Bargum“ und die „Kastagne“ nach der Revolution weiter gefallen läßt, ohne es einmal zu einer gewaltthätigen Handlung gegen diese Trabanten Dänemarks, geschweige denn zu einem Aufstande kommen zu lassen, dann braucht man wahrhaftig keine Furcht vor der Revolution in diesem Lande zu haben. Aber sehen wir uns diese Maßregelungen an. Da ist das Verbot gegen die „Wehrvereine.“ Alte Bassermannsche Gestalten müssen dabei den Bundescommissären erschienen sein. Aber ein bewaffneter Mensch, wenn er nicht im „herrlichen Kriegsheere“ in Reih und Glied steht, ist ja eine Erscheinung, vor der man wirklich Furcht haben muß. Und der Herzog hätte ja eines Tags in Kiel die Geduld verlieren können. Er hätte sich ja selbst zum Herzog von Schleswig-Holstein proclamiren können, ohne vorher die Anerkennung des hohen deutschen Bundes abzuwarten, und dann hätte man aus diesen Wehrvereinen eine kleine Armee bilden können. Und zu welchen Dingen wäre diese Armee fähig gewesen? Deshalb mußten die Wehrvereine verboten werden. Mit dem Verbote dieser Wehrvereine war die Organisation der „Revolutionsarmee“ in

ihrem innersten Wesen gestört. Und die Holsteiner ließen sich dies Verbot der Wehrvereine wirklich gefallen. An einigen Orten exercirte man lächerlicher Weise ohne Waffen, an anderen Orten wurden aus fanatischer Hochachtung vor der gedruckten Verordnung des „Hohen" deutschen Bundes die militärischen Uebungen gänzlich eingestellt, wiederum an anderen Orten half man sich eine Zeit lang mit allerlei spitzfindigen Auslegungen des Verbotes der Wehrvereine, um die Uebungen noch eine Zeit lang fortdauern zu lassen, bis ein neuer bundescommissärlicher Druck sie gänzlich einschlafen ließ. Dann wurde von Seiten der herzoglichen Regierung in Kiel, natürlich auf Befehl der Bundescommissäre, eine polizeiliche Beaufsichtigung aller schleswig-holsteinischen Vereine geschaffen. Ohne eine solche Beaufsichtigung geht es ja in einem bureaukratisch-polizeilich verwalteten Staate gar nicht an, selbst wenn die Vereine so vollkommen ungefährlicher Natur sind, wie die Vereine in Holstein. Wahrscheinlich haben die Bundescommissäre niemals einen politischen Verein in Holstein mit ihrem Besuche beehrt, sonst wäre ihnen die Verordnung wegen Beaufsichtigung der politischen Vereine in Holstein niemals in die Feder gerathen. Aber das Wort „politischer Verein" war in ihren Ohren

schon ein entsetzliches Wort. Wrangel und Zedlitz fingen ihre Regierung in Schleswig auch mit der Unterdrückung der Vereine, mit dem Verbot aller Demonstrationen und mit der Vernichtung alles freiheitlichen Wesens an. Wozu brauchen denn die Unterthanen in Holstein sich mit der politischen Lage ihres Landes zu beschäftigen; das thut ja der hohe deutsche Bund. Wenigstens ohne Beaufsichtigung ist eine solche Beschäftigung gänzlich unmöglich. Was daraus wird, welche fürchterlichen Excesse daraus entstehen, hat man ja gesehen. Die Holsteiner haben es ja gewagt, ohne die Genehmigung des hohen deutschen Bundes einzuholen, vier Beamte aus dem Lande fortzujagen. Einen vertrieben die Wandsbecker, drei wurden in Altona über die Grenze gejagt, und einer lief in Pinneberg vor Schreck und vor seinem bösen Gewissen selbst davon. Das war eine Auflehnung gegen die Autorität des hohen deutschen Bundes, und diese Auflehnung durfte nicht geduldet werden. Es hätte den Holsteinern ja sonst einfallen können, auf diesem Wege weiter fortzufahren. Der ehemalige Landdrost von Pinneberg schämte sich vielleicht, seine Wiedereinsetzung polizeilicher Hülfe zu verdanken; was dem Polizeimeister von Altona davon abgehalten hat, weiß ich nicht. Aber man mußte den

Versuch der Wiedereinsetzung der Beamten wenigstens mit dem vertriebenen Polizeimeister in Wandsbeck und mit dem Propst Nievert machen. Der Wiederherstellung der Ordnung in Wandsbeck setzten die Bürger einen energischen Widerstand entgegen, und diesem energischen Widerstand gegenüber trat die verletzte Autorität der Bundescommissäre wieder zurück. Vielleicht fürchteten sie, daß in den Straßen Wandsbecks geschossen werden könnte, und diese Schüsse würden doch ein sehr unangenehmes Echo in Deutschland gefunden haben. Aber in Altona. Altona ist eine so passive und geduldige Stadt. Nievert mußte wieder auf die Kanzel. Wie ist es möglich? Wie kann man solch einen Mißgriff begehen? Nievert war eine allgemein in Altona mehr verachtete als gehaßte Persönlichkeit. Die mit dänischer Dreistigkeit geschriebene Schrift des Doctor Keck hat den dänisch gesinnten Pastor nicht weiß gewaschen. Man frage in Altona auf jeder Straße nach, was Nievert war, und weshalb er abgesetzt wurde, und man kann es erfahren. Die Sache endigte bekanntlich mit einem fürchterlichen Scandal in der Kirche; sogar die Commissäre des hohen deutschen Bundes konnten in diesem Scandal nicht zu Worte kommen. Nievert stieg von der Kanzel, ohne jemals wieder dieselbe besteigen zu können. Nievert's

Absetzung wurde eine vollendete Thatsache. Und was thaten die Bundescommissäre? Nach einer geraumen Zeit — die Sache wäre längst vergessen gewesen — schleppten sie eine große Masse Untersuchungsmaterial herbei, ließen Kinder und Weiber gerichtlich vernehmen, um die Auflehnung der Altonaer Bürger gegen die Autorität des hohen deutschen Bundes mit Gefängniß oder vielleicht gar mit Zuchthaus zu bestrafen. Ich glaube, ich kann die Kritik der Regierung der Bundescommissäre mit der Schilderung dieser kleinlichen Verfolgung schließen. Ihre Proteste gegen den Einmarsch und gegen Besatzungen preußischer Truppen sind ja bekannt. Der deutsche Bund hat Holstein besetzt, weil die Regierungen der deutschen Mittel- und Kleinstaaten die Bewegung der Geister fürchteten, welche in ihre getreuen Unterthanen gefahren war und weil sie mit dieser Besetzung selbstsüchtige Zwecke verfolgen konnten. Nur in diesem Sinne haben die Bundescommissäre ohne jede Initiative, ohne einen Funken von Genie, nach bureaukratischem Muster und nach bureaukratischen Grundsätzen ein im Zustande voller Revolution befindliches Land verwaltet. Werfen wir sie zu den Todten! Die Geschichte wird ihnen unter den unbewußten Verräthern von Schleswig-Holstein einen Platz einräumen; schon

jetzt ist sie unter dem Kanonendonner an der Eider über Beide zur Tagesordnung übergegangen.

Die leitenden Factoren in der herzoglichen Regierung und Politik sind während des nun geschlossenen ersten Actes der Staatsrath Francke und der Regierungsrath Samwer gewesen. Ersterer ist Holsteiner, letzterer Schleswiger von Geburt. Der Name beider Männer ist aus der ersten Erhebung Schleswig-Holsteins hinreichend bekannt. Francke stand sowohl während der provisorischen Regierung als auch während der Statthalterschaft an der Spitze der Finanzverwaltung; Samwer hat seinem Lande damals in verschiedenen Stellungen, besonders in diplomatischen Sendungen gedient. Große Fähigkeiten und reiche Kenntnisse, den besten Willen, ihrem Lande zu nützen und Redlichkeit des Charakters hat noch Niemand beiden Ministern des Herzogs von Schleswig-Holstein, von denen ersterer die Verwaltung des Innern, letzterer die Verwaltung der äußeren Angelegenheiten übernommen hatte, abgesprochen. Uffo Horn sagt in seinen schleswig-holsteinischen Skizzen: „Der Staatsrath Francke ist der befähigtste und unausstehlichste Mensch im Lande.“ Auf dem Gebiete seiner Verwaltung hege ich gegen das erste Beiwort nicht den mindesten Zwei-

fel. „Unausstehliches" habe ich aber niemals im Wesen des Staatsrath Francke gefunden. Im Gegentheil hat er meine Ansichten über die Situation und über die Mittel, welche nothwendig seien, um zu dem gesteckten Ziele zu kommen, häufig genug angehört und in eingehender Weise mit mir besprochen, selbst wenn sie noch so sehr mit den seinigen contrastirten. Francke ist ein großer, hagerer Mann, sein Gesichtstypus ist echt holsteinisch, seine Haltung straff und gerade, trotz seiner sechzig Jahre, zuweilen etwas steif, sein Wesen ruhig, bestimmt und kalt. Das Repräsentative, welches in seiner Haltung hervortritt, hat mich in keiner Weise unangenehm berührt. Sehr bezeichnend ist für diesen Zug seines Wesens eine Aeußerung des Bürgermeisters von Koburg, Dr. Oberländer, gegen einen Bekannten, den holsteinischen Oberappellationsgerichtsrath Brinkmann, als er von Koburg nach Kiel reiste: „Grüßen Sie den Staatsrath Francke von mir, nein", fügte er lächelnd hinzu, „empfehlen Sie mich ihm." Schon im Jahre 1838 hatte Francke in den Herzogthümern den Ruf eines Verwaltungsbeamten von großen administrativen und organisatorischen Talenten. Er hat das neue, noch jetzt in Dänemark geltende Zollgesetz geschaffen und durchgeführt. Derselbe Ruf hat ihn über-

all auf den Gebieten seiner Verwaltung begleitet. Francke's conservative politische Ueberzeugungen können hier nicht in Betracht gezogen werden; gegen das Interesse Schleswig-Holsteins würde er sie wohl nicht in die Wagschale legen. Ein besonderer Vorzug in seinem Charakter ist sein Haß gegen Dänemark. Der Schleswig-Holsteiner muß die Dänen glühend hassen, denn sie haben jetzt elf Jahre lang alle Grundsätze der Nationalität und der Freiheit in seinem Land in ganz erbärmlicher Weise mit Füßen getreten.

Dr. Samwer ist ein Mann Anfangs der 40er Jahre, aus Eckernförde gebürtig. Der Unterschied, der zwischen dem Schleswiger und Holsteiner stattfindet, tritt sowohl in seinem Gesichtstypus, wie in seinem Wesen, seinem Collegen Francke gegenüber, für das geübte Auge deutlich hervor. Er ist lebendiger und beweglicher; sein Temperament ist unruhiger und leichter erregt; in den Formen ist er schmiegsamer und geschmeidiger. Dr. Samwer ist viel gereist, er hat sich auf dem Gebiete der Staatswissenschaft und der Politik reiche Kenntnisse erworben und sein Auge ist an einen weiten politischen Ueberblick gewöhnt, er ist selbst ein gediegener Publizist. Er besitzt sogar den Funken revolutionären Feuers, der dem Staatsrath Francke seiner In-

dividualität gemäß fehlen muß. „Das Versprechen gebe ich Ihnen,“ rief er in großer Aufregung aus, als ich ihm wenige Tage vor dem Einmarsch der preußischen Truppen nochmals meine Besorgniß in Betreff der preußischen Pläne auf Holstein mittheilte, „ich will mir diese meine rechte Hand abhauen lassen, wenn ich jemals ein Schriftstück unterzeichne, worin nur ein Dorf von Schleswig oder von Holstein abgetreten wird. Schleswig-Holstein zusammen, von der Königsau bis zur Elbe, nichts Anderes, ein selbstständiges Ganze. Nicht die Kasematten von Olmütz sollen meinen Willen erschüttern. Und der Herzog wird sich lieber tödten lassen, als das geringste Dorf von Schleswig aufgeben. Für den äußersten Nothfall ist für Alles gesorgt, selbst wenn der Herzog erschossen würde. Unser Recht kann weder untergehen, noch geschmälert werden. Fürchten Sie nichts.“ Hätte er die Energie der Action, wo die Action eintreten und die Diplomatie verdrängen muß — ich glaube, Dr. Sammer könnte ein bedeutender Staatsmann werden.

Der Herzog von Schleswig-Holstein ist im J. 1829 geboren, also jetzt 34 Jahre alt. Groß, kräftig, ohne corpulent zu sein, blond, blaue Augen, Adlernase, edel geformtes Gesicht, von ruhigem, äußerlich sogar etwas apathi-

schem Wesen, ist er ganz und gar der Prototyp des Holsteiners. Niemals wohl haben ein Volk und ein Fürst in ihrem Wesen wie in ihrer äußeren Erscheinung so zusammengepaßt, wie der Herzog und die Holsteiner. Die Aufnahme, welche er im Lande fand, ist daraus um so erklärlicher, obschon ihr eigentlich der Gedanke zu Grunde lag, daß sich in der Person und in der Erbfolge des Herzogs die Lostrennung von Dänemark und die staatliche Selbstständigkeit repräsentirten. Etwas Schwerfälliges in der Sprache kann in Holstein gar nichts Auffallendes sein, da der Holsteiner überhaupt langsam spricht, und die Färbung des Tons schon seiner Sprache einen gedehnteren Charakter giebt. Der Herzog hat eine sehr sorgfältige Erziehung und Bildung gehabt, welche von Professor Steffensen — jetzt Professor an der Universität in Basel — geleitet wurde, er hat viel studirt und viel gelernt. „Unser Bruder macht uns große Freude; er ist unser Stolz und unsere Hoffnung," sagte, wenn ich nicht irre, die Schwester des Herzogs zu dem holsteinischen Oberappellationsgerichtsrath Brinkmann. Auch über die politischen Kämpfe, welche, in der Mitte der dreißiger Jahre ausbrechend, die dänische Monarchie in zwei Lager theilten, wurde der junge Fürst frühzeitig genug

unterrichtet. Der Vater des jetzigen Herzogs von Schleswig-Holstein, der den Ruf seines absolutistischen, mit allen unangenehmen Eigenschaften ausgeschmückten Wesens nicht der Wahrheit, sondern meistens einer mit großer Schlauheit und Zähigkeit angelegten dänischen Intrigue und dänischen Verläumdungen verdankt — ich werde nochmals darauf zurückkommen, um auch hier Dänemark gegenüber die Wahrheit in der Geschichte endlich einmal wiederherzustellen —, war in diesen Kämpfen von Anfang an als Patriot wie als Verfechter eigner Rechte einer der thätigsten wie unerschrockensten Streiter für die bekannten drei Grundrechte der Herzogthümer und gegen die Angriffe der beiden dänischen Parteien: der Gesammtstaatsmänner, die ganz Schleswig-Holstein, und der Eiderdänen, welche Schleswig als Provinz in Dänemark einzuverleiben trachteten. Häufig hörten die Söhne in der Familie jene Fundamentalsatzungen, nach denen die Herzogthümer von Dänemark, wie Norwegen von Schweden, wie Ungarn von Oesterreich getrennte Staaten wären, und nach denen endlich in ihnen nur der Mannsstamm des oldenburgischen Hauses herrschen solle, nach verschiedenen Seiten besprechen. Wiederholt begleiteten beide Prinzen schon als Knaben den Herzog, wenn er

sich nach der Stadt Schleswig begab, um dort in der Ständeversammlung seinen Sitz einzunehmen und gegen dänische Ränke zu sprechen — und so athmeten beide schon in jungen Jahren die Luft ein, welche die Ueberzeugung von dem Rechte der Herzogthümer und den Willen, es zur Geltung zu bringen, damals allen denkenden Schleswig-Holsteinern zur zweiten Natur werden ließ.

Im März 1848 befand sich der jetzige Herzog von Schleswig-Holstein mit seinem Bruder, seinen beiden Schwestern und seiner Mutter auf Schloß Augustenburg auf der Insel Alsen, als durch einen reisenden Kaufmann die Kunde von der Revolution in Kopenhagen und von der Bildung einer provisorischen Regierung in Kiel dorthin gelangte. Der Moment war für das Leben und für die Freiheit der Familie außerordentlich gefährlich. Schon Capitän Tscherning — derselbe, der im Jahre 1848 zum Kriegsminister ernannt wurde, hatte im Jahre 1845, wo er sich auf Alsen aufhielt und in die herzogliche Familie eingeführt wurde, mehrmals auf die gefährliche Lage hingewiesen, in die der Herzog sich und seine Familie bringen werde, wenn er sich nicht entschließe, seine Erbrechte aufzugeben. Weigere er sich dessen, so sei fast gewiß, daß ihm und seinem Hause

das Schicksal der Stuarts bereitet werde; jedenfalls werde man sich dänischerseits in die Nothwendigkeit versetzt sehen, ihn und seine Familie auf alle und jede Weise zu verfolgen und unschädlich zu machen. Kurz nach Erlaß des „offenen Briefes“ war hierzu von einem dem Herzoge befreundeten Manne in Kopenhagen noch eine ausdrückliche Warnung gekommen. Jetzt war der Moment der Gefahr ganz nahe gerückt. Als deshalb am 25. März Abends die Nachricht von der Revolution in Kopenhagen nach Augustenburg kam, wurden die beiden Prinzen, welche bereits schliefen, von ihrer Mutter geweckt, und ihnen gesagt, daß sie sofort abreisen müßten. Der Vater, der Herzog von Augustenburg, befand sich zu jener Zeit nicht auf Alsen, sondern war nach Berlin gereist, um vom König von Preußen Hülfe für Schleswig-Holstein zu erbitten. Schnell wurde Alles zur Flucht vorbereitet, und beim ersten Morgengrauen verließen die Prinzen in einem offenen Boot in Begleitung ihres Erziehers, des Professors Steffensen die Insel, um sich nach dem Festlande zu begeben. Bald darauf folgte ihnen die Herzogin mit ihren Töchtern. Sechsunddreißig Stunden später fuhr ein dänischer Kriegsdampfer südwärts an Alsen heran, und setzte ein Boot an der Spitze Kerkenis aus. Ein reitender Bote erhielt einen

Brief an den Bischof Hansen in Igen, der seit Jahren als das Haupt der dänischen Propaganda auf der Insel bekannt war. Dann fuhr das Dampfschiff weiter in die Flensburger Bucht hinein, signalisirte nach der Stadt, wandte und eilte darauf nach Alsen zurück, wo es bei der Sonderburger Fähre anlegte. Capitän Dirckinck-Holmfeld führte das Schiff. Bischof Hansen kam zur Hand, Dänischgesinnte strömten in Massen herbei, andere Haufen zogen nach Hardeshoi, dem zweiten Fährort der Insel. Des Capitäns erste Frage war nach dem Herzog von Augustenburg, seine zweite nach dessen Familie. Er erfuhr, daß er mit seinem Auftrage zu spät gekommen sei. Der Auftrag lautete, den Herzog und seine Familie gefangen zu nehmen und nach Christiansoe zu bringen. Was ihrer dort gewartet hätte, mag die Analogie Griffenfeldts in Munkholm und der vier Geschwister des Czaren Iwan des Vierten zu Horsens in Jütland lehren. Wie die Sachen standen, mußte sich die dänische Invasion in Augustenburg begnügen, das Eigenthum des Herzogs nach Kräften zu beschädigen. Bekannt ist, wie man mit dem Marstall desselben, dem Silberzeug, den Einkünften verfuhr, und wie man diese schmutzigen Plünderungen auch während des Waffenstillstandes fortsetzte. Die vandalischen Verwü-

stungen des Schlosses zu Glücksburg habe ich bereits früher geschildert*).

In Rendsburg traten die beiden Prinzen als Freiwillige in die kleine schleswig-holsteinische Armee ein, welche sich damals im Süden der Herzogthümer bildete. Herzog Friedrich, der damals erst neunzehn Jahre alt war, fand zunächst Verwendung im Stabe seines Oheims, des Prinzen von Noer, welcher im Feldzuge des Jahres 1848 den Oberbefehl führte, und nahm an allen Treffen dieses Jahres, namentlich an der Schlacht bei Schleswig Theil. Im folgenden Jahre trat er in den Stab des Generals von Bonin über, und focht während des neueröffneten Feldzuges wieder überall mit, wo seine Landsleute ins Feuer kamen. Nur die Schlacht bei Kolding sah ihn nicht bei der Armee, da er zu dieser Zeit in Frankfurt war, um im Auftrag der Statthalterschaft dem Reichsverweser die Flagge des bei Eckernförde von den deutschen Strandbatterien in die Luft gesprengten dänischen Linienschiffs „Christian der Achte“ zu

*) S. „Vom verlassenen Bruderstamm“ oder das Dänische Regiment in Schleswig-Holstein von Gustav Rasch. 3. Band. Und: „Meine Antwort auf die Schmähschrift der Königlich dänischen Regierung: „Herr Gustav Rasch und sein Bruderstamm.“ Verlag von Otto Janke in Berlin. 1863.

überbringen. Der Tag der Unglücksschlacht bei Fridericia war sein zwanzigster Geburtstag. Ein Freund stattete ihm gerade seinen Glückwunsch ab, als die Dänen plötzlich aus den Thoren der Festung hervorbrachen. Bald darauf war er im Feuer. Eine Kugel traf seine Säbelscheide. Auch der Feldzug von 1850 sah den Prinzen unter den Streitern für Schleswig-Holsteins Recht und Ehre. Im Generalstabe Willisens wohnte er der Schlacht bei Idstedt und dem großen Recognoscirungsgefecht bei Missunde bei. Als die Oesterreicher und Preußen in das Land einrückten, um, wie der euphemistische Ausdruck der Diplomaten lautete, die Herzogthümer zu „pacificiren“, in Wahrheit aber, um sie mit gebundenen Händen waffenlos der dänischen Willkür zu überliefern, da nahm er mit seinem Bruder seinen Abschied. Beide verließen das Land ihrer Geburt, und gingen zunächst nach Bonn, um die durch den Krieg unterbrochenen Studien auf der dortigen Universität zu vollenden. Zwei Jahre darauf trat er in die preußische Armee ein. Im Jahre 1856 nahm er als Major seinen Abschied, erwarb das Gut Dolzig in der Lausitz und vermählte sich mit der Prinzessin Adelaide von Hohenlohe-Langenburg.

Die letzten sieben Jahre verbrachte er in der Stille

auf seinem Landgute. Der Tod König Friedrich des Siebenten von Dänemark berief ihn zur Erbfolge in den Herzogthümern. Sein Vater hatte auf diese Erbfolge für seine Person verzichtet. Herzog Friedrich hat dies ebensowenig gethan, wie die übrigen Mitglieder des Hauses Augustenburg. Das Londoner Protokoll war für ihn ebensowenig vorhanden, wie es für das deutsche Volk und namentlich für Schleswig-Holstein nicht vorhanden ist. Wer hat der preußischen und österreichischen Regierung das Mandat gegeben, ein solches Protokoll abzuschließen? Schleswig-Holstein gewiß nicht, das deutsche Volk ebensowenig, nicht einmal der deutsche Bund, wenn man vom deutschen Bund neben dem deutschen Volke überhaupt noch sprechen will. Und wir leben nicht mehr in den Zeiten, wo Fürsten und Diplomaten Völker und Länder verhandelten und verschenkten, ohne daß sie um ihre Zustimmung befragt wurden; ebensowenig, wie wir in den Zeiten leben, wo die Leibeigenschaft galt und wo die Grundbesitzer das Recht der ersten Nacht auf die schönen Töchter der „Unterthanen" geltend machten. Nur der Wille des freien Mannes verfügt im neunzehnten Jahrhundert über sein Schicksal, und, wenn dieser Wille nicht geachtet wird, so nimmt er das Schwert in die Hand, und bringt ihn damit zur

Geltung. Daß Herzog Friedrich der feudalen Richtung angehöre, ist eine Verläumdung, welche besonders von Seiten der dänischen Regierung verbreitet worden ist, um ihm die Sympathien des deutschen Volkes zu entziehen. Das Staatsgrundgesetz von 1848, welches er in seiner Proclamation vom 16. November beschworen hat, weiß von einer Bevorzugung der Feudalen vor andern Gliedern des Volkes nichts, und ist vielleicht das freisinnigste Staatsgrundgesetz, welches überhaupt in den constitutionellen europäischen Staaten vorhanden ist. Um den Charakter des jetzigen Herzogs von Schleswig-Holstein, sowie den Charakter seines vielverleumdeten Vaters richtig zu würdigen, muß man wissen, daß die dänische Regierung seit mehr wie zwanzig Jahren mit dänischer Zähigkeit und Schlauheit alle erdenklichen Mittel in Bewegung gesetzt hat, um das Augustenburger Haus zu verdächtigen. Was in Verläumdung und Verdächtigung die dänische Regierung leisten kann, hat mehr oder weniger Jeder erfahren, der für das Recht Schleswig-Holsteins in die Schranken getreten ist, ich gewiß am meisten*).

*) S. Meine Antwort auf die Schmähschrift der Königlich dänischen Regierung: „Herr Gustav Rasch und sein Bruderstamm. Verlag von Otto Janke. Berlin, 1863.“

Diese Verdächtigungen nahmen zuerst ihren Anfang, als der Vater des jetzigen Herzogs zuerst die Anerbietungen ausschlug, deren Annahme ihm den Weg zum dänischen Throne gebahnt haben würde. Diese Anerbietungen wurden ihm gemacht, weil dann Dänemark und die Herzogthümer nach dem Tode König Friedrich des Siebenten staatsrechtlich zusammengeblieben wären. Aber er schlug in seinem strengen Rechtssinn und in seiner Liebe zum gemeinsamen, großen deutschen Vaterlande mit ehrenhafter Festigkeit und Consequenz immer alle Anerbietungen aus. Sterbend hatte ihm sein Vater die Mahnung hinterlassen, die Ansprüche seines Hauses auf die Erbfolge in den Herzogthümern mit männlichem Sinne, aber ohne Verletzung der Ehre, der Gerechtigkeit und der Pflicht zu behaupten*). Als man nun in Kopenhagen sah, daß selbst die verlockendsten Mittel nicht zu dem gewünschten Ziele führten, da wurden alle Mittel und Ränke, in deren Anwendung die Dänen so groß sind, in Bewegung gesetzt, um den Charakter des Herzogs zu verunglimpfen. Die Bevölkerung Alsens und die Nordschleswiger wurden gegen ihn aufgehetzt.

*) S. „Die Herzogthümer Schleswig-Holstein und das Königreich Dänemark von Droysen und Samwer.“

Weil das Volk loyal war, so wurde der Herzog als Verräther und Verschwörer dargestellt; weil er in seinem Auftreten oft schroff und starr war, so wurde er als ein grausamer Despot geschildert; weil seine große Liebe zur Jagd den Landleuten auf seinen Gütern bisweilen Unannehmlichkeiten verursachte, so wurden Geschichten erlogen, welche an jene mittelalterlichen Zeiten erinnerten, wo man den Wilddieb auf einen Hirsch band und dann das Thier ins Weite trieb; entschiedene Schurken, welche dem Herzoge Alles verdankten, was sie waren und hatten, welche er zu Schulmeistern und Predigern auf Alsen gemacht hatte, wurden mit dänischem Gelde erkauft, um die Bevölkerung auf Alsen gegen den Herzog und seine Familie aufzuhetzen; als im Jahre 1848 in Kopenhagen die Revolution ausbrach und der König von derselben zur Incorporirung Schleswigs genöthigt wurde, da wurde der Herzog als einziger Urheber der Bewegung dargestellt, welche in Schleswig gegen diesen Gewaltstreich entstand; sein Charakter wurde als ränkesüchtig, niederträchtig und falsch dargestellt und Archivar Wegener schrieb im Solde der dänischen Regierung sein bekanntes Lügenbuch. Es gehört viel Energie und Fähigkeit, besonders aber gehören eine große Menge Verbindungen in der Presse dazu, um sich gehörig gegen

dänische Verdächtigungen und dänische Ränke zu wehren, und um das Netz von frechen Lügen und mit unerhörter Zähigkeit und Dreistigkeit gewebt, welches von allen Seiten dem Gegner von „gammel Danmark“ über den Kopf gezogen wird, mit kräftigen Hieben zu zerreißen — ich weiß dies in meinem Streite mit Dänemark am besten zu würdigen; — der Herzog besaß diese Energie und diese Verbindungen nicht, Samwers und Droysens Buch war auch nicht in dem Tone geschrieben, um eine große Popularität zu erlangen, und der Herzog erlag seinen elenden Verläumdern. Die Arbeit wurde ihnen um so leichter, als derselbe in seiner politischen Anschauungsweise conservativ war. Ich habe es mir bei meiner öftern Anwesenheit in den Herzogthümern nun zur besondern Pflicht gemacht, mich nach dem Wesen und dem Charakter des Herzogs sorgfältig zu erkundigen. Schließlich liefen alle Erkundigungen darauf hinaus, daß der Herzog streng conservativ sei, in seinem Wesen manches Schroffe und Starre habe, und daß er streng auf seinem Rechte beharre, wenn er überzeugt sei, daß er Recht habe; von jenen erbärmlichen Verläumdungen, welche die bezahlten Lohnschreiber und Creaturen der dänischen Regierung über ihn in die Welt gestreut haben, hielt auch nicht eine einzige Stand. Aber

viel hörte ich von seiner oft großartigen Wohlthätigkeit, von den Wohlthaten, welche die Armen auf Alsen aus den Händen seiner Familie empfangen hatten, von den vielfachen Verbesserungen, welche von Augustenburg aus für die Landwirthschaft und für die Pferdezucht geschahen. Starres Festhalten an seinem Recht, wenn man von dem Recht überzeugt ist, halte ich für einen Vorzug im Charakter eines Mannes, und conservative Gesinnung, wenn dieselbe auf der Individualität und auf der Ueberzeugung des Trägers derselben beruht, gereicht Niemandem zur Schande, ebensowenig, wie ich es Niemandem rathen möchte, mir es zur Schande anzurechnen, daß ich Republikaner bin. Entschieden aber ist es erbärmlich, nein, es ist ein Schurkenstreich, wider besseres Wissen und weil man dafür bezahlt wird, den Charakter eines ehrenhaften Mannes zu verdächtigen, und einfältig ist es, verstandeslos und urtheilslos derartige Verdächtigungen nachzuschwatzen und zu verbreiten. Ich sage dies auch denen, welche neuerdings dem Herzog Friedrich den Vorwurf der Feigheit gemacht haben, „weil er als preußischer Major nicht an dem Kampfe gegen die Dänen in der preußischen Armee Theil genommen habe.“ Gerade Diejenigen, welche ihm diese lügenhaften, erbärmlichen Vorwürfe machten, wissen es

am besten, daß unter den Versprechungen, welche dem Herzoge in Berlin abgenommen wurden, auch diejenige war, nicht als Officier der preußischen Armee am Kampfe gegen die Dänen Theil zu nehmen. Ob der Herzog Recht oder Unrecht gethan hat, sich auf derartige Versprechungen einzulassen und ihnen Vertrauen zu schenken, ist eine andere Frage. Feige ist der Herzog Friedrich aber nicht; alle seine ehemaligen Kameraden aus der schleswig-holsteinischen Armee stellen ihm das Zeugniß eines tapfern und muthigen Mannes aus, und ich kann es, wie gesagt, nur entschieden schmachvoll nennen, zu derartigen erbärmlichen Verdächtigungen zu greifen. Ich aber halte es für meine Pflicht, obschon ich ganz andern politischen Ueberzeugungen huldige, wie der Herzog und sein Vater, obschon ich die Regierung des Ersteren in der entschiedensten Weise tadeln muß, beide Männer gegen derartige schmachvolle und lügenhafte Verdächtigungen hier in Schutz zu nehmen; gerade weil es die Pflicht eines Mannes von Ehre ist, selbst die Ehre seines politischen Feindes niemals zu verunglimpfen und sie selbst in Schutz zu nehmen, wenn er Veranlassung findet, wie es bei mir hier der Fall ist, davon zu sprechen.

Es bleibt mir nun noch übrig, von dem Obersten

du Plat, der die Stelle des Kriegsministers vertritt, von dem Grafen Ludwig zu Reventlow, von dem Major von Schmidt und dem General von Stutterheim zu sprechen. Oberst du Plat ist der Schwager eines der geachtetsten und bedeutendsten Männer in Schleswig-Holstein, des Herrn Thomsen-Oldenswort, jetzigen Oberstallers von Eiderstedt und Präsidenten der Städte Husum und Tönningen. Wer kennt in den Herzogthümern nicht Herrn Thomsen aus Oldenswort, das bedeutendste Mitglied der schleswigschen Ständeversammlung? Sollten die Herzogthümer zur nordalbingischen Republik werden, so würde Thomsen-Oldenswort der passendste Präsident dieser nordalbingischen Republik sein. Es ist ein Mann von großem Organisationstalent, vielem Wissen, festen Charakters und auch politischer Initiative. Der Schwager dieses bedeutenden Mannes ist Oberst du Plat. Der Oberst war bis vor nicht langer Zeit noch Gesammtstaatsmann, und wurde erst durch die Incorporirung Schleswigs in das Augustenburgische Lager gedrängt. Ohne prägnantere Eigenschaften zu haben, ist er ein unversöhnlicher Feind Dänemarks, ein unermüdlicher Arbeiter und ein guter Organisator. In seiner politischen Richtung ist er streng conservativ. Eine revolutionäre Politik,

welche sich auf eigene Füße stellte und als Basis nicht die Anerkennung des deutschen Bundes hätte, würde er in seiner Individualität wohl schwerlich einschlagen. Graf Ludwig zu Reventlow (Sandberg), nicht verwandt mit dem dereinstigen Statthalter Graf Reventlow-Preetz, hat auf die Leitung der Politik des Herzogs wesentlichen Einfluß gehabt. Nach dem Tode des Advokaten Lehmann trat er in Holstein an die Spitze des Nationalvereins. In den Jahren 1848 bis 1850 diente er in der schleswig-holsteinischen Armee. Er zeichnete sich durch große persönliche Bravour, durch Muth und Unerschrockenheit stets aus, war ein heiterer Gesellschafter und trefflicher Kamerad. Persönliche Bravour bedingt aber nicht immer energisches Vorgehen im politischen Leben; und so ist's auch beim Grafen Ludwig-Reventlow. Ein Mann von großer geistiger Begabung, persönlich muthig genug, um sein Leben in die Schanze zu schlagen, wenn er damit seinem Vaterlande nützen könnte, ist er viel zu weich und gewissenhaft, um ein energisches Vorgehen in der Politik vor sich und Andern verantworten zu können. Major v. Schmidt, der augenblicklich beim Herzoge von Schleswig-Holstein die Stelle eines Hofchefs bekleidet, aus Preußisch-Pommern gebürtig, nahm am letzten schleswig-holsteinischen

Feldzuge Theil. Dann trat er in hamburgische Dienste, und verheirathete sich mit der Tochter eines reichen Hamburger Kaufmanns, bis der Herzog von Koburg ihn zu seinem Kammerherrn ernannte. Graf Adelbert Baudissin schildert ihn mit folgenden Worten*):

„Schmidt trat 1850 vor der Schlacht bei Idstedt aus preußischen in schleswig-holsteinische Dienste, und machte als Hauptmann im dritten Jägercorps den Feldzug mit. Sein erstes Auftreten entfremdete ihn allen seinen Kameraden; die Compagnie, die unter seinem Befehle stand, mochte ihn nicht, und es schienen ihm keine Rosen blühen zu sollen. Kaum war aber ein Monat verstrichen, als Schmidt so viele Beweise der edelsten Herzensgüte und der unerschrockensten, wahrhaft ritterlichen Tapferkeit abgelegt hatte, daß er von dem ganzen Jägercorps förmlich geliebt wurde. Keine Mutter kann für ihr Kind zärtlicher sorgen, als Schmidt für seine Compagnie sorgte; ich sehe ihn noch, wie er nach dem Gefechte bei Missunde selbst schwer verwundet, in einer Mühle lag, die Hand seines Flügelmannes in der seinigen. „Wie geht es, lieber Schmidt?" fragte

*) Schleswig-holsteinische Charakterbilder. „Ueber Land und Meer." Allgemeine illustrirte Zeitung.

ich ihn. „Fragen Sie nicht nach mir," entgegnete er, indem Thränen seine Augen netzten, „um den da, um meinen braven Jäger traure ich. Sehen Sie meinen Flügelmann, er ist in den Kopf geschossen und nie wird er mir wieder entgegen lächeln." Schmidt ist ein vollkommener Gentleman, vortrefflicher Hofmann, was er als Soldat war, habe ich gesagt, Politiker ist er nicht." Ich kann diese Schilderung des Major von Schmidt nur unterschreiben. Ich lernte ihn auf einem Besuch in Gotha in den letzten Tagen des vergangenen Jahres kennen. Er kam, bevor er seine jetzige Stellung bei dem Herzoge antrat, gerade von einer großen Reise nach Constantinopel und aus dem Orient zurück und schien sich, nach dem bewegten Reiseleben der letzten Monate, in den Zimmern des Augustenburgischen Palais in Gotha, in denen er sein Büreau aufgeschlagen hatte, nicht recht heimisch finden zu können. „Seit zwei Monaten bin ich eigentlich nicht aus diesem Zimmer gekommen," sagte er etwas verdrießlich zu mir, „als Abends eine Stunde da vor jene Thüre." Als Major oder Oberst an der Spitze eines Regiments in der Dänenschlacht würde er sich gewiß heimischer gefühlt haben. Auf den politischen Gang der Dinge scheint er wenig Einfluß gehabt zu haben, weil er sich nicht darum

bekümmerte, da er die Politik nicht für seines Amtes hielt. Auf alle Fragen, die ich an ihn richtete, antwortete er: „Ich weiß es nicht.“ Ich bin überzeugt, daß er es wirklich nicht wußte. Auch in Kiel scheint er in dieser Richtung hin ohne Einfluß gewesen zu sein. Ich bin überzeugt, daß er auf seinen Vormittagsspaziergängen mit dem Herzoge selten oder gar nicht von der politischen Lage der Dinge sprach. Das: „Ich weiß es nicht,“ oder, „Ich kann es in der That nicht sagen, sprechen Sie doch mit dem Herrn Francke oder Sammer,“ war auch hier seine stehende Antwort. In meinem bekannten Conflicte mit der preußischen obersten Civilbehörde gab er mir einmal Abends in der Harmonie einen sehr praktischen Rath. Aber die Worte, welche er schließlich hinzufügte: „Doch muß ich Sie dringendst bitten, sich nicht auf mich zu berufen, oder überhaupt zu sagen, daß dies meine Meinung ist,“ charakterisirten vollommen den gewordenen Hofmann. „Seien sie unbesorgt, Herr Major,“ erwiederte ich ihm lächelnd; „ich pflege mich, wenn ich etwas thue, immer nur auf mich selbst zu berufen.“ Aber ein Mann von nobler und durchaus ehrenhafter Gesinnung ist Schmidt gewiß. Mit Recht sprach er darüber zu mir seine Empörung aus, daß der Correspondent einer französischen Zeitung

sich bei dem Herzoge habe vorstellen lassen und Einladungen zur Tafel angenommen, um hernach animose und beißende Artikel zu schreiben. „Er brauchte ja nicht zu uns zu kommen, es hat ihn Niemand gerufen," sagte der Major mit einer bei seiner sonstigen Ruhe sonst ungewohnten Entrüstung. Sein nobler Charakter konnte ein so doppelzüngiges Wesen durchaus nicht begreifen.

General von Stutterheim kam in den ersten Tagen des Januar nach Kiel, um thätig in die Organisation der neuen schleswig-holsteinischen Armee mit einzugreifen und wohl — um zukünftig der commandirende General derselben zu werden. Mit dem Herzoge war er schon in Gotha persönlich bekannt geworden. „Ich lernte Stutterheim im Jahre 1850 kennen, als er Chef des Generalstabes bei der schleswig-holsteinischen Avantgarde unter General Gerhardt war," schreibt Graf Adelbert Baudissin*). „Er war damals ein bildschöner Mann in der Blüthe seiner Jahre, unermüdlich in seinen dienstlichen Verrichtungen, jede Minute bereit, sich in den Sattel zu schwingen, oder einer Flasche den Hals zu brechen. Stets freundlich gegen seine Kameraden

*) Ebendaselbst.

und Untergebenen, voll Thatkraft und persönlichen Muthes, wurde er von Allen geschätzt und geliebt, die mit ihm in Berührung kamen." So ist der brave General auch heute noch. Stutterheim hat ein bewegtes und interessantes Leben geführt. In früher Jugend braunschweigischer Officier, hat er nachher in Spanien gefochten, nahm an allen schleswig-holsteinischen Feldzügen Theil und trat nach dem Kriege in englische Dienste, wo er die Legion für den Krimmkrieg bildete. Da der Krimmkrieg eher beendigt wurde, ehe die Legion in Thätigkeit trat, ging er mit derselben nach dem Cap der guten Hoffnung und leitete dort die Ansiedlung derselben. Nach seiner Rückkehr aus Afrika zog er sich auf eine ihm gehörende Besitzung in Schlesien in der Nähe von Ohlau zurück, und verheirathete sich. General von Stutterheim ist noch heute ein recht stattlicher Mann, immer noch zu jeder Minute bereit, „einer Flasche Champagner den Hals zu brechen, oder sich in den Sattel zu schwingen und den Säbel zu ziehen," ein Mann von Energie und Entschlossenheit, von liberaler politischer Gesinnung und von weitem politischen Blick, ganz geeignet, das Commando einer schleswig-holsteinischen Armee zu übernehmen, auch wenn diese Armee nicht allein gegen die Dänen, sondern auch gegen neue Verräther der Freiheit

und der nationalen Rechte des Landes Front machen müßte. Wäre er vor vierzehn Jahren der commandirende General der schleswig-holsteinischen Armee gewesen, er hätte die österreichischen und preußischen Truppen weder die Elbe überschreiten lassen, um das Land zu „pacificiren“, noch hätte er die Befehle der Statthalterschaft, die Armee zu entwaffnen, vollzogen; lieber würde er das Aeußerste gewagt haben. „In der Politik muß man bestimmte Ziele haben und diese Ziele muß man mit allen, und wenn es nöthig ist, mit den äußersten Mitteln anstreben,“ äußerte er sich oft zu mir, wenn er mit mir über die matte und schwankende Haltung der Regierung des Herzogs sprach, „wenigstens ist dies meine Ueberzeugung.“ Auch er war immer dafür, sich in Kiel auf die eignen Füße zu stellen, die Uebernahme der Regierung des Herzogs zu proclamiren, nicht weiter auf die Anerkennung des Bundestags zu warten, sondern nöthigenfalls mit den Waffen diese Regierung, möge nun kommen, was da wolle, zur Geltung zu bringen. An der Möglichkeit der Durchführung dieser Grundsätze hat er niemals gezweifelt, sowie er von der Nothwendigkeit einer solchen Handlungsweise vollkommen überzeugt war. Er war der Einzige in Kiel, der mir darin immer beigestimmt hat. Ohne

selbst revolutionär zu sein, würde er sich in der Durchführung dieser seiner Ueberzeugung auch auf die Revolution gestützt haben, ganz unbekümmert darum, welche Tragweite dieselbe genommen hätte. Leider stand der brave General in seiner Meinung allein, und war nicht im Stande, dieselbe durchzusetzen. Verdrießlich verließ er zuletzt Kiel, als er sah, daß dort für seine Energie sich kein Boden zum Handeln finden wolle. Mag die Sache der Herzogthümer nun endigen, wie sie will, dem General ist in keiner Weise eine Schuld zuzumessen. Mit dieser Entschlossenheit im Handeln und mit diesem weiten politischen Blick sind bei Stutterheim große Intelligenz, ein liebenswürdiges, bescheidenes Wesen, elegante Formen im Umgange und reiche Kenntnisse verbunden — er ist mit einem Worte ein ganzer Mann. Ich werde mich immer mit Vergnügen der interessanten Abende erinnern, welche ich mit ihm in Kiel zugebracht habe.

Während einer friedlichen Entwicklung in Schleswig-Holstein wären der Herzog Friedrich und seine Minister gewiß vollkommen am Platze gewesen. Ihre Personen, ihr Wesen und ihre politischen Ueberzeugungen passen vortrefflich zu Land und Leuten. Die Proclamation „von Gottes Gnaden“, welche in Mittel- und Süd-

deutschland viel böses Blut gemacht, ist aus dem Verdruß des Herzogs über die Verehrung, welche der gesetzliche Sinn der Holsteiner dem „Hohen deutschen Bunde" zollte, hervorgegangen. „Man thut ja hier wirklich, als wenn der Bund der liebe Gott wäre; so will ich denn auch von Gottes Gnaden sein," sagte er mit Recht. Hätte der Herzog diesen Gedanken nur festgehalten, vielleicht hätte er ihn und sein Ministerium zur Energie der Aktion geführt, an welcher es während dieser nun mehr wie dreimonatlichen Regierung vollkommen gemangelt hat. Die Energie der Aktion liegt nicht im holsteinischen Charakter; aber gerade deßhalb hätte der Herzog und seine Minister die Initiative zu dieser Aktion ergreifen müssen. Nachdem die Proclamation des Herzogs durch die großen Volksversammlungen in allen Theilen des Landes erfolgt war, war die Ankunft des Herzogs in Kiel der richtige Schritt, dem die Erklärung seines Regierungsantritts augenblicklich hätte folgen müssen. Die schleunige Bildung einer Armee, die Bewaffnung des Landes wäre die erste Pflicht der neuen Regierung gewesen. Der Kanone kann man nöthigenfalls nur mit der Kanone antworten. So hätte man das Geschick des Landes in der Hand behalten, während man nun sich Andern ganz und gar in die Hände gegeben hat. Statt

dessen verließ man sich auf die Mittelstaaten, auf den Bund, und im Hintergrunde auf den Willen der deutschen Nation. Auf alle drei Faktoren hätte man wirken können, wenn man den nöthigen Druck auf jeden Faktor ausgeübt hätte. Die Mittel und Wege waren sämmtlich dazu vorhanden. Aber immer fehlte den Ministern des Herzogs der zündende Funke, der sie zur Aktion hätte führen müssen. Sie haben alle diese Mittel und Wege recht gut gekannt; ich hielt es für meine Pflicht gegen das Land, sie ihnen häufig genug darzulegen. Es traten mehrere Momente ein, wo man alles Versäumte hätte nachholen können. Es geschah nicht. Man fiel immer wieder in die alte Systemlosigkeit und in die zuwartende Politik, welche man bisher beobachtet hatte, zurück. Vergebens habe ich dem Staatsrath Francke auseinandergesetzt, daß man sich höchst irrigerweise auf eine starke Bewegung in Deutschland verlasse. Die Fortschrittspartei und der Nationalverein, welche die Agitation für Schleswig-Holstein in die Hand genommen hätten, führten diese Agitation immer nur bis zu dem Punkte, wo die Aktion anfange, ohne es je zu derselben kommen zu lassen, weil dieselbe gar nicht in ihrem Wesen begründet sei; das Interesse des Landes erfordere deßhalb, die Aktion selbst in die Hand zu nehmen. Daß

die vorhandenen Geldmittel nicht hinreichend waren, ist keine Entschuldigung. Holstein ist reich und opferwillig genug, die nöthigen Geldmittel zu beschaffen. Ich habe dem Grafen Reventlow, als Präsident des Landesausschusses, die dazu nöthigen Wege vorgeschlagen. Aber es ging dem Landesausschusse, wie der herzoglichen Regierung. Es fehlte ihm jeder revolutionäre Funke und alle Energie zur Aktion. Noch nach der Erklärung der preußischen und österreichischen Regierung, die Sache in Schleswig selbst in die Hand nehmen zu wollen, wäre es möglich gewesen, das verlorene Terrain durch eine That wieder zu gewinnen. Noch damals wäre es zur Antretung der Regierung Zeit gewesen. Aber wieder fehlte die Energie, sich endlich einmal auf seine eignen Kräfte zu verlassen.

Die Räthe des Herzogs Friedrich haben von Anfang an einen fast unbegreiflichen Fehler gemacht, aus welchem alle späteren Fehler hervorgegangen sind. Sie haben sich einer sehr angenehmen und freilich äußerst bequemen Illusion hingegeben. In der Politik muß man sich aber niemals einer Illusion hingeben; man muß im Gegentheil die äußerste Eventualität, den schlimmsten Fall immer vor Augen haben, und sich mit allen Mitteln rüsten, dieser äußersten Eventua-

lität zu begegnen. Die Illusion bestand darin, daß man auf eine schleunige Anerkennung des Herzogs als Herzog von Schleswig-Holstein mit Bestimmtheit rechnete. Wäre diese Anerkennung bereits im Dezember oder spätestens im Monat Januar erfolgt, so wären damit freilich die größten Schwierigkeiten gehoben gewesen. Man hätte zur Vertreibung der Dänen aus Schleswig die Bundeshülfe verlangen, oder, falls die Anerkennung des Herzogs sich auch nur auf Holstein erstreckt hätte, diese Vertreibung selbst ins Werk setzen können. Auf holsteinischem Boden hätte man eine neue schleswig-holsteinische Armee organisirt, und mit dieser Armee die Dänen aus Schleswig geworfen. Holstein und das deutsche Volk wären doch, selbst ohne officielle Hülfe der deutschen Regierungen, im Stande gewesen, eine Armee von 50,000 Mann auf die Beine zu stellen, und diese Armee vier Monate lang zu ernähren. Dies ist auch der erste Gedanke des Herzogs und seiner Minister gewesen. „In acht Tagen ist der Herzog vom Bundestage anerkannt,“ sagte der Staatsrath Francke zu mir, als ich auf einer Reise von Paris nach dem nördlichen Deutschland, am 24. Dezember in Gotha war, „dann machen wir uns die Sache selbst.“

„Aber wenn der Herzog nun nicht binnen acht Tagen anerkannt wird, was dann?“ fragte ich, trotz der großen Sicherheit, mit der Hr. Francke diese Meinung aussprach, zweifelnd.

„Daran ist gar kein Zweifel,“ erwiederte mir der Minister, „wir sind unserer Sache ganz gewiß. Ich werde Ihnen die Stimmen vorrechnen. Wir sind in der Majorität. Noch vor Ende des Jahres ist die Sitzung.“

Er rechnete mir die Bundesstimmen vor, auf die er mit Bestimmtheit zählen konnte. Darnach war er freilich in der Majorität.

„Aber wenn die Regierungen, auf die Sie mit so großer Bestimmtheit zählen, sich über Nacht anders besinnen, oder, wenn die Sitzung vertagt wird, vielleicht Wochen, Monate lang vertagt wird.“

„Das Alles ist unmöglich, wir sind sicher,“ erwiederte Hr. Francke, etwas verdrießlich über meine Zweifel werdend. „Die Proclamation in Holstein wird sofort mit dem Einzuge der Bundestruppen überall erfolgen, im südlichen Holstein, wie in Wandsbeck ist sie schon erfolgt, in Altona erfolgt sie noch heute.“

Nach einer halben Stunde kam ein Telegramm, daß die Proclamation des Herzogs in Altona bereits er=

folgt sei. Die Reise des Herzogs nach Kiel war damals schon beschlossen. Die Proclamation des Herzogs war von Seiten einer Anzahl Patrioten, welche sich zu dem Zweck nach Hamburg begeben hatten — unter ihnen Graf Ludwig Reventlow und der Advokat Römer — in wirklich meisterhafter Weise in ganz Holstein in Scene gesetzt. Sie erfolgte Schlag auf Schlag; auf jedem Fuß breit Boden, welchen die Dänen räumten, wurde Herzog Friedrich als Herzog von Schleswig-Holstein ausgerufen, und die große Volksversammlung zu Elmshorn krönte dies Werk in wahrhaft glänzender Art durch die enormen Massen, welche sich trotz eines entsetzlichen Schneewetters dort einfanden, um den Willen des Landes vor Europa auszusprechen. Der Herzog hatte diese allgemeine Proclamation persönlichen Sympathien nicht zu verdanken. Ich habe ja erwähnt, welch' geringer Sympathien sich das Augustenburgische Haus in Schleswig-Holstein erfreute. Daß daran meistens dänische Intrigue und dänische Verläumdung Schuld war, habe ich ebenfalls bereits geschildert. Aber thatsächlich war es nun einmal so. Die großen Erfolge, mit denen die Proclamation in Holstein auftrat, hatte sie nur der seit König Friedrichs des Siebenten Tode allgemeiner sich gestaltenden

Meinung zu verdanken, daß hier das legitime Recht des Fürsten mit den nationalen Forderungen Hand in Hand gehe, und daß in der Durchführung jenes Rechts das gegebene Mittel für die Befriedigung dieser Forderungen liege. Sämmtliche Kundgebungen ruhten auf dem richtigen gemeinsamen Gedanken, daß die Regierung des Herzogs Friedrich in Schleswig-Holstein und die ewige Trennung von Dänemark identisch seien. Ich habe überall in Holstein, wo ich mich erkundigte, diesen Gedanken aussprechen hören. Die, wie gesagt, mit großer Geschicklichkeit und Energie von Hamburg aus geleitete Organisation dieses gemeinsamen Gedankens hat das Ihrige gethan, um ihn in dieser glänzenden Weise in Scene zu setzen.

Kaum hatten die Dänen Kiel geräumt, so erschien der Herzog in der Stadt. Der Moment war praktisch und äußerst günstig gewählt. Die Bewegung für Schleswig-Holstein war in Deutschland in fortwährendem Wachsen begriffen. Die Aufnahme des Herzogs in Kiel Seitens der Bevölkerung war eine glänzende. Die Nachricht seiner Ankunft wirkte in allen Orten des Landes in wahrhaft begeisternder Weise. Die anscheinende Kühnheit des Schrittes und das freundliche und zugleich würdevolle Benehmen des

Herzogs gewannen ihm ebenso Aller Herzen, wie die äußere Erscheinung seiner Persönlichkeit, welche, wie ich schon erwähnte, das Prototyp des Holsteiners ist. Deputationen und Adressen, welche aus allen Gegenden des Landes stündlich kamen, bekundeten die begeisterte Stimmung der ganzen Bevölkerung. Die beiden Bundescommissäre standen rath- und thatlos. Dieser Stimmung der Bevölkerung gegenüber wagten sie nichts gegen den Herzog zu unternehmen; in ihrer Rathlosigkeit fragten sie in Frankfurt um Verhaltungsbefehle an. Die Uebernahme der Regierung Seitens des Herzogs hätte nun augenblicklich erfolgen müssen. Die Bundescommissäre hätten gar nicht gewagt, derselben entgegenzutreten. „Beatus, qui possidet, nur muthig vorwärts!" lautete die Depesche Roggenbach's aus Karlsruhe an den Herzog. Da erklärte der Herzog zum Erstaunen aller entschlossenen Freunde und Anhänger der schleswig-holsteinischen Sache in Deutschland, in Frankfurt am Bundestage, daß er sich nur als Privatmann in Kiel aufhalten wolle. Der Herzog und seine Minister erwarteten ja täglich die Ansetzung der Bundestagssitzung, in der seine Anerkennung erfolgen würde. Der günstige Moment ging vorüber. Die Räthe des Herzogs begingen jetzt den unglaub-

lichen Fehler, daß sie nicht berechneten, wie man sich aus der Sache herausziehen solle, wenn die Anerkennung vom Bunde weit hinausgeschoben werde, oder wenn sie gar nicht erfolge. Schon in Gotha hätten sie sich dies überlegen müssen. Jedenfalls hätte die tiefe Mißstimmung, welche sich in ganz Deutschland in Folge der Erklärung des Herzogs, daß er nur als Privatmann in Kiel sich aufhalten wolle, kund gab, sie auf diesen Fehler aufmerksam machen müssen. Der Fehler war während des ganzen Monats Januar täglich wieder gut zu machen. So viel mir bekannt ist, ist der Herzog und seine Regierung von Karlsruhe aus auch oft genug dahin gedrängt worden; man hat ihm sogar materielle Hülfe angeboten. Es geschah nichts. Tag für Tag verstrich. Mag sein, daß der Herzog in ausdrücklichen Versicherungen an die einzelnen Regierungen den Bund als diejenige Behörde anerkannt hatte, nach deren Verhalten er seine Handlungsweise zu regeln habe; mag sein, daß ihm für seine inoffensive Haltung in Berlin, wie ich nach einer Unterredung, welche ich mit dem Herzoge hatte, glauben muß, bestimmte Versprechungen gemacht worden sind: bereits in den ersten Tagen des Januar konnte man in Kiel über die theils schwankende, ungewisse, theils feindliche

Haltung, welche ein Theil der deutschen Kleinstaaten und die Großmächte der schleswig-holsteinischen Sache gegenüber einnahmen, gar nicht mehr in Zweifel sein, man mußte jetzt aus dem Fehler, in den man verfallen war, heraustreten, man mußte sich fragen, was anzufangen sei, wenn die Anerkennung des Bundes noch weiter hinausgeschoben würde, oder wenn sie gar nicht erfolge. Schon die Haltung der sächsischen Regierung, auf welche man so sehr gerechnet hatte, in der Bundestagssitzung, wo die Ausweisung des Herzogs aus Kiel verhandelt wurde, mußte den Räthen des Herzogs die Augen über die Zukunft öffnen; die lahmen Erklärungen, welche die sächsische Regierung später machte, um das Votum ihres Gesandten am Bundestage zu entschuldigen, waren doch wahrlich nicht im Stande, einen Staatsmann auch nur einen Augenblick zu täuschen.

Es ist eine schlimme Sache, wenn ein Mann, der die Geschicke eines Landes, welches sich inmitten einer revolutionären Bewegung befindet, leiten soll, conservativ, und gar nicht im Stande ist, aus dieser conservativen Richtung für eine Zeitlang herauszutreten. So erging es dem Herzoge und seinen Räthen. Es lag durchaus nicht in ihrer Individualität, sich auf die

revolutionäre Bewegung in Deutschland zu stützen und dieselbe für die Durchführung der Unabhängigkeit Schleswig-Holsteins zu benutzen. Sie waren nun einmal conservativ, und wollten deshalb nur mit den deutschen Regierungen, nicht aber mit dem deutschen Volke Etwas zu thun haben. Sie haben während des Monats Januar manchmal eingesehen, daß es mit den deutschen Regierungen nicht vorwärts gehe, sie konnten aber nicht so sehr aus ihrer Individualität hinaustreten, um sich auf die nationale Bewegung in Deutschland zu stützen und diese als Druck auf die Regierungen der Mittelstaaten zu benutzen. Da war der geniale Cavour ein anderer Mann. Er gehörte auch der constitutionellen Partei an und wollte mit den Republikanern nichts zu thun haben. Aber die Einheit und Freiheit Italiens als das eine große Ziel seines Lebens fest im Auge, hat er sich mehrmals mit den Republikanern verbündet, um dies Ziel herbeizuführen. Er hätte sich mit dem Teufel verbunden, wenn er durch dies Bündniß den Papst hätte aus Rom treiben können. Noch heute säße der „Re Bombino“ auf dem Throne des schönen Königreichs beider Sicilien, wenn Garibaldi nicht seinen Argonautenzug nach Marsala unternommen hätte, dies Heldengedicht, welches an

das schönste Epos des Alterthums erinnert. Der Zug nach Marsala ist nicht von der constitutionellen Partei Italiens unternommen, die Republikaner können diesen ewigen Ruhm allein für sich in Anspruch nehmen. Der Zug wurde nur mit dem Gelde und mit den Streitern der republikanischen Partei gemacht. Aber Cavour unterstützte den Heldenzug Garibaldi's mittelbar und unmittelbar, und als der große Befreier Süditaliens begann, die bourbonische Herrschaft auf dem Festlande aufzurollen, da sagte Cavour zu einem meiner Freunde in Turin: „Jetzt muß ich ihm von oben her zu Hilfe kommen, nun muß ich Rom angreifen und vor Gaeta müssen unsere Streitkräfte sich treffen.“ Die deutschen Conservativen und Liberalen wollen das nie begreifen, daß, wenn es sich um die Einheit und Freiheit des großen gemeinsamen deutschen Vaterlandes handelt, sie sich auch auf die Revolution stützen müssen, wenn es nicht anders geht, so unangenehm es ihnen auch sein mag. Freiligrath sagt in seinem schönen Gedichte beim Begräbniß Johanna Kinkel's so bezeichnend:

„Im festen Aug' das Eine Ziel,
Das Eine mit uns Allen“

Aber sie wollen das nicht begreifen. Dafür wird die Revolution auch eines Tages über sie hinwegfegen wie eine Sündfluth. Als ich einmal in der Mitte des Monat Januar den Staatsrath Francke drängte, endlich die Initiative zu ergreifen, und sich nicht mehr um Bundestag und Mittelstaaten zu bekümmern, erwiederte er mir: „Aber das ist der Weg zur Revolution." — „Allerdings kann es der Weg zu einer Revolution werden," erwiederte ich ihm, „ich weiß auch recht gut, daß Sie conservativ sind, aber — Sie hassen die Dänen, und lieben Ihr Land, wie nur Einer; in diesem Haß und dieser Liebe müssen Sie nur Eins im Auge haben, die Freiheit und nationale Selbstständigkeit Schleswig-Holsteins. Führt nur die Revolution zu diesem Ziele, so giebt es auch für Sie nur einen Weg, der Weg ist dann die Revolution." — Als ich in den ersten Tagen des Januar nach Kiel kam, hatte gerade die Bundestagssitzung stattgefunden, in welcher die Ausweisung des Herzogs aus Kiel verhandelt wurde. Ich traf Dr. Samwer bei Herrn Francke. Dr. Samwer war entrüstet. „Sie sehen nun," sagte ich, „wie Sie sich auf die deutschen Regierungen verlassen können, welche Ihnen ihren Beistand zugesagt haben; verlassen Wir Uns nun einmal auf Uns selbst."

Graf Eduard Baudissin drückte sich dem Herzog gegenüber ganz klar aus, als er ihm bei Gelegenheit der Proclamation von Gottes Gnaden ausdrücklich sagte: „Sie hätten sich von Volkes Gnaden nennen sollen.“ Indem ich Herrn Francke auseinandersetzte, daß Thatsachen und Erklärungen gegenüber, wie sie in der letzten Zeit in Kiel stattgefunden hätten, wie die Erklärung des Herzogs, daß er nur als Privatmann in Kiel bleiben wolle und die Thatsache, daß ein Regierungsantritt des Herzogs nicht erfolge, die Sympathien in Deutschland für Schleswig-Holstein im Abnehmen begriffen seien, daß deshalb durchaus etwas geschehen müsse, um diese Sympathien zu steigern, daß man nur so einen Druck auf die Regierungen der Mittelstaaten ausüben könne, um den Bundestag endlich in Betreff der Anerkennung vorwärts zu treiben, schlug ich ihm vor, die Initiative in der Bewegung für Schleswig-Holstein in Deutschland selbst in die Hand zu nehmen, den Centralausschuß in Frankfurt, welcher auch über Reden, Geldsammlungen und Concerte nicht hinauskäme, aufzufordern, einen energischen Druck durch große demonstrative Volksversammlungen auf die Regierungen der Mittelstaaten auszuüben, zu dem Ende eine Proclamation an die deutsche Nation zu

erlassen, und währenddem die Organisation der Bewaffnung in Holstein selbst energisch anzufassen, dann könne man sich um Mitte Januar auf eigene Füße stellen, und den Regierungsantritt des Herzogs proclamiren. Aber er hoffte noch immer auf baldige Anerkennung des Bundes, und war theils in dieser Voraussetzung, theils weil alle diese Mittel seiner conservativen Individualität durchaus widerstrebten, nicht dazu zu bringen, derartige Maßregeln ins Werk zu setzen.

In einer revolutionären Bewegung muß man keinen Tag verlieren, wo möglich nicht eine Stunde. Der Enthusiasmus des deutschen Volkes für ideale Principien ist nicht von langer Dauer. Ich wandte mich deshalb an die einflußreichsten Mitglieder des ehemaligen Landesausschusses. Sämmtliche schleswig-holsteinische Vereine wurden damals gerade neu organisirt. In einem stillen Zimmer der Harmonie sprach ich Abends mit Graf Ludwig Reventlow, mit dem Advokaten Späthmann, dem jetzigen Bürgermeister von Eckernförde, und dem Architekten Gustav Martens. Ich machte ihnen dieselben Vorstellungen, welche ich am Morgen den beiden Ministern gemacht hatte, ich sagte ihnen, daß der Nationalverein und die

Fortschrittspartei in der Leitung der schleswig-holsteinischen Bewegung in Deutschland niemals dahin gelangen würden, einen wirklichen Druck auf die Regierungen auszuüben, weil ihre Agitation sich nur auf Kammerreden, Resolutionen und Geldsammlungen erstrecke, vor denen keine Regierung sich mehr fürchte, daß die Bewegung in Deutschland auch schon, weil der Nationalverein und die Fortschrittspartei alle radicalen Elemente grundsätzlich von derselben fernhalte, im Abnehmen begriffen sei. Da die Regierung des Herzogs zu einem selbstständigen Auftreten nicht zu bringen wäre, so müsse der Landesausschuß sich schleunigst als solcher von Neuem constituiren, sich als Centralbehörde für alle in der Bildung begriffene oder bereits gebildete schleswig-holsteinische Vereine aufstellen und als solche sowohl die Bewaffnung im Lande, als die Agitation in Deutschland in die Hand nehmen. Als Zwischenglieder könnten nach beiden Seiten hin die Vereine in Holstein und die schleswig-holsteinischen Vereine in Deutschland und der Centralausschuß dienen. Zu dem Zwecke müsse man in Holstein eine neue halbe Million zu der halben Million, welche aus Deutschland eingegangen sei, verlangen, mit dieser Summe die Bewaffnung im Lande bis Mitte Januar durchführen,

und für Deutschland eine Proclamation erlassen, worin man die bei dem Zaudern des Bundestages in der Anerkennung immer gefährlicher werdende Lage des Landes schildere, und zu einem thatkräftigen Handeln und zu großen demonstrativen Versammlungen auffordere. Zu gleicher Zeit seien der Centralausschuß und alle schleswig-holsteinichen Vereine in Deutschland aufzufordern, in ähnlicher Weise vorzugehen. Mitte Januar müsse dann der Regierungsantritt des Herzogs, falls der Bund die Anerkennung dann immer noch nicht ausgesprochen habe, unter allen Umständen erfolgen. Der Einzige, welcher meine Ansichten energisch unterstützte, war Martens. Graf Reventlow erklärte mir rundweg, daß Alles, was ich vorschlage, ganz wider seine Gefühle sei. Späthmann stimmte Reventlow vollständig bei. „In der Politik giebt es gar keine Gefühle, Herr Graf," erwiederte ich, „es giebt nur Ziele, und Mittel, um zu diesen Zielen zu gelangen. Sagen Sie mir, sind die Mittel, welche ich vorschlage, dazu tauglich oder erfüllen sie ihren Zweck nicht?" Aber Graf Reventlow und Advokat Späthmann blieben bei ihren Ansichten, daß von alle Dem, was ich verlange, nichts geschehen könne, daß man die Anerkennung des Bundestages erwarten müsse, welche jetzt unzweifelhaft bald

erfolgen werde, und daß damit alle Schwierigkeiten gehoben wären. Auch würden alle meine Vorschläge in Holstein nicht den erwarteten Erfolg haben, die Initiative läge nun einmal nicht im schleswig-holsteinischen Charakter. Es war dasselbe, was Staatsrath Francke mir zuweilen sagte: „Sie können Ihren Bruderstamm nun einmal nicht anders machen, als wie er ist. Wir sind nicht in Italien." Was half es mir, daß ich Graf Reventlow erwiederte: „Nun deshalb, weil der holsteinische Charakter etwas apathisch ist, muß man gerade die Initiative ergreifen. Thäte der Landesausschuß dies, so bin ich gewiß, daß die Bevölkerung folgt." Schließlich konnte man nicht einmal darüber hinweg kommen, daß der Landesausschuß sich als Centralbehörde für alle Vereine hinstellen solle, ohne von den Vereinen als solche gewählt zu sein, die Wahl erfordere aber wenigstens acht Tage. Die Idee, sich als Centralbehörde zu octroyiren, lag dem gesetzlichen ordnungsmäßigen Sinne dieser Männer vollständig fremd. Selbst Martens, der zuerst auf meiner Seite gewesen war, trat nun zu den andern über; in den Gedanken der Octroyirung konnte er sich durchaus nicht hineinfinden. Wer den holsteinischen Charakter kennt, wird sich darüber gar nicht wundern. Alles muß seinen gesetzlichen, ordnungs-

mäßigen Weg gehn, sonst geht's gar nicht. Daß mitten in einer revolutionären Bewegung dieser Weg oft gar nicht gangbar ist, ohne unwiederbringliche Nachtheile für das Ganze herbeizuführen, begreift man in Holstein nicht. Wenn aber Männer, welche in großem Ansehen im Lande stehen, wie Graf Reventlow beispielsweise, diesen nicht ordnungsmäßigen Weg einschlagen, so gehen die Anderen, ohne sich viel zu bedenken, auch hinterher. In Holstein sowohl wie in Schleswig ist es nur nöthig, die Initiative zu ergreifen, dann geht Alles, dann ist man zu allen Opfern, zu allen Thaten bereit. Und deshalb tragen alle Männer von Bedeutung und Ansehen in Holstein, auch Graf Reventlow, die große Verantwortlichkeit, daß sie diese Initiative nicht ergriffen haben. Ob eine solche Initiative in ihrer Individualität liegt, oder nicht liegt, ist gar keine Entschuldigung. Wird der Bruderstamm zwische Elbe und Königsau zum zweiten Male von den europäischen Cabinetten an Dänemark verrathen, ich sage es hier ganz offen, *sie* tragen einen großen Theil der Schuld. Mögen Sie es verantworten. Ich habe noch heute die feste Ueberzeugung, hätte man die Mittel in Anwendung gebracht und die Wege eingeschlagen, die ich wollte, die Sache der Freiheit und Nationalität Schles-

wig-Holsteins wäre, selbst ohne daß es zu irgend eine bewaffneten Conflikt mit den Bundestruppen gekomme wäre, bereits in der Mitte des Januar über jede Mög lichkeit eines Verraths Seitens der europäischen Cabi nette weit hinaus gewesen. Jedenfalls hätte man da Seinige gethan. Mit Gewißheit ist nie ein Erfolg z verbürgen. Selbst wenn man die Geschichte all großen und entscheidenden Schlachten studirt, so find man, daß der Erfolg oft von einem Witterungswechs abhängig war. Aber gerade deshalb müssen Diejeni gen, welche die Leitung einer Sache in einer gefährli chen Situation in die Hand genommen haben, alle Energie aufbieten und alle Mittel in Bewegung setzen und besonders von allen doctrinären Anschauungen abstehen.

Am andern Tage hatte ich nochmals eine Unterredung mit Graf Reventlow. Gerade wegen seiner Stellung zum Herzoge und zum Landesausschuß schien es mir durchaus nöthig, ihn zu gewinnen. Alle Vorstellungen waren vergebens. Graf Reventlow ist, wie Graf Adelbert Baudissin ihn ganz richtig charakterisirt, viel zu weich und zu gewissenhaft, um das revolutionäre Gebiet zu betreten. Ich füge hinzu, auch viel zu conservativ. Er ist dabei, wie ich schon einmal er-

wähnte, ein Mann von großer persönlicher Bravour, ein Mann von durchaus ehrenhaftem Charakter, ein Mann, der sein eigenes Leben für sein Vaterland sofort in die Schanze schlagen würde, aber an der Spitze einer Bewegung, wie die schleswig-holsteinische im Anfange dieses Jahres, ist er vermöge seiner individuellen Eigenschaften nicht an seinem Platze. Männer der äußersten Linken in Kiel, der Advokat Richard v. Neegardt, Graf Eduard Baudissin, Dr. v. Maak, der Buchhändler v. Maak, der Zimmermeister Riepen waren auch mit diesem matten Vorgehen der herzoglichen Regierung und des Landesausschusses ganz und gar nicht einverstanden; aber sie Alle besaßen nicht die Initiative, unabhängig vom Landesausschusse und von der herzoglichen Regierung die Sache des Landes selbst in die Hand zu nehmen. Ich habe mit ihnen häufig genug darüber gesprochen. Graf Adelbert Baudissin, der bekannte geistvolle Schriftsteller, war nach einem eintägigen Aufenthalte in Kiel und nach einer Unterredung mit dem General v. Stutterheim voll Verzweiflung wieder davon gelaufen. Man sagte mir, er hätte den Verstand verloren. Ich reiste nach Hamburg, um zu sehen, ob er wirklich den Verstand verloren habe. Aber ich fand ihn weit praktischer und einsichtsvoller,

wie alle Andern; er stimmte vollkommen mit allen Mitteln, welche ich vorgeschlagen hatte, überein, und war bei seinem heißblütigen Temperament nur einige Male über die Mattherzigkeit, über den Doctrinarismus in Kiel, über den „hohen deutschen Bund“ und über das Warten auf die Anerkennung sehr natürlicherweise außer sich gerathen. „Nicht wahr, der Graf ist verrückt?“ fragte mich Hauptmann v. Z...., als ich zurückkam. „Lieber Capitän,“ erwiederte ich ihm, „er ist weit vernünftiger, wie Ihr Alle; er sieht die Sache des Landes nur ohne Illusionen an und will mit Euren Illusionen endlich einmal durch energisches Auftreten ein Ende machen. Wenn ich ihn für verrückt erklären soll, muß ich mich selbst für verrückt erklären, und ich habe doch wahrhaftig die Ueberzeugung, daß ich äußerst vernünftig bin.“

Der Mangel an Initiative und die Vertrauensseligkeit der herzoglichen Regierung und der Mitglieder des Landesausschusses auf die Anerkennung des Bundestages fing allmählig an, einen sehr üblen Einfluß auf das ganze Land auszuüben. Jeder arbeitete sich gewaltsam in diese Vertrauensseligkeit hinein. Die Presse mahnte zur Ruhe und lobte den gesetzlichen Sinn der Bevölkerung — nur die schleswig-holsteinischen Blät-

ter, das vom Advokaten Römer in Kiel neu gegründete Organ, sprach sich zuweilen in einem anderen Sinne aus — das Land vertraute dem Herzog und seinen Ministern, und der Herzog und seine Minister vertrauten den Versprechungen der befreundeten Regierungen der Mittelstaaten, daß die Anerkennung des Herzogs Seitens des Bundestages vor der Thür sei. Noch in den ersten Tagen des Monat Januar hatte der Staatsrath Francke gar keinen Zweifel, daß die Sitzung zur Anerkennung des Herzogs in der Mitte des Monats stattfinden würde. Inzwischen ging es mit der Bildung einer schleswig-holsteinischen Armee und mit der Beschaffung von Waffen und Armaturstücken langsam vorwärts. Vergebens versuchte ich, als ich sah, daß die Mitglieder der herzoglichen Regierung und des Landesausschusses nicht dazu zu bringen waren, die Initiative in die Hand zu nehmen, die Aufregung im Lande zu steigern, und dadurch einen Druck auf die Leiter der Bewegung in Kiel hervorzubringen. In einer Proclamation, welche ich an alle hervorragenden Persönlichkeiten in Holstein sandte und in allen holsteinischen Zeitungen und Wochenblättern abdrucken ließ, forderte ich die holsteinischen Vereine auf, vom Centralausschuß in Frankfurt und von der Bevölkerung der süddeutschen und mitteldeutschen Staaten zu verlangen,

daß mittelst großer demonstrativer Volksversammlungen ein Druck auf die Regierungen derselben ausgeübt werde, um die Entscheidung am Bundestage gewaltsam zu einem schleunigen Ende zu führen, und Holstein zu bewaffnen, um schließlich, auch ohne Anerkennung des Bundestages, den Regierungsantritt des Herzogs selbst auszusprechen. Es war vergebens. Die Proclamation ging fast spurlos ohne alle Wirkung vorüber. Theils hatte man sich in den gesetzlichen Gedanken, die Entscheidung des Bundestages abzuwarten, ganz und gar hineingelebt, theils wurden meine Anstrengungen durch die herzogliche Regierung in Kiel fortwährend abgeschwächt, indem die Mitglieder der geheimen Organisation, welche mit so großer Geschicklichkeit die Proclamation des Herzogs in Holstein in Scene gesetzt hatten, aus Kiel die Parole erhielten, meiner Proclamation nicht Folge zu leisten. Wahrscheinlich werden heute, wo ich dies schreibe, nach drei Monaten, wo von der Anerkennung des Herzogs in Frankfurt gar keine Rede mehr ist, alle diejenigen, welche meine Anstrengungen illusorisch gemacht haben und mich laut und öffentlich tadelten, mir zugeben, daß meine Ansicht eben so richtig war, wie daß die Mittel und Wege, welche ich vorschlug, zum gewünschten Ziele geführt haben

würden. Aber damals war nur Einer auf meiner Seite — der General von Stutterheim.

Nachdem auf diese Weise fast zwei Drittel des Monats Januar in nutzlosem Warten und Hoffen auf eine endliche Erledigung der Anerkennungsfrage in Frankfurt verstrichen waren, traten noch zwei Momente ein, welche gewaltsam darauf hätten hinführen müssen, jetzt endlich die Sache selbstständig in die Hand zu nehmen. Der erste Moment trat ein, als die österreichische und preußische Regierung in Frankfurt erklärten, zur Occupation Schleswig schreiten zu wollen. Der Regierungsantritt des Herzogs mußte erfolgen, bevor die preußischen und österreichischen Truppen an die Elbe rückten. Die Bewaffnung war damals in Holstein meines Wissens soweit vorgeschritten, daß man fünftausend Mann hinstellen konnte. Fünftausend Mann wären genug gewesen, um dem Regierungsantritt des Herzogs dem möglichen Einspruch der Bundescommissäre gegenüber den nöthigen Schutz zu verleihen. Die Zahl der damals in Holstein anwesenden Bundestruppen belief sich wenig über sechstausend Mann. Schwerlich würden die Bundescommissäre sich dem Regierungsantritt des Herzogs widersetzt haben, auch sich gar nicht haben widersetzen können. Sie hätten sich höch-

stens, wie bei dem Einmarsch der Preußen in Altona und Neumünster zu einem Protest und zu einer telegraphischen Anfrage am Bundestage ermannt. Sie hätten um so weniger ein gewaltsames Einschreiten versucht, als ja ein Theil der am Bunde vertretenen Kleinstaaten die Anerkennung des Herzogs längst ausgesprochen hatte. In einer schwankenden Situation beseitigt ein fait accompli am besten alle Schwierigkeiten. Schwerlich würde auch die österreichische und preußische Regierung gegen ein solches fait accompli, welches sie bei dem Einmarsch ihrer Truppen in Holstein vorgefunden hätten, Einspruch erhoben haben. Hat doch ein Organ der jetzigen preußischen Regierung, die Norddeutsche Allgemeine Zeitung, kürzlich dem Herzoge Friedrich erst gerade daraus einen Vorwurf gemacht, daß er nicht, nachdem er sich nun einmal im Lande befand, frei die Fahne seines Hauses entfaltet habe. Ich kann es nur nochmals wiederholen, ich halte, mag die Sache auch endigen, wie sie will, den Einmarsch der preußischen und österreichischen Truppen unter allen Umständen für ein Glück für Schleswig; jedenfalls sind die Dänen, deren Druck unerträglich wurde und das ganze Land ruinirt haben würde, durch die österreichischen und preußischen Soldaten bis hinter

die Königsau geworfen, und der dänische Uebermuth und die dänische Frechheit haben durch die preußischen gezogenen Kanonen und durch die Büchsen der österreichischen Kaiserjäger endlich einmal die Lection erhalten, die ihnen schon seit einem Jahrzehent gebührte. Hätten die beiden Großmächte die Sache nicht in die Hand genommen und dem Bundestage Zeit und Muße gelassen, in seinem verrätherischen Spiel gegen Schleswig-Holstein weiter fortzufahren, noch heute ständen die dänischen und sächsischen Vorposten sich Gewehr in Arm an der Schleußenbrücke in Rendsburg gegenüber, und noch heute würden dänische Hardesvögte, Schulmeister und Pastore ihre freche Wirthschaft jenseits der Eider ungestört weiter treiben. Jedenfalls hätten aber in diesem Moment der Herzog und seine Räthe, ganz unbekümmert um die möglichen Folgen, selbstständig auftreten und die Regierung in Holstein übernehmen müssen, um in Sachen des Landes jetzt endlich auch mitzusprechen. Aber alle Vorstellungen waren vergebens. Es fehlte an der richtigen Anschauung und an der nöthigen Energie, jetzt endlich in die Aktion zu treten. „Sie sprechen immer, wir sind am Ende," sagte mir Dr. Carl Lorenzen, der die Stelle eines Unterstaatssecretärs vertrat, mit einem mitleidigen diplomatischen Lächeln,

„wir sind am Anfange, Herr Doctor.“ — „Ja, ja,“ erwiederte ich, „die schleswig-holsteinische Sache ist freilich am Anfange, aber Sie, Sie stehen ganz nahe vor Ihrem Ende.“ Die Herren Francke und Samwer konnten sich wohl nicht in dem Gedanken finden, daß es bei Uebernahme der Regierung Seitens des Herzogs in diesem Momente zu einem bewaffneten Conflicte mit den Bundestruppen kommen könne, daß vielleicht im Falle eines solchen Conflictes eine revolutionäre Bewegung in Deutschland ausbrechen könne — bei ihrer conservativen Anschauungsweise liegt darin eine Entschuldigung, nicht in die Aktion zu treten — indeß, ein Schleswig-Holsteiner, dessen Herz voll ist von Dänenhaß, muß nur ein Ziel im Auge haben, die Befreiung seines unglücklichen Landes und die Aufrechthaltung seiner Nationalität, mag auch der Weg zu diesem Ziel ganz mit Blut bedeckt sein, er muß ihn einschlagen. Der Herzog — es ist das einzige Mal, daß ich mit ihm eine Unterredung hatte — war voll Vertrauen auf den König von Preußen. „Ich theile keine Ihrer Befürchtungen,“ wiederholte er mir immer, „ich verlasse mich auf den König von Preußen, ich weiß, worauf ich mich verlasse.“ — Vielleicht hat er Recht. Vielleicht sind alle Erklärungen der preußischen Regierung in London

und Paris, die Integrität Dänemarks nicht verletzen zu wollen, diplomatische Winkelzüge, um keinen europäischen Krieg herbeizuführen, um die Dänen aus der Düppelstellung und von der Insel Alsen zu treiben, und schließlich Schleswig-Holstein zu einem selbstständigen Staat mit dem Herzog von Augustenburg als constitutionellen Fürsten zu machen, und vielleicht hatte der Herzog diese Gewißheit — dann war die Politik des Herzogs und seiner Räthe in Kiel eine richtige, und ich will recht gern Unrecht haben. So lange ich aber über mein Schicksal im Ungewissen bin, so lange liebe ich selbst darüber zu verfügen und es selbst in die Hand zu nehmen — wenn ich dazu im Stande bin. Und zu dieser Zeit war man in Kiel noch dazu im Stande.

Nochmals kehrte dieser Moment wieder. Es war damals, als die preußischen Truppen den Uebergang über die Schlei erzwangen und die Oesterreicher nach den Gefechten bei Jagel, Oberselk und Wedelspang in Schleswig einzogen. Schwerlich würde es damals möglich gewesen sein, den Herzog von Augustenburg zu hindern, die Regierung in Holstein anzutreten. Auch dieser Moment ging unbenutzt vorüber. Preußische Truppen besetzten Rendsburg, Neumünster und Altona, Kiel war bereits besetzt. Jeder Moment zur eigenen

Aktion war nun vorbei. Das Schicksal Schleswig-Holsteins war wiederum von der Entscheidung der europäischen Cabinette abhängig, deren Conferenzen bevorstehen, während jenseits der Eider die Kanonen donnern und die Ereignisse die beiden Großmächte von der Inpfandnahme Schleswigs in den Krieg mit Dänemark getrieben haben. Diesen Krieg werde ich im folgenden Bande schildern. Ob das allgemeine Stimmrecht am Schlusse des zweiten Akts, die Stelle der dritten Großmacht einnehmen und über das Schicksal des Landes endgültig entscheiden wird — die Entscheidung selbst kann gar nicht zweifelhaft sein — ist eine am Schlusse des ersten Aktes nicht zu beantwortende Frage. In diesem Falle würde der „verrathene Bruderstamm“ von der Herrschaft der Dänen befreit sein. Jedenfalls gebührt dem Herzoge von Coburg das gar nicht genug anzuerkennende Verdienst, die Regierung des Kaisers der Franzosen dahin gebracht zu haben, dies Princip in der Sache Schleswig-Holsteins vor Europa auszusprechen.

Druckfehler:

Seite 5 statt „bloß Liberalen“ .... „blassen Liberalen“.

Druck von Otto Wigand in Leipzig

Ich übergebe hiermit dem Publikum den ersten Band, die Bundesexecution in Holstein enthaltend. Der zweite Band, den eigentlichen Krieg in Schleswig beschreibend, folgt in 14 Tagen nach.

Leipzig, 20. April 1864.

Otto Wigand.

Vom verrathenen Bruderstamme.

Der Krieg
in
Schleswig-Holstein
im Jahre 1864.

Von
Gustav Rasch.

Zweiter Band.
Der Krieg in Schleswig.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1864.

Vom verrathenen Bruderstamme.

Der Krieg

in

Schleswig-Holstein

im Jahre 1864.

Von

Gustav Rasch.

Zweiter Band.

Der Krieg in Schleswig.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1864.

Frau Generalin

Sofia Haug

in Verehrung und Freundschaft

gewidmet.

Erstes Kapitel.

In Eckernförde.

Einzug der preußischen Truppen in Eckernförde. — Uebergang über die Eider bei Levensau. — Gefecht mit dänischen Kriegsschiffen in der Eckernförder Bucht. — Proclamation des Herzogs in Gettorf und Eckernförde. — Der Bürgermeister Leisner, der Knabenpeitscher, seine Flucht und sein Ende. — Sein Vorgänger, Polizeimeister Hammerich. — Energie der Einwohner von Eckernförde. — Die Vertreibung der dänischen Beamten. — Eine Erinnerung an den 9. April 1849. — Der Friedhof. — Das Grab Preußer's. — Preußische Soldaten. — Lieutenant Hammer. — Schlachtermeister Büschel. — Der Spion Blaunfeldt.

Es war wenige Tage nach dem Einzuge der preußischen Truppen in Eckernförde. In den Morgenstunden des 1. Februar hatten die in Kiel und in der Umgegend liegenden Regimenter die Eider bei Levensau, Königsförde und Cluvensiek passirt. Ohne ernsthaften Widerstand besetzten ihre Vorposten die Linie Windebye bis Groß-Wittensee. Der Generalstab des Prinzen

Friedrich Carl, Commandeur der preußischen Truppen auf der rechten Flanke, hatte sein Hauptquartier am ersten Tage nach Gettorf auf dem Wege von Kiel nach Eckernförde verlegt. Als die Preußen am Schnellmarker Holze vorüberzogen, wurden drei in der Eckernförder Bucht befindliche Kriegsschiffe rapportirt. Das eine von ihnen schoß auf die Truppen zwei Schüsse, welche nicht trafen. Die erste Kugel fiel mitten ins Wasser. Etwa eine Stunde später erschien die Artillerie. Drei Batterien postirten sich an den Höhen vor dem Schnellmarker Holze und begannen das Gefecht. Etwa dreißig Schüsse wurden gewechselt. Von den dänischen Kugeln wurde nur ein Pferd getroffen. Das ganze Gefecht dauerte kaum dreiviertel Stunde. Nachdem das eine von den dänischen Schiffen sich bereits am Anfange des Gefechts entfernt hatte, entfernten sich auch die andern, nachdem sie von den gezogenen Kanonen einige Kugeln erhalten hatten. Dann zogen die Truppen in die Stadt ein. Alle Häuser waren bereits mit deutschen und schleswig-holsteinischen Fahnen geschmückt. Das Schleswig-Holstein-Lied ertönte, ein unendlicher Jubel beherrschte das Ganze. Die dänischen Schilderhäuser wurden sofort zerstört oder umgeworfen, überall wurde das Wort „Königlich" vernichtet. Um Mittag wurde

Herzog Friedrich als Herzog von Schleswig-Holstein unter enthusiastischer Betheiligung der ganzen Bevölkerung proclamirt, nachdem Graf Baudissin die Proclamation bereits in Gettorf vorgenommen hatte. Mit Jubel und Freude wurden die preußischen Truppen empfangen. Den Tag schloß eine glänzende Illumination.

Es war also wenige Tage nach der Befreiung Eckernförde's von dänischer Herrschaft. Ich saß mit dem neuen Bürgermeister und dem von der Bürgerschaft gewählten neuen Polizeimeister in der Wohnung des ehemaligen Bürgermeisters, des berüchtigten Leisner, und wir sprachen von dem gewesenen kleinen Tyrannen und von der Wandelbarkeit des Schicksals. Leisner hatte flüchtig Eckernförde verlassen und trieb sich, wer weiß wo, umher. Als er sah, daß es mit der dänischen Herrlichkeit ein Ende nahm und die Preußen ihm den Schutz versagten, den er mit wahrhaft dänischer Frechheit beanspruchte, da hielt er es für das Beste, unter dem Schutz einer preußischen Patrouille die Stadt, wo er ein würdiger Nachfolger Hammerich's geworden war, der dann zum Polizeimeister in Flensburg emporstieg, zu verlassen. Aber der Schlachtermeister Büschel telegraphirte hinter dem Flüchtlinge her. Bereits in Kiel

wurde er in Empfang genommen, und nun erwartete ihn auf der ganzen Reise, immer durch den Telegraphen verfolgt, eine lange Reihe wohlverdienter Demüthigungen auf allen Bahnhöfen. Leider ließ der friedfertige und gesetzliche Sinn der Holsteiner es nur zu symbolischen Züchtigungen kommen. In Italien würde der Haß und die Rache einen solchen Mann bereits auf der ersten Eisenbahnstation zerrissen haben. Hier begnügte man sich mit moralischen Vorwürfen, welche der schamlose Renegat ganz gewiß, sowie er in Sicherheit war, abgeschüttelt hat, wie der Pudel das Wasser. Aber heiß muß der Tag doch für ihn gewesen sein; denn in Pinneberg konnte er die Demüthigungen und Beleidigungen, welche immer mehr anwuchsen, desto näher er nach Altona kam, nicht länger aushalten, — er entsprang aus dem Coupé des Eisenbahnwagens und verschwand in der Dunkelheit. Seitdem war seine Spur in Schleswig-Holstein verloren gegangen. Die Eckernförder Bürger haben sich immer unter den Schleswigern durch ihre besondere Energie und durch ihre deutsche Gesinnung ausgezeichnet; sie haben unbedingt mehr Blut in den Adern, wie die Flensburger, die Tonderaner, die Haderslebener und die Apenrader; in dem Moment, wo die preußischen Truppen eingerückt waren, hatten sie

auch bereits vollständig mit dem Gesindel von dänischen Beamten, welche sie nun über zwölf Jahre lang gequält hatten, aufgeräumt. Außer einem einzigen Hardesvogt, einem unschädlichen Menschen, welcher sich immer sorgfältig von den Danisirungsplänen der Regierung in Kopenhagen entfernt gehalten hatte, war der Augiasstall binnen einigen Stunden ohne preußische Erlaubniß vollkommen ausgefegt und tüchtige und ehrenwerthe deutsche Männer eingesetzt. Zu diesen gehören der neue Bürgermeister, Advokat Späthmann aus Kiel, und der neue Polizeimeister Rathlev, ehemals ebenfalls Advokat in Kiel. Uebrigens war es den armen Eckernfördern auch schon vor Leisner's Regierungsantritt als regierender Bürgermeister recht schlecht ergangen. Der berüchtigte Hammerich war sein Vorgänger gewesen. Er hatte sich durch die kleinlichsten Tracasserieen, durch eine wahrhafte Verfolgungswuth bei Einführung der Reichsmünze, durch Verurtheilungen in Brüche, welche aus den kleinlichsten und lächerlichsten Veranlassungen auferlegt und sofort im Wege der Execution eingezogen wurden, ausgezeichnet. Dabei war er von einem imposanten Dünkel auf sich selbst und seine Würde besessen. Er hatte einen Geßlers-Hut auf dem Kopfe und bedrohte die Personen, welche ihn auf der Straße nicht

grüßten, mit Geldstrafen. Sein Benehmen war um so lächerlicher, als er in seiner Haltung und seinem Aussehen ohne jede Repräsentation war. Er sah aus, wie ein Junge, und hat noch heute dies Aussehen, obwohl er die Mitte der Dreißiger überschritten haben muß. Ein Unglück, welches ihm in Kiel passirte, drückte ihm so den Stempel der Lächerlichkeit auf, daß daselbst die dänische Regierung es für passend fand, ihm eine neue Wirksamkeit in Kiel anzuweisen. In einem Kieler Bierhause trank er ein Glas Bier. Als ihm der Kellner auf seine Frage, „was das Bier koste?“ „zwei Schillinge“ antwortete, legte er dem Jungen zwei dänische Reichsschillinge hin.

„Ne,“ antwortete der Knabe, die beiden dänischen Schillinge zurückschiebend, „twee von de weeßen, nich von de rothen.“

„Aber weißt Du nicht, daß es verboten ist, in Courant zu fordern?“ fuhr ihn der Polizeimeister an.

„Gewiß,“ erwiederte der Knabe, „aber nur zwischen Mann und Mann, nicht zwischen Junge und Junge.“

Als wir dann aufstanden, um einen Gang durch die Stadt und deren Umgegend zu machen, mußte ich nochmals an die schnelle Wandelbarkeit aller Dinge denken. Das da war der Schreibtisch desselben Man-

nes, der oft geschworen hatte, falls er nur meiner habhaft werden könne, mich sofort unter der sichersten Bedeckung nach Kopenhagen zu schaffen. Er konnte es mir nie vergessen, daß ich die Auspeitschung des Büschel'schen Kindes zu einem europäischen Spektakel gemacht hatte. Leisner hatte damals nicht weniger als 186 Briefe des beschämendsten Inhalts aus allen europäischen Ländern erhalten. Und nun war er flüchtig und ich couvertirte einige Briefe an demselben Schreibtische, auf dem er die Auspeitschung des Knaben decretirt hatte. Es sind nun über drei Jahre her, da saß ich am Schreibtische des tollen Herzogs von Modena in seinem Palaste zu Modena, einem der prächtigsten Paläste auf der Erde. Graf Cavour hatte befohlen, mir aus den Archiven des Schlosses alle handschriftlichen Befehle des Herzogs vorzulegen, um sie zu copiren und sie der Geschichte aufzubewahren. Der Inhalt derselben war derartig, daß er mich oft an dem gesunden Verstand des Herzogs zweifeln ließ. Ich ließ die Papiere durch den Castellan auf des Herzogs Schreibtisch von Palissanderholz in seinem Privatcabinet legen und copirte sie zur Veröffentlichung auf derselben Stelle, wo dieser finstere und grausame Despot sie verfaßt hatte. Als sie gedruckt waren, schickte ich den ersten Abzug dem Herzoge unter Couvert nach Wien. Und

drei Monate später saß ich im Königspalaste in Neapel und copirte die geheimen Instructionen, welche der König Bomba an den Generalstatthalter beider Sicilien erlassen hatte, ein Aktenstück so voll Mord, Gewalt und Blut, wie wohl kein zweites im neunzehnten Jahrhundert jemals geschrieben worden ist. Sein Sohn, der schwache und halb blödsinnige „Re Bombino“, welcher jetzt in Rom lebt, debütirte bei Antritt seiner Regierung mit der Bestätigung dieses Aktenstückes. Auch er erhielt von mir unter Couvert nach Rom einen der ersten Abzüge, damit er doch erfahren möge, daß es nicht verloren gegangen sei in dieser Regierungsgeschichte eines Tyrannen, wie sie nur das alte Rom aufzuweisen hatte. Welche Thaten werde ich heute nach einem Jahre verzeichnen? Vielleicht die Thaten der russischen Barbaren in der Warschauer Citadelle, oder die Decrete der heiligen Inquisition im Vatican zu Rom!

Dann gingen wir durch die Stadt, am Hafen entlang, zu dem schönen Friedhofe hinauf. Die Stadt besteht aus zwei Theilen, von denen der eine diesseits, der andere jenseits der Brücke liegt, welche über eine schmale Enge des Hafens führt. Fast alle Häuser sind einstöckig, hell angestrichen, die Giebel nach der Straße kehrend. Einwohner wird das reinliche und hübsche

Städtchen wohl wenig mehr als viertausend haben. Die Eckernförder Bucht ist breiter, wie die Kieler Föhrde, aber nur nach der einen Seite von einem niedrigen Höhenzuge umrahmt und deßhalb den Stürmen mehr ausgesetzt, als der Kieler Hafen. Auch ist die Bucht lange nicht so hübsch, wie die herrlichen bewaldeten Höhen bei und um Düsternbrook. Das Gestade ist mit einem Saume von gelbem Sande und schwarzem Seetang umrandet. Mehrere Geschütze und ein Wagen, mit österreichischen Artilleriepferden bespannt und von österreichischen Trainsoldaten geführt, fuhren an der Bucht entlang, sich langsam nach der Stadt bewegend. Es waren Geschütze, welche die Dänen in den verlassenen Schanzen von Missunde nach ihrem schleunigen Rückzuge über die Schlei stehen gelassen hatten. Da standen wir nun vor dem schönen Friedhofe, neben der grasgrün angestrichenen Windmühle, neben der an jenem glorreichen Tage von Eckernförde der Herzog von Coburg gehalten hatte, als die Strandbatterieen Capitän Jungmann's ihre glühenden Kugeln in den Rumpf „Christian's des Achten“ und der „Gefion“ sandten. Da drüben zur Linken der Kieler Chaussee auf der niedrigen Höhe hatte die Batterie gestanden, fast an derselben Stelle, von wo vor acht Tagen die preußischen gezogenen

Kanonen die dänischen Schiffe beschossen, welche sich in den Eckernförder Hafen wagen wollten. Die Dänen hatten in den letzten Jahren vor, diese Stelle mittelst einer Schanze zu befestigen; sie sind aber nicht dazu gekommen. Und dann gingen wir auf den Friedhof. Dort links unter der Granitsäule mit den vier schwarzen Kreuzen sind die Dänen begraben, welche am 5. April 1849 ihren Tod fanden. Rechts von diesem großen Grabe schläft der brave Preußer. Auf der Platte seines Grabes stehen mit Metallbuchstaben die einfachen Worte: „Hier ruht Ludwig Theodor Preußer, gestorben den 5. April 1849." Auf dem Grabsteine lag früher eine Kanone, an den vier Ecken desselben waren Kanonenkugeln befestigt. Die Dänen haben die Kanone und die Kugeln fortgenommen und niemals geduldet, daß das Grab mit einem Kranze oder mit einem Blumenstrauß geschmückt wurde. Wenn man bedenkt, daß Preußer nur seinen Tod fand in seinem übergroßen Eifer, die Besatzung des dänischen Schiffes vor dem Tode durch Auffliegen der Pulverkammer zu retten, so muß man wirklich staunen über eine so kleinliche Erbärmlichkeit und eine so gehässige Rachsucht. Derartige kleinliche und erbärmliche Züge findet man wirklich nur bei den Dänen. Heute, als ich vor dem Grabe des Helden stand, war der Stein

wieder mit Kränzen und Blumen geschmückt. Die Kanone war aber noch nicht zurückgebracht. Gleich hinter dem Grabe Preußer's ruht noch Einer der besten schleswig-holsteiner Patrioten, einst ein bedeutender Mann, — der Schriftsteller Dr. Hansen —, einer der ersten Schöpfer und Träger der nationalen und deutschen Idee des Schleswig-Holsteinismus.

Dann suchte ich die Wohnung des im Gefecht vor Missunde schwer verwundeten Lieutenant Hammer. In Schleswig hatte mich die Nachricht getroffen, er sei gestorben. Auf dem Wege von Missunde nach Eckernförde erzählte mir dagegen ein Soldat seines Regiments, er sei nicht todt, sondern er befinde sich auf dem Wege der Genesung. Ich kannte ihn aus Berlin und hatte seinen Freunden versprochen, mich in Eckernförde nach ihm umzusehen. Einige Artilleristen, welche mir auf dem Markte begegneten, gaben mir endlich die gewünschte Auskunft. Der Offizier war von dem Apotheker aufgenommen worden und befand sich wirklich noch am Leben, obschon ihm eine Kugel durch die Brust gegangen war. Die Soldaten erboten sich, mich zu begleiten und mir den Weg zu zeigen. Während wir die lange Straße wieder zurückwanderten, sprach ich mit ihnen von dem jetzigen Kriege. Ihre Stimmung war der preußischen

Regierung nichts weniger als günstig. Hätte der „alte Wrangel“ diese Menschen sprechen gehört, er wäre erstaunt gewesen.

„Was soll nun aus der Geschichte hier werden?“ fing der Eine an, „ich traue der Sache durchaus nicht, aber daß dieser niederträchtige Verrath noch einmal, wie vor zwölf Jahren, wiederholt wird, das ist denn doch gar nicht möglich!“

Der Mann wurde immer ergrimmter und sprach so laut, daß ich ihn seiner selbst wegen ersuchte, seine Stimme ein wenig zu dämpfen.

„Nun,“ fuhr er mich ordentlich grob werdend an, „wozu? Warum soll ich denn davon nicht sprechen? Warum nicht? Ich sage Ihnen, zum zweiten Male soll uns der Streich nicht gespielt werden.“

Alle lachten.

„Ja, ich sage Euch,“ begann der Andere, ein strammer Westphale, „die Sache ist nicht zum Lachen. Wollen wir uns wieder hier für Nichts und wieder Nichts umhertreiben und uns die Knochen entzweischießen lassen! Der arme Lieutenant Hammer! Und der arme Graf Gröben! Ein Stück einer Granate riß ihm den Leib auf. Die Eingeweide hingen heraus. Es war ein

so schöner, junger Herr, noch nicht zwanzig Jahre. Und das sollte Alles wieder umsonst sein, Alles für Nichts?"

„Nein, das soll es nicht sein!" rief der Dritte, ein Berliner, der zur Reserve gehörte und, wie er mir erzählte, bereits einen eigenen Hausstand hatte. „Das soll nicht sein. Dann wird die Sache ein übles Ende nehmen."

Mich wunderten derartige Aussprüche und Meinungen gar nicht. Ich hatte sie vielfach in Schleswig unter den Truppen gehört, unter den Preußen, Hannoveranern, Sachsen. Alle waren wohl unterrichtet und wußten recht wohl, worum es sich in Schleswig-Holstein handele. Ich gebe das Gespräch mit den preußischen Soldaten auf der Straße von Eckernförde wörtlich, ohne jede Uebertreibung.

Dann sprachen sie von der Proclamation des Prinzen Friedrich Carl, von derselben, von der die englischen Blätter sagten, daß von den Zeiten Alexander's des Großen bis zu Lord Clyde ein ähnliches Aktenstück nicht zum zweiten Male existire. Meine Begleiter ließen der persönlichen Tapferkeit des Prinzen Friedrich Carl alle mögliche Gerechtigkeit widerfahren; aber über die Proclamation ließen sie ihren Witz in wenig schmeichelnden Worten aus, und von dem Feldherrntalente des Prinzen

wollten sie auch sehr wenig wissen. Sie waren sämmtlich bei dem Gefechte von Missunde im Kampfe gewesen.

„Eine große Recognoscirung heißt das,“ sagte der eine Infanterist, „ich sage, es war ein großer Unsinn, der Nebel lag so dick, daß wir nicht hundert Schritte weit sehen konnten. Die Lage der Schanzen konnten wir bloß aus der Richtung her erkennen, woher die Kugeln kamen. Es war schauderhaft.“

„Und wozu die ganze Geschichte?“ fügte der Artillerist hinzu. „Wozu? Nehmen konnten wir die Schanzen auf diese Weise doch nicht, wozu dann das Menschenopfer? Es sind Menschen genug gefallen.“

„Aber man sagt ja,“ erwiederte der andere Infanterist, „es war nur ein verdeckter Angriff, um den Uebergang über die Schlei bei Arnis zu verdecken.“

„Ach, dummes Zeug!“ rief der Artillerist, „verdeckter Angriff! Der Uebergang bei Arnis wäre auch ohne dies Menschenopfer gelungen. Wozu ein verdeckter Angriff, wo nichts zu verdecken ist? Die Dänen haben eine Telegraphenlinie die ganze Schanzenreihe entlang gezogen und wußten von Missunde bis Friedrichsstadt von unserem Uebergange über die Schlei in demselben Augenblicke, als er erfolgte.“

Wir waren an der Apotheke angekommen, wo der

unglückliche, schwer verwundete Offizier liegen sollte. Ich gab jedem meiner Landsleute die Hand, als ich von ihnen Abschied nahm. Sie fragten mich nochmals nach meiner Meinung über die Lage der Dinge, bevor ich mich von ihnen trennte. Was konnte ich ihnen sagen? Tröstliches doch gewiß nicht. Ich sagte ihnen, daß die ganze Sache höchstens auf eine Personalunion mit Dänemark hinausliefe. Sie verließen mich, Zorn auf dem Gesichte, Erbitterung im Herzen.

Lieutenant Hammer war noch am Leben. Der brave Apotheker und seine Familie hatten ihm jede mögliche Pflege angedeihen lassen. Aber der Brustknochen war verletzt, das Brustfell beschädigt. Eine von den großen dänischen Flintenkugeln war auf der einen Seite der Brust eingedrungen und auf der entgegengesetzten Seite wieder herausgegangen. Seit zwei Tagen war die Schwester des Offiziers von Berlin gekommen. Ich sprach mit ihr. Sie sagte mir, es sei ihr unmöglich, mich zu ihrem Bruder zu führen. Sie fürchte die Aufregung, welche ihm mein Besuch verursachen würde. Das Fieber habe freilich während der letzten Nacht nachgelassen, der Kranke habe die beste Hoffnung, aber die Aerzte könnten seine Hoffnung nicht theilen. Traurig

verließ ich die Apotheke. Nach zwei Tagen erhielt ich die Nachricht, der Lieutenant sei seinen Wunden erlegen.

Noch eine mir interessante Person hatte ich zu besuchen, ehe ich Eckernförde verließ. Es war der Schlachtermeister Büschel, der Vater des vor Jahr und Tag auf Leisner's Befehl so grausam gepeitschten Kindes. Er theilte mir damals den Thatbestand des empörenden Schauspiels mit. Nur ein dänischer Beamter, nur ein deutscher Renegat war dazu fähig gewesen. „Hier im Lande," schrieb mir der empörte Vater, „giebt es kein Recht mehr, verschaffen Sie mir wenigstens eine Rache." Ich schilderte den Vorfall in der deutschen Presse. Durch meinen Freund Blind in London wurde er in der ganzen englischen Presse verbreitet. Wie die Schläge, welche die Gräfin Maderspach einst auf dem Markte in Arad auf Befehl des „Frauenpeitschers" Haynau erhielt, fand die „Auspeitschung des Kindes von Eckernförde" in ganz Deutschland und England einen mächtigen Widerhall. Die Ruthe des dänischen Polizeimeisters hatte der öffentlichen Meinung gerade in das Gesicht geschlagen.

Ich ließ mir das Haus des Schlachters zeigen. Er wohnte am Markte. Ein stämmiger, etwas corpulenter Mann trat mir entgegen. In den beredtesten Worten dankte er mir für die Unterstützung, welche meine Feder

der Sache seines mißhandelten Landes geliehen habe. Dann führte er das gemißhandelte Kind in die Stube. Es war ein zarter, blonder Knabe mit intelligenten, hübschen Zügen.

„Habe ich Dich nicht gerächt, mein armes Kind?“ fragte ich ihn.

„Ja, das thaten Sie,“ erwiederte der Knabe, „wie danke ich Ihnen.“

„Aber Dein Vater,“ sagte ich ihm, „hätte den Schergen tödten sollen!“

Büschel begleitete mich nach meinem Gasthofe.

„Sehen Sie,“ sagte er, als wir vor dem Hausthore standen, „hier auf der Stelle hielt Morgens um fünf Uhr im furchtbaren Nebelwetter der Wagen, auf dem Blaunfeldt aus Fleckebye hereingebracht wurde. Seine Hände waren mit einem Stricke zusammengebunden. Neben ihm lag ein leicht verwundeter dänischer Soldat. Ich ließ dem armen Soldaten Kaffee und Grog geben. Dann drehte ich dem Blaunfeldt den Kopf herum und sagte: „Siehst Du, schlechter Kerl, der Mann da ist ein braver dänischer Soldat! Ich trinke mit ihm. Aber Du, — für Dich ist die Kugel oder der Strick!“

Zweites Kapitel.

Von Rendsburg nach Schleswig.

Rendsburg. — Die Execution und Occupation. — Der Hardesvogt Blaunfeldt im Kronwerk. — Charakteristik Blaunfeldt's. — Die Straße nach Schleswig. — Verwundete Oesterreicher. — Die Sorge. — Gesprengte Brücke. — Das Wirthshaus an der Sorgebrücke. — Steirische Jäger. — Dänische Kugeln. — Ein preußischer Landwehroffizier. — Schneesturm. — Jagel. — Die Gefechte bei Jagel, Oberselk, Königsberg, Wedelspang. — Das Danewerk. — Bustorf. — Die Schrecken des Krieges. — Niedergebrannte Gebäude. — Das Bustorfer Spritzenhaus. — Todte Oesterreicher. — Der eiserne Besen. — Deutsche und schleswig-holsteinische Fahnen. — Das befreite Schleswig.

Der Bahnzug flog an den Werken der Festung Rendsburg vorüber. „Sehen Sie, wie die Redoute da aussieht,“ sagte Oberstlieutenant von Lange, früher Offizier in der schleswig-holsteinischen Armee, den ich mit dem Hauptmann von Zeska auf der Station in Neumünster getroffen hatte, „wie die Dänen das Werk haben verfallen lassen, wie das aussieht, wirklich schändlich!“

Noch einige Minuten, und es erschien „Südjütlandsbrückenkopf“. Jetzt wehte auf „Südjütlandsbrückenkopf“ eine riesige deutsche Fahne.

Da war die Haltestelle. Der Zug hielt. „Ist es denn unmöglich, auf der Eisenbahn nach Schleswig zu kommen, Schaffner?“ rief Hauptmann von Zeska.

„Unmöglich, Herr Hauptmann, die Dänen haben an mehreren Stellen die Schienen zerstört. Auch eine Brücke ist gesprengt.“

Wir stiegen aus und gingen in die Stadt, um uns einen Wagen zu miethen und auf der Landstraße nach Schleswig zu gelangen. Alle Straßen und Häuser waren mit deutschen und schleswig-holsteinischen Fahnen geschmückt. „Was meinen Sie,“ sagte der Hauptmann, „wenn wir erst nach dem Kronwerk gingen, um den Hardesvogt Blaunfeldt zu sehen?“

„Blaunfeldt? ich meinte, er wäre standrechtlich von den preußischen Truppen erschossen?“

„Noch nicht, aber es wird wohl sein Ende sein. Zwischen zwei Uhlanen an die Steigbügel gebunden, wurde er aus Fleckebye eingebracht. Seinen Sohn brachten die Preußen gefesselt auf einem Wagen nach Kiel. Er soll den Dänen als Spion gedient haben.“

Wir gingen nach dem Kronwerk. Erst vor vier-

zehn Tagen war ich hier. Das Kronwerk war nun endlich geräumt. An der Schleußenbrücke standen noch die beiden sächsischen Posten, welche ich vor vierzehn Tagen an derselben Stelle gesehen hatte. An der andern Seite standen zwei preußische Füsiliere der Garde. Wir gingen über die Brücke. „Nicht wahr,“ rief Hauptmann von Zeska lachend, „Ihr seid die Execution, und Ihr da die Occupation?“

„Ja,“ riefen die Soldaten ebenfalls lachend, „wir sind die Execution und wir die Occupation.“

Die dänische Wache im Zollhaus auf der andern Seite war jetzt ebenfalls von preußischen Füsilieren besetzt. In der Wache saß Blaunfeldt, der verhaßte Hardesvogt aus Fleckebye, ein schleswigscher Renegat. Wir riefen den Unteroffizier heraus und verlangten Blaunfeldt zu sehen. „Gehen Sie nur um die Wache herum an das Fenster, meine Herren,“ sagte der Unteroffizier, „da werden Sie ihn sehen.“

Wir begaben uns an die andere Seite der Wache. Ein großes Fenster ging nach der Eider hinaus. Wir blickten durch dasselbe. Wirklich, da saß der Hardesvogt, noch in seiner Uniform, blauem Frack mit goldgesticktem Kragen und goldgestickten Patten auf den Taschen, auf einer kleinen Bank, den halbkahlen Kopf

uns zugewandt. Neben ihm war ein Strohlager befindlich. Um ihn standen vier preußische Gardefüsiliere, die geladenen Gewehre mit dem aufgesteckten Bajonnet in der Hand. Der Unteroffizier stand in der nach dem Flur gehenden offenen Thüre. Ich klopfte an das Fenster.

Ein heimtückisches Gesicht mit gläsernen, wasserblauen Augen und mit einem wie irrsinnigen Lächeln blickte mich an. Schon drei Tage saß er auf dieser Bank, den standrechtlichen Spruch und seinen Tod erwartend. Es war ein schreckliches Ende, welches der durch die Brüche, die er den armen Bauern nun während elf Jahren abgepreßt, reichgewordene Mann wohl nicht erwartet hatte.

Meine Begleiter eilten fort, um einen Wagen zu bekommen, der uns nach Schleswig führen sollte; ich blieb noch vor der Thür der Wache stehen. „Jetzt will ich Euch erzählen, Landsleute, wer Euer Gefangener ist,“ sagte ich zu den Soldaten. Ich zog mein Notizbuch heraus und las: „Der Hardesvogt Blaunfeldt war ein verdorbener Advocat in Schleswig. Er wurde wegen Meineides zur Untersuchung gezogen und entging der Strafe nur durch einen Zufall. Jetzt ging er zu den Dänen über und wurde Redacteur der Flens=

burger Zeitung, eines dänischen Schmutzblattes, mit 1000 Thalern Gehalt. Die Einnahme war ihm nicht groß genug; er wußte sich in Kopenhagen ein Rescript zu erschleichen, welches ihm die erste gute Hardesvogteistelle im Lande zusicherte. In Folge dieses Rescripts erhielt er dann zwei Hardesvogteistellen auf einmal. Blaunfeldt wirthschaftete aber in seinen beiden Aemtern in einer Weise, daß selbst Graf Karl Moltke, obschon er sonst den Grundsatz aussprach, es käme ihm bei den dänischen Beamten gar nicht auf die Moral an, sondern nur auf die dänische Gesinnung, auf den Gedanken fiel, ihn abzusetzen. Da producirte derselbe das erwähnte Rescript. Er blieb jedoch nur Hardesvogt in Fleckebye; wegen der zweiten Hardesvogtstelle wurde mit ihm ein Abkommen getroffen. Er trat sie freiwillig ab, aber nur erst dann, als er eine bedeutende Summe als Entschädigung erhalten hatte."

„Ja," sprach der Unteroffizier, „er ist ein sehr schlechter Kerl. Das sagt uns Jedermann in Rendsburg."

„Nun," fuhr ich fort, „wirthschaftete Blaunfeldt in Fleckebye weiter. Im ganzen Lande wurde er durch seine Sportelsucht berüchtigt. Er ist ein reicher Mann geworden. Mancher Bauer hat seinen in Blaunfeldt's

Harde belegenen Grundbesitz zu einem Spottpreise verkauft, um nur von den unerträglichen und gar nicht mehr zu bezahlenden Geldstrafen loszukommen. Wenn ohne seine Erlaubniß in seiner Harde getanzt wurde, so nahm er häufig nicht den Wirth, sondern die Tänzer in Strafe, weil er auf diese Weise größere Summen herausschlug. Hatte er die Strafen publicirt, so fragte er die davon Betroffenen, ob sie nicht appelliren wollten. Bejahten sie die Frage, so sagte er: „Ihr könnt das sehr bequem haben, da nebenan sitzt Jemand, der die Appellation zu Protokoll nimmt.“ Der „da nebenan in der Stube“ war sein eigener Sohn, welcher bei ihm als Schreiber fungirte. Derselbe nahm die Appellation dann zu Protokoll und überreichte sie seinem Vater zur Abweisung. Durch die auf diese Weise verursachten neuen Kosten stiegen die Strafgelder gewöhnlich auf die doppelte Höhe.“

„Da ist wohl der Spion, den wir nach Kiel eingebracht haben, sein Sohn?“ rief einer von den Füsilieren.

„Derselbe. — Vor einigen Jahren fand in der Harde des Blaunfeldt eine große Hochzeit statt. Es waren über hundert Personen geladen. Blaunfeldt citirte zuerst die jungen Eheleute. Er verurtheilte Jedes

von ihnen in eine Strafe von zwanzig Thalern auf Grund einer uralten, Niemandem bekannten Verordnung, weil die Hochzeit zu lange gewährt habe. Dann verurtheilte er sämmtliche Hochzeitsgäste, Jeden in eine Strafe von zwanzig bis vierzig Thalern, je nach ihrem Stande und Vermögen. So ist Blaunfeldt ein reicher Mann geworden. — Nun wißt Ihr," rief ich, „wer Blaunfeldt ist. Also laßt ihn nicht laufen."

„Nun, wenn wir ihn laufen ließen," riefen die Soldaten, „die Rendsburger würden es gewiß nicht thun, Riemen würden sie aus seiner Haut schneiden."

Die Verhaftung des dänischen Spions und Hardesvogts aus Fleckebye ist vielfach entstellt erzählt worden. Ich bin im Stande, über dieselbe authentische Mittheilungen zu machen.

Bereits im Jahre 1851 begann Blaunfeldt als Vogt der Hüttener Harde mit den Verfolgungen deutscher Einwohner. Namentlich war ihm der wegen seines Patriotismus bekannte Güteragent Otto in Gubye bei Schleswig ein Dorn im Auge. Der materielle Wohlstand dieses Mannes mußte vernichtet werden. Es war dies das gewöhnliche Mittel, durch welches die dänischen Beamten die Schleswig-Holsteiner „zahm zu machen" versuchten. Die ungerechtesten Verfol-

gungen wurden gegen Otto eingeleitet. Ohne jeden Rechtsgrund confiscirte Blaunfeldt verschiedene Montirungsstücke der früheren schleswig-holsteinischen Armee, mit denen der Agent handelte, ließ ihn verhaften, und leitete eine Untersuchung gegen ihn ein. Das Resultat derselben war Freisprechung; trotzalledem wurden ihm seine Waaren erst nach einem Jahre zurückgegeben. Nun begann eine lange Reihe kleinlicher Chicanen und Plackereien, welche bis zum Jahre 1858 fortdauerten. Da glaubte der Hardesvogt, einen neuen Schlag gegen den deutschgesinnten Mann ausführen zu können. Zu diesem Zwecke confiscirte er, auf eine Denunciation des Kaufmanns August Nielsen in Schleswig, eine dem Agenten Otto gehörende bedeutende Partie Manufakturwaaren im Werthe von tausend Mark Courant, verkaufte sie in einer Auction, und verurtheilte den Eigenthümer noch obenein in namhafte Brüche.

Aber der Haß Blaunfeldt's suchte nach neuen Handhaben, um den deutschen Mann gänzlich zu verderben. Am 16. December 1863 erschienen in der Wohnung Otto's ein berittener Gensd'arm, ein Gerichtsdiener und sechs Arbeitsleute mit einem zweispännigen Wagen und dem Auftrage, denselben auszupfänden. Zehn

Wagenladungen Mobiliar und Inventar, Betten und Hausgeräth wurden fortgeschleppt; die Oefen wurden aus den Zimmern gebrochen, und sogar das Nothdürftigste mitgenommen. Kein Messer, keine Gabel, kein Löffel wurde dem Unglücklichen gelassen. Vier Wochen lang mußten Otto, seine Frau, seine Kinder und sein Dienstmädchen in der kalten Jahreszeit ohne Ofen im Zimmer auf Stroh schlafen. Nur gegen eine bedeutende Bürgschaft konnte Otto seine Freiheit erkaufen. Endlich, am 7. Januar 1864 kam die Entscheidung des Appellationsgerichts in Flensburg, durch welche die eingeleitete Criminaluntersuchung als durchaus ungerechtfertigt erkannt und dem Hardesvogt aufgegeben wurde, die gepfändeten Sachen zurückzugeben und die erwachsenen Kosten zu tragen, während Otto in Betreff einer etwaigen Entschädigungsklage auf den civilrechtlichen Weg verwiesen wurde. Glückwünsche von allen Seiten und ein allgemeiner Jubel der Bevölkerung bezeugten, wie zufrieden man mit dieser Entscheidung war.

Als der Hardesvogt sah, daß er auf diesem Wege nicht zum Ziele kommen konnte, griff er zu einem anderen Mittel. Otto war materiell vollkommen ruinirt. Blaunfeldt suchte die große Noth des Mannes zu seinem vollkommenen Untergange zu benutzen. Am Sonntage,

den 10. Januar, beschied er ihn zu sich, verlangte mit katzenartiger Freundlichkeit und unter den schmeichelhaftesten Worten strengste Discretion, und rückte endlich unter dem Versprechen großer Belohnungen mit dem Ansinnen hervor: Otto möge ihm, da er bei seinen bekannten deutschen Gesinnungen keinen Verdacht erregen könne, über die Stellung der alliirten Armee rapportiren. Er stehe, fügte er hinzu, mit dem dänischen General von Gerlach in Verbindung, und habe bereits mehrere Bewohner seiner Harde für seine Zwecke geworben. Anscheinend bereitwillig, in der Hoffnung, dadurch der guten Sache am besten nützen zu können, ging Otto auf Blaunfeldt's Vorschläge ein, um so mehr, da der Hardesvogt im Orte zu bleiben beabsichtigte und sein verrätherisches Spiel fortsetzen wollte. Als die preußischen Truppen nun heranrückten, stellte sich Otto am Abend des zweiten Februar mit zwei Einwohnern Fleckebye's vor dem Hause des dänischen Spions auf, um ihn zu überwachen. Blaunfeldt verließ gegen acht Uhr, in Begleitung eines anderen Mannes, eine Laterne tragend, seine Wohnung, und schlug den Weg nach Holm ein, kehrte aber bald, von preußischen Vorposten zurückgewiesen, wieder um und trat wieder in sein Haus. Jetzt schien der geeignete Augen-

blick gekommen, um für alle erlittene Unbill, für all das Unglück, welches der dänische Hardesvogt über die deutsche Familie gebracht hatte, Vergeltung üben zu können. Otto begab sich Abends zehn Uhr zu den preußischen Vorposten und requirirte eine aus drei Infanteristen und drei Cavalleristen bestehende Patrouille, welche den Hardesvogt auch wirklich in seiner Wohnung verhaftete.

Dann ging ich den Freunden nach, welche schon weit voraus waren. Ein Wagen mit verwundeten Oesterreichern kam mir entgegen. Die Armen lagen in Decken eingewickelt auf dem Wagen. Eine Plane war darüber gespannt, um sie vor dem Winde zu schützen. Sie waren nur leicht verwundet, wie mir der Kutscher sagte. Bei dem ersten Hofe erreichte ich die Offiziere wieder. Der Hauptmann unterhandelte mit dem Besitzer, den er persönlich kannte, um einen Wagen. Nicht möglich. Alle Wagen aus dem Dorfe waren auf Kriegsfuhren unterwegs. Wir marschirten also zu Fuß auf der nach Schleswig führenden Straße weiter. Wagen auf Wagen kamen uns entgegen. Das ganze Land schien hier unterwegs zu sein, da die Eisenbahn nicht fahrbar war. Schon machten wir uns darauf gefaßt, die drei Meilen nach Schleswig zu Fuße zu

gehen. Da hielt vor uns ein Wagen, auf dem nur zwei Personen saßen, der Eigenthümer desselben und sein Kutscher. Es war einer von jenen nichts weniger als bequemen holsteinischen Wagen, auf denen ich vor drittehalb Jahren, als ich die politischen Zustände in Schleswig untersuchte, so vielfach das Land durchstreift hatte. Offen, hochrädrig, sind auf dem Korbe, in Lederriemen hängend, zwei, zuweilen drei Bänke befestigt. „Guten Tag," rief der Besitzer des Wagens mir entgegen, „wollen Sie nach Schleswig?"

Es war der mir bekannte Eigenthümer einer kleinen Landstelle in der Nähe von Itzehoe, der mit seinem Wagen nach Hause zurückkehrte, mit dem er ebenfalls auf Kriegsfuhre gewesen. Bereitwillig stellte er uns sein Gefährt zur Verfügung.

Wir kletterten sämmtlich hinauf. Der brave Andersen stieg ab, und gab uns seinen Knecht mit, um den Wagen zurückzufahren. Auf der Straße nach Schleswig fuhren wir weiter. Es war dieselbe Straße, welche die österreichischen Truppen vor einigen Tagen marschirt waren, um die Schanzen am Danewerk zu nehmen, augenblicklich die interessanteste Straße in ganz Europa. Im Trabe ging es nun vorwärts durch die holsteinischen Dörfer, welche die Dänen noch vor

Kurzem besetzt hatten und, unter dem Titel von Requisitionen, in maßloser Weise ausplünderten. Soldaten aller Waffengattungen kamen uns entgegen, Oesterreicher und Preußen, ungarische Husaren, österreichische Infanteristen, preußische Kürassiere und Uhlanen, dann Wagen mit Heu und Stroh und mit Fleischvorräthen und Brod beladen. Dazwischen sahen wir Wagen mit Bürgern aus Rendsburg, die, um die Brüder in Schleswig zu besuchen, über die Sorge fuhren. Alles war auf den Beinen; dies war um so natürlicher, da während der letzten acht Tage der Uebergang über die schleswigsche Grenze mit einer Menge von Schwierigkeiten verbunden und zuweilen ganz unmöglich gewesen war. Der Bruderstamm zwischen Elbe und Königsau schien heute auch ganz aus seiner gewöhnlichen Natur herauszutreten. Mit Hurrahs ging es an einander vorüber. Zuweilen erkannten sich die Freunde aus Schleswig und Holstein, wenn sie sich hier kreuzten. Dann wurden die Pferde auf einen Augenblick angehalten, die Wagen fuhren nebeneinander, und frohe Nachrichten flogen aus einem in den andern hinüber. Wie lange hatte man keine fröhliche Kunde auszutauschen gehabt! Jetzt hatte der Sturm, der mit einem Male hereingebrochen war, die ganze dänische Herrlichkeit

über den Haufen gestürzt; mit dem eisernen Besen war sie hinweggefegt worden.

So gelangten wir bis zur Sorge, dem Grenzflüßchen zwischen Holstein und Schleswig. Die Dänen hatten auf ihrem Rückzuge vor den österreichischen Truppen die steinerne Brücke gesprengt, welche hier den Bruderstamm mit einander verband. Links neben der Brücke ist eine große Ausspannung mit einem weiten Stallgebäude. Dort kehrten wir ein, um die Pferde ausruhen und füttern zu lassen.

Der große Stall war voll von österreichischen Fouragewagen. Kaum fand unser Gespann noch Platz. Im Hause lag österreichische Infanterie im Quartier, deutsche Truppen. Sie hatten die Dänen hinausgetrieben, welche hier während der letzten vier Wochen gehaust hatten und nun plötzlich vor den anrückenden Oesterreichern in alle Winde zerstoben waren, die Brücke hinter sich abbrechend und das Gespann des Wirths mit sich führend. Auf ihrer ganzen Rückzugslinie haben die Dänen derartige Gewaltthaten in Masse verübt. Manche von diesen Gewaltthaten waren so nutzlos, daß sie nur aus reiner Lust am Frevel verübt worden sein konnten. Wer den dänischen Charakter kennt, kann sich darüber nicht wundern. Auch das Niederreißen

der prächtigen Ulmen auf dem Jungfernstiege in Rendsburg war eine ganz zwecklose Maßregel, welche selbst aus militärischen Gründen nicht gerechtfertigt werden kann. — In der großen Wirthsstube saßen einige von den hier einquartierten Soldaten am Tische, ihr Frühstück verzehrend. Es war Naturalverpflegung, sehr gut ausgebackenes Brod mit vorzüglichem durchwachsenen Speck. Wir setzten uns an denselben Tisch und bestellten unsern Morgenimbiß. Dann frühstückten wir Alle zusammen, und sie erzählten uns von dem Gefecht bei Wedelspang, an dem sie Theil genommen — dem letzten Gefecht, bevor die Dänen das Danewerk geräumt hatten. Es war heiß dabei hergegangen. „Noch auf zwanzig Schritt," sagte ein steirischer Jäger mit wallendem grünen Federbusch, der an den Tisch herantrat, „haben die Kerls auf uns gefeuert, so erbittert waren sie; aber so wir sie gefangen hatten, waren sie wie umgewandelt, kriechend und freundlich."

Der Oberstlieutenant und der Hauptmann lachten. „Ja, ja," riefen sie, „wir kennen sie ja aus den drei Feldzügen, auch damals waren sie so. Es liegt das einmal im dänischen Charakter."

„Sehen Sie," rief ein Infanterist, „da diese dänische Kugel, wie groß sie ist, und was für eine nieder-

trächtige Form sie hat. Sie schlug neben mir in die Mauer. Ich habe sie mir zum Andenken aufgehoben."

Wir betrachteten die Kugel. Es war eine Spitzkugel, an ihrem untern Ende von konischer Form. Die Kugel war von enormer Größe.

„Aber, sagt mir mal," fragte ich, „weshalb haben die Dänen das Danewerk denn gar nicht vertheidigt? Es ist auf der ganzen Linie ja gar kein Kampf gewesen. Das Danewerk ist ja fast gar nicht zu nehmen."

„Ja," erwiederte der Jäger, „wir begreifen es nicht; sie haben geglaubt, die Preußen wären bei Arnis über die Schlei gegangen und kämen ihnen in den Rücken."

„Es ist aber gar nicht möglich," sagte der Hauptmann, „daß sie das geglaubt haben. An der ganzen Schanzenreihe von Friedrichsstadt bis nach Arnis läuft ja eine Telegraphenlinie entlang. Sie mußten ja unterrichtet sein, daß die preußischen Truppen den Uebergang noch nicht bewerkstelligt hatten."

Wir sahen uns Alle schweigend und verwundert an, und der Gedanke, der schon hie und da im Lande laut wurde, tauchte in uns auf, daß das ganze Gefecht an der Danewerkstellung ein Scheingefecht gewesen sei, um abermals den diplomatischen Machinationen als Folie zu dienen. Nun, die nächsten vier Wochen werden

Vieles enthüllen. Da trat ein preußischer Offizier mit einer Ordonnanz ins Zimmer. Vor dem Helme trug er das weiße Landwehrkreuz. Der Offizier kam von Schleswig. „Wie steht es in Schleswig?“ fragten wir einstimmig.

„Nun, das können die Herren sich denken,“ entgegnete er, „ungeheurer Jubel. Aber wie lange wird's dauern, dann geht die alte Geschichte los, wie vor vierzehn Jahren.“

Jetzt sprach der Mann da in der preußischen Offiziersuniform denselben Gedanken aus, den wir so eben alle vier gedacht hatten. Er ging wieder hinaus, um seinen Weg nach Rendsburg fortzusetzen. Wir schwiegen einen Augenblick, verstummend über den Gedanken, der so eben hier ausgesprochen war. „Hat nichts zu sagen,“ rief endlich der Hauptmann, „Blut ist geflossen; auch wir haben mitzusprechen. Zuerst wollen wir mal das Land aufräumen.“

Wir stießen Alle mit einander an auf Schleswig-Holstein, die österreichischen Soldaten und wir. Der Portwein war ausgetrunken. Der Kutscher zeigte uns an, daß der Wagen angespannt sei. In einigen Minuten trabten wir aus dem Stalle hinaus. Auf einer hölzernen Nothbrücke ging's über die Sorge. Jetzt

waren wir in dem eigentlichen Lande des „verlassenen Bruderstammes“, in dem seit dreizehn Jahren gemißhandelten und in der kleinlichsten und erbärmlichsten Weise gequälten Schleswig angekommen. Weit dehnten sich die jetzt schneebedeckten Fluren und Aecker vor uns aus, überall von den hohen „Knicks“ durchzogen. Das Wetter wurde immer schlechter. Der am Morgen abwechselnd fallende Schnee hatte sich in ein dauerndes Schneegestöber verwandelt. Der Schnee kam von vorn, ein eisiger Wind wehte uns entgegen. Wir konnten uns kaum in unsern Pelzen erwärmen. Wir Alle sehnten das Ende unserer heutigen Reise herbei. Aber die Entfernung zwischen Rendsburg und Schleswig ist drei starke Meilen. Auch fing der Abend an heranzudunkeln. Mit dem Schneegestöber vermischte sich ein aufsteigender Nebel. Die Straße wurde, je näher wir an Schleswig herankamen, immer einsamer. So kamen wir von Sorgebrück nach Kropperbusch, von Kropperbusch nach dem Dorfe Jagel. Jagel war der Schauplatz eines mehrstündigen Kampfes gewesen. Das Dorf besteht aus einigen zwanzig Gehöften, welche von den Dänen besetzt waren und hartnäckig vertheidigt wurden. Jedes Haus mußte unter dem Gewehrfeuer der Dänen mit dem Bajonnet genommen werden. Von

den Dänen war das 1. und 9. Regiment, unterstützt durch die Geschütze einer gezogenen Feldbatterie im Gefecht; jeder Angriff Seitens der österreichischen Truppen erfolgte durch ein Bataillon des Regiments „König von Preußen“, verstärkt durch eine Compagnie des preußischen Garderegiments „Königin Augusta“. Nach einem zweistündigen Gefechte war das Dorf Jagel genommen. Oberst Benedek war schwer verwundet.

Am 1. Februar war der Einmarsch der Oesterreicher zu gleicher Zeit, wo die preußischen Truppen bei Levensau die Eider passirten, in das Herzogthum Schleswig erfolgt. Die Brigaden Nostiz und Gondrecourt überschritten die Eider bei Rendsburg. Nach einigen Schüssen der im Kronwerke hinter den Palissaden aufgestellten Posten zogen sich die Dänen zurück, von den Husaren des Regiments Liechtenstein verfolgt. Die Brigade Gondrecourt hatte den Auftrag, gegen Lottorf, Jagel, Oberselk und Wedelspang vorzugehen und sich in diesen Ortschaften festzusetzen, während die nach rechts folgenden Brigaden das Terrain vor der Schlei occupiren sollten, und die Verbindung mit dem Corps des Prinzen Friedrich Carl herstellten. Der linke Flügel der vereinigten Armeen hatte die Linie bis Friedrichsstadt zu bewachen und nöthigenfalls dort einen

Uebergang zu erzwingen. Lottorf war unbesetzt. Bei Jagel leisteten die Dänen den ersten Widerstand.

Zu derselben Zeit, als das österreichische Regiment „König von Preußen“ mit den Dänen ins Gefecht gerieth, rückte das 18. Jägerbataillon gegen Königshöhe und Wedelspang vor. Königshöhe ist eine in nordwestlicher Richtung von Klosterkrug, dem eigentlichen Bahnhofe der Stadt Schleswig, sich erhebende Anhöhe. Jenseits Königshöhe hatten die Dänen eine Schanze angelegt. Als die Oesterreicher zwischen Oberselk und dem Noer durch vorrückten, fanden sie sowohl Königshöhe wie Wedelspang stark besetzt. Ein heftiger Kampf entwickelte sich. Unter dem Feuer der Schanze stürmten die Jäger Königshöhe, während das Regiment „Martini“ und das 2. Bataillon „König von Preußen“ Wedelspang nahmen, nachdem die Dänen nach einem hartnäckigen Widerstande aus dem Dorfe Oberselk und aus einer gut durch Knicke gedeckten Stellung hinausgeworfen waren. Das Gefecht bei Oberselk und die Erstürmung der „Königshöhe“ hatte viel Blut gekostet. Die Oesterreicher hatten mit unvergleichlicher Bravour gefochten und drangen mit zu großem Ungestüm bis an die Schanze vor. Erst die Dunkelheit machte dem blutigen Gefecht ein Ende. Die Dänen schossen vortreff-

lich, und wichen erst vor dem ungestümen Bajonnetangriff der unter fortwährendem Hurrah anstürmenden Oesterreicher. Fast zweihundert Mann waren gefallen, dreihundert verwundet, acht Offiziere waren todt, verwundet mehr wie zwanzig. Aber die Aufgabe der Brigaden Nostiz und Gondrecourt war vollständig gelungen. Man hatte sich vor dem Danewerk festgesetzt. Die „Königshöhe“ wurde mit gezogenen Geschützen armirt, und es wurde auf dem Damme am Haddebyer Noer gegen die inneren Stellungen des Danewerks vorgegangen. Inzwischen drang die Brigade Thomas bis nach Fahrdorf, Schleswig gegenüber, fast an die Schlei vor, ohne auf besondern Widerstand zu stoßen, und eröffnete am 5. Februar ihr Feuer gegen den in der Schlei liegenden Mevenberg und den Lollfuß, wo die dänischen Batterien zum Schweigen gebracht wurden. Am 6. Februar sollte ein allgemeiner Sturm auf die festen Positionen des Danewerks unternommen werden. Die vorhergehende Nacht war dazu bestimmt gewesen, die Batterien des österreichischen Armeekorps fertig zu machen. Da erfolgte, ganz unerwartet, plötzlich der Rückzug der Dänen.

Es scheint mir, bevor ich in meiner Schilderung weiter fortfahre, hier der passendste Ort, um eine

Schilderung der Danewerkstellung zu geben. Ich entnehme sie im Auszuge einer vortrefflichen Schrift *). Die Danewerkstellung erstreckt sich von der Mündung der Schlei längs dieses Gewässers bis Schleswig, folgt der Reider-Au und Treene bis zur Eider und findet in Friedrichsstadt ihren rechten Flügelpunkt.

Dieselbe hat von letztgenanntem Ort bis Schleimünde in gerader Linie eine Länge von 10 Meilen. Die Stellung ist demnach sehr lang, jedoch giebt es große Strecken, die durch Ueberschwemmungen, und andere große Strecken, die durch eine breite Föhrde, die Schlei, gedeckt sind. Die rechte Flanke von Friedrichsstadt bis zur östlichen Umbiegung der Reider-Au bietet nur einzelne Angriffspunkte dar, und dieselben sind von solcher Beschaffenheit, daß sie nur einer kleinen Stärke bedürfen, um vertheidigt werden zu können; dasselbe ist der Fall mit den Uebergängen über die Schlei, so daß die Stellung in Wirklichkeit nur 3/4 Meile lang ist. — Fassen wir zunächst den rechten Flügelpunkt, Friedrichsstadt, ins Auge. Die Stadt Friedrichsstadt liegt am Zusammenfluß der Treene und Eider, in südwestlicher

---

*) Dänemarks Wehrkraft. Von einem Norddeutschen Offizier. Berlin 1863. Verlag von E. Mittler und Sohn.

Richtung von Schleswig, in nordwestlicher von Rendsburg, im reichsten und fruchtbarsten Theile beider Herzogthümer.

Die an und für sich schon sehr feste Lage von Friedrichsstadt ist nun durch verschiedene Werke verstärkt worden. Die Stadt selbst ist gegen die Eider hin wie gegen die Treene von Wällen und Deichen so gut wie eingeschlossen; letztere können bequem durch Geschütze bestrichen werden. An der Eiderfähre ist ein Brückenkopf angelegt von bedeutender Stärke; das Profil desselben hat eine Höhe von 30′ von der Grabensohle bis zur Brustwehrkrone, die Facen mehr als 100′ Länge, Placements von 6--8 Kanonen sind vorhanden*). Auf der dithmarsischen Seite, südlich des Brückenkopfs, sind mehrere vorgeschobene Werke angelegt. Bei Drage, Seeth und Süderstapel erheben sich vorgeschobene Werke mit einer Rückzugslinie auf Schwabstedt, wo dicht an der südlichen Seite der Treene eine größere Schanze aufgeführt ist. Friedrichsstadt wird dadurch ein sehr fester Punkt, dessen Wegnahme nur mit den größten Opfern verknüpft sein würde.

*) Der Brückenkopf wurde nach der Besetzung Rendsburgs durch die Bundestruppen von den Dänen demolirt.

Zwischen Friedrichsstadt und den Danewerken ist die Danewerkstellung nun durch den Lauf der Treene, Reider-Au und das bedeutende Hollingstedter Moor geschützt. Die Treene hat von Hollingstedt bis zur Einmündung in die Eider die bedeutende Breite von 300 bis 1500 Schritt. Mit Hülfe der großen Schleuße bei Friedrichsstadt kann das Treenethal bis Hollingstedt unter Wasser gesetzt werden; von Hollingstedt hat man weiter in östlicher Richtung sieben lange, theilweise mit Schleußen versehene Deiche aufgeführt, die dazu dienen sollen, das Wasser im Thale der Reider-Au aufzudämmen; dieselben laufen von Süden nach Norden und sind sämmtlich am nördlichen Endpunkte mit großen Schanzen versehen. Bei Hollingstedt befindet sich eine neue feste Brücke über die Treene, nördlich der Stelle, wo die Treene sich in die Reider-Au ergießt. In Verbindung mit dem Thal der Treene steht das südlich vorliegende Terrain der Sorge, welches ebenfalls mit leichter Mühe total impraktikabel gemacht werden kann. An ein Operiren mit größeren Truppenkörpern in diesem Landstrich ist daher gar nicht zu denken.

Der wichtigste, weil am meisten gefährdete, Punkt der ganzen Stellung ist die Gegend bei Schleswig, die durch die Danewerke in 3/4 Meilen langer Ausdehnung

vertheidigt wird. Die Stadt Schleswig liegt am westlichen Ende des Meerbusens der Schlei. Von Schleswig westlich bis nach Hollingstedt erstreckt sich das aus uralter Zeit herstammende, für eine Vertheidigung aber noch günstige Danewerk, und in südwestlicher Richtung der Margarethenwall. In der Nähe' der Uebergangsstelle bei Hollingstedt theilt sich der westliche Theil des alten Danewerks in zwei Arme, die früher einen Halbkreis bildeten, dessen Endpunkte sich an die Treene stützten. Die schon vor mehr als 1000 Jahren erbauten Werke sind zum Theil verfallen, an manchen Stellen 15, an anderen 20 Fuß hoch, und war für deren Erhaltung bis zur Zeit des Treffens bei Schleswig nichts geschehen. Seither aber hat die dänische Regierung auf die sorgfältigste Art für die Verstärkung dieses wichtigen Punktes Sorge getragen. Nahe der Stadt Schleswig besteht die Befestigung aus einer Reihe von zwölf Schanzen, welche sich von der Schlei, östlich Bustorf, bis nach dem Dorfe Groß-Danewerk erstrecken. Dieselben sind über einen Höhenrücken vertheilt, auf dessen Südseite die Klosterkrug-Schleswiger Zweigbahn sich erstreckt, und nimmt der Abstand zwischen den einzelnen Schanzen nach dem Verhältnisse der Entfernung von der Stadt zu. Dieselben können als einzelne los-

gerissene, aus Erde aufgeführte Bastionen betrachtet werden, welche gegen Süden gerichtet sind; sie sind sämmtlich sturmfrei und in der Kehle mit Palissaden geschlossen. Die zehnte und zwölfte Schanze, welche letztere in unmittelbarer Nähe des Dorfes Groß-Danewerk angelegt ist, sind geschlossen und bestehen aus einem hohen und breiten Erd-Ringwall, welcher von einem tiefen und breiten Graben umgeben ist. Der einzige Zugang zu diesen Schanzen wird durch eine Brücke vermittelt, welche über diesen Graben führt, aus lose neben einander liegenden Balken hergestellt ist und ohne Zeitverlust entfernt werden kann. Durch ein starkes, mit Schießscharten versehenes hölzernes Thor gelangt man in das Innere der Schanze, in deren Mitte ein Blockhaus angebracht ist, welches über 120 Mann aufnehmen kann. Dasselbe ist in einer kleinen Vertiefung, auf gemauertem Fundament, aus dem schwersten Bauholz aufgeführt und auf allen vier Seiten mit Schießscharten versehen. Eine Pforte aus dickem Bohlenholz bildet den Eingang. Das Dach ist bombensicher eingedeckt.

Hinter den Danewerken befinden sich ausgezeichnete Haltepunkte, falls die Armee gezwungen sein sollte, erstere aufzugeben; so die Höhenzüge zwischen Husbye

und dem Gottorfer Schlosse, letzteres als Anlehnung für den linken Flügel.

Die weitere Ausdehnung der Danewerkstellung nach Osten werde ich bei Gelegenheit der Darstellung des Angriffes der Schanzen bei Missunde durch die preußischen Truppen schildern, und jetzt in meiner unterbrochenen Darstellung weiter fortfahren.

Endlich erblickten wir die halb in Schnee vergrabene Häusergruppe des Klosterkrugs. Gleich hinter Klosterkrug gelangten wir zu der äußersten Schanzenlinie, an den Kohgraben. Zwei Eisenbahnlinien und die Heerstraße durchschnitten an dieser Stelle den Kohgraben. Der Graben hatte eine nicht unbedeutende Tiefe, die Brustwehr war hoch. Die österreichischen Truppen hatten ohne Widerstand diese äußerste Schanzenlinie passirt. Nach einer Viertelstunde langten wir in Bustorf, einem gerade vor Friedrichsberg liegenden Dorfe, an. Nun passirten wir den eigentlichen Danewerkwall. Links erhoben sich die hohen, ganz in Schnee gehüllten, nun verlassenen Schanzen. Hinter dem Danewerkwall fuhren wir in Bustorf ein. Ein ganz zerstörtes Haus lag am Wege. Die Dänen hatten das Haus zerstört und im Garten alle Obstbäume und Planken niedergehauen, um den Colonnenweg über

das Grundstück zu führen. Schnee bedeckte jetzt die Trümmer. Dann kam ein Gebäude, welches niedergebrannt war. Die Dänen hatten es angezündet, weil es ihnen in der Schußlinie lag. Hier sah man alle Schrecken des Krieges. Da links stand das Bustorfer Spritzenhaus. Es war voll von todten österreichischen Soldaten. Sie waren fast alle in der Vorpostenkette gefallen. Die meisten waren durch den Kopf geschossen. Ich ließ den Wagen halten und trat einen Augenblick hinein. Es war ein schrecklicher Anblick. Endlich hatten wir Friedrichsberg, die Vorstadt Schleswigs, erreicht. Alle Häuser waren mit deutschen und schleswig-holsteinischen Fahnen geschmückt. Die Straße war durch lange Wagenzüge gesperrt, welche Pontons auf die Straße nach Flensburg führten. Die ganze Stadt bot einen kriegerischen Anblick. Geschütze, Wagen mit Pontons, mit Munition und Kriegsmaterial dicht hintereinander. Da am Schloß Gottorf, bei dem Thore standen eine Menge im Danewerk erbeutete Kanonen. Sonderbares Schicksal! Es waren dieselben Kanonen, welche man im Jahre 1851 so verrätherisch an Dänemark ausgeliefert hatte. Alle Räume im Schlosse Gottorf waren heute mit Verwundeten und dänischen Gefangenen gefüllt. Jetzt betraten wir die

eigentliche Stadt Schleswig. Alle Häuser hatten auch hier schleswig-holsteinische und deutsche Fahnen ausgesteckt. Schleswig war ja eine befreite Stadt. Sämmtliche dänische Beamte waren in den ersten vierundzwanzig Stunden, wo die Dänen die Stadt verlassen hatten, fortgejagt worden. Auch nicht ein einziger war übrig geblieben. Die ganze Stadt war mit dem eisernen Besen ausgefegt.

Drittes Kapitel.

Von Schleswig nach Missunde.

Doris Esselbach. — Schloß Gottorf. — Die Straße nach Fleckebye. — Haddebye. — Blaunfeldt in Fleckebye. — Dänische Befestigungen und Redouten im Defilé zwischen der Schlei und der Eckernförder Bucht. — Weg nach Missunde. — Die militärische Position und die Schanzen bei Missunde. — Das Artilleriegefecht bei Missunde und die Recognoscirung. — Die Schanzen nach dem Gefecht. — Scenen aus dem Gefecht. — Major v. Jena. — Graf v. d. Gröben.

Wer kennt nicht, wenn er jemals in Schleswig-Holstein gewesen ist, Doris Esselbach, die Wirthin zur „Stadt Hamburg“ in Schleswig? Und wen kennt sie selbst nicht, wen hat sie nicht gesehen und nicht ge-

sprochen? Alle Personen, welche während der letzten sechszehn Jahre auf dem militärischen oder politischen Theater in Schleswig-Holstein irgend eine Rolle von Bedeutung gespielt haben, sind bei ihr vorübergezogen. Der alte Wrangel, General von Willisen, der tapfere Sieger von Eckernförde, Capitän Jungmann, der brave Theodor Preußer, General von Baudissin, General von Bonin, Louise Aston, der Major v. d. Tann, die preußischen und österreichischen Civilcommissäre von damals und heute, General de Meza und General Schleppegrell, Prinz Friedrich Carl und der Kronprinz von Preußen, General v. Gablenz und der Herzog von Coburg — alle hat sie gekannt, mit allen hat sie gesprochen, von allen weiß sie charakteristische Aeußerungen und Züge zu erzählen. Dänen, Oesterreicher, Preußen, Hannoveraner und Sachsen, alle Streiter für und gegen Schleswig-Holstein sind auf Stunden oder Tage in ihrem gastlichen Hause eingekehrt. Die Deutschen sagen von Doris Esselbach, sie sei dänisch, die Dänen sagen, sie sei deutsch, Alle aber stimmen darin überein, daß sie eine so energische und intelligente Frau sei, wie nur Eine in Schleswig-Holstein.

In die Stadt Hamburg, das Haus dieser Doris Esselbach, ging ich, um mir Extrapostpferde nach Mis-

kunde zu bestellen. Frau Esselbach ist nämlich zugleich Posthalterin in der Stadt Schleswig, und man sagt von ihr, daß kein Mann der Stelle eines Posthalters jemals so gewachsen gewesen sei, wie sie, und daß sie, wenn es nöthig, selbst zuweilen Courierstiefel anziehe und zu Pferde steige. Ein Kellner führte mich, wie er mir sagte, zu „seiner Madame“. Frau Esselbach saß in ihrer kleinen Schreibstube vor dem Schreibtisch. Ich sah sie heute zum ersten Male. Sie war eine stattliche Frau in den vierziger Jahren.

Einige Minuten vergingen, ehe sie mich bemerkte. Dann wandte sie sich zu mir um, und fragte kurz: „Mit wem habe ich die Ehre?“

„Oh, Sie kennen mich recht gut, Madame.“

„Ach ja, nicht wahr, früher Offizier in der schleswig-holsteinischen Armee. Ich erinnere mich. Sie sind . . . . .“

Es ist nämlich eine besondere Spezialität der Wirthin zur Stadt Hamburg, worauf sich dieselbe Etwas zu Gute thut, ein enormes Namens- und Gesichtsgedächtniß zu haben.

Ich lachte. „So schnell kommen wir nicht zu Ende; wer ich bin, wissen Sie, gesehen haben wir uns nie.“

Frau Esselbach ist heftigen Temperaments und hat

nie viel Zeit. Ganz kurz fragte sie: „Verstehe ich nicht; mit wem habe ich die Ehre?“

Ich nannte ihr meinen Namen. Dann stand sie auf, betrachtete mich einige Augenblicke und reichte mir die Hand. „Es freut mich, Dich endlich einmal zu sehen,“ sagte sie, „warum hat man Dich nicht längst schon zu mir geführt? Man hat Dir wohl gesagt, daß ich eine Dänin sei?“

Frau Esselbach hat nämlich unter vielen besonderen Eigenschaften auch die Eigenschaft an sich, daß sie Personen, für die sie ein ganz besonderes Interesse hegt, „Du“ nennt.

„Nun ja,“ erwiederte ich, „die Einen sagten dies, die Andern sagten das.“

„Ich sage Dir aber,“ fuhr Frau Esselbach heftig werdend fort, „daß ich keine Dänin bin; ich habe ein deutsches Herz. Als Wirthin dieses Hauses kann ich mich nicht darum bekümmern, ob Jemand, der bei mir einkehrt, dänisch oder deutsch ist. Aber mein Herz ist immer deutsch. Vor einigen Tagen war der alte Wrangel hier. „Alter Wrangel,“ sage ich, „bist Du auch wieder da? Na, nun sehe ich schon, wie die Geschichte wieder kommt. Aber ich sage Dir, wrangele uns nicht zum zweiten Male, wir leiden das durchaus nicht.“ — Und was willst

Du denn? erwiederte er. — Was ich will? sagte ich, ich will die Wiedereinführung der deutschen Sprache in Kirche, Schule und Verwaltung, ich will, daß die Dänen abgesetzt werden, ich will die Aufhebung der gemischten Districte, ich will eine deutsche Regierung. — Nun, und wen willst Du denn als Regierung? — Das ist mir einerlei, aber ich will eine deutsche Regierung, und daß die Herzogthümer zusammen bleiben."

„Wahrhaftig, das war eine kurze und zugleich verständige Antwort. Aber, wie ist's nun mit meinen Extrapostpferden? Ich muß sofort nach Missunde fahren."

„Extrapostpferde habe ich nicht; selbst Dir kann ich keine geben. Aber, warum willst Du nicht mit dem Postwagen fahren? Er fährt gleich ab. Ich werde Dich einschreiben lassen. Von Fleckebye mußt Du Dir dann einen Wagen nehmen."

„Nun gut, ich habe keine Wahl. Pferde gehören hier zu den Seltenheiten."

Frau Esselbach klingelte. Der kleine Kellner erschien. „Für den Herrn ein Billet nach Fleckebye!" Der Kellner verschwand ebenso eilig, wie er gekommen war.

Frau Esselbach reichte mir die Hand zum Abschiede. „Wenn Du wieder kommst," sagte sie, „so wohnst Du bei mir. Du sollst gut bei mir wohnen."

Dann sah sie mich einige Augenblicke an, als wenn sie Anstand nehme, einen Gedanken, den sie hatte, auszusprechen. Plötzlich sagte sie hastig:

„Sage mal, brauchst Du auch Geld? Ich kann Dir Geld geben. Ich habe immer Geld."

Ich lachte. „Sehe ich Dir etwa so aus, als ob ich Geld brauche, Doris Esselbach?"

„Nein, das thust Du nicht, aber — Du warst gefangen. Es wäre doch möglich. Genire Dich nicht."

Gerührt reichte ich der Wirthin zur Stadt Hamburg die Hand. „Doris Esselbach," sagte ich, „Du bist die Erste in diesem Lande, welche mich fragt: Brauchst Du auch Geld? Und von Dir sagen die Menschen, daß Du eine Dänin seiest. Eine Dänin würde mir kein Geld geben. Nein, beruhige Dich, ich brauche gar nichts, habe Geld genug. Aber ich danke Dir. Wenn ich wieder komme, werde ich bei Dir wohnen. Wenn mir wieder Jemand sagt, daß Du dänisch seiest, werde ich ihm unsere heutige Unterredung erzählen. Nun lebe wohl, Doris Esselbach. Auf Wiedersehn."

Nach einigen Minuten saß ich im Postwagen, der nach Fleckebye fahren sollte. Mir gegenüber saßen zwei Männer in den mittleren Jahren, schleswig-holsteinische Ruhe auf dem Gesicht. Vorerst ging der Wagen aber

nicht weit. Er fuhr blos um die Ecke bis zur Eisenbahnstation. Dann stand er still, um die Ankunft des Zuges von Flensburg zu erwarten. „Eine Stunde dauert es gewiß noch bis dahin,“ sagte gleichmüthig der Postillon, knöpfte seinen rothen Mantel auf, zog eine Pfeife heraus und schlug nach alter Sitte mittelst Stahl und Stein Feuer an. Meine beiden Reisegefährten blieben mit schleswig-holsteinischer Ruhe, welche durch nichts erschüttert werden kann, sitzen. Das konnte ich nicht aushalten. Nach den Tagen des Schneesturmes und des tiefen Winters war heute ein heiterer Frühlingstag am blauen Himmel aufgestiegen. Ich verließ den Wagen und schaute mich um. Dort rechts breitete sich die Stadt Schleswig mit ihren rothen Dächern und weißen Wänden an den blauen Ufern der Schlei wie ein ungeheures Hufeisen aus, dort erhob sich der Dom mit seinem gewaltigen Dache und seinem Glockenthürmchen darauf, der ehrwürdige, alte Dom, von dessen Kanzel der „Swinemartens“, der einst in Tönning als Pastor zugleich dem Schnapsladen seines Schwiegervaters vorstand, zwölf Jahre vor leeren Bänken gepredigt hatte. Jetzt war der Wirksamkeit des Biedermanns ein Ende gemacht worden.

Ich wandte mich zunächst nach Schloß Gottorf, welches sich links vor mir aufbaute. Das Schloß ist durch

Demolirungen und Neubauten vollständig modernisirt worden, obschon Schleswig selbst eine der ältesten Städte des Landes ist. Die Dänen hatten vor, das Schloß vor ihrem Abzuge aus Schleswig in die Luft zu sprengen. Glücklicherweise wurden sie durch ihren eiligen Rückzug an der Ausführung dieses vandalischen Gedankens gehindert. In den letzten Jahren hatten sie das Schloß, welches einst die Wohnung von Herzogen und Königen war und später als Reliquie sorgsam in der alten, burgartigen Gestalt erhalten wurde, in einen Dragonerstall verwandelt. Man wollte auf diese Weise die Erinnerung an eine Zeit austilgen, wo Schleswig eigene Herzöge hatte. Es war das Ministerium Oerstedt, welches diese vandalische Maßregel beschloß, dasselbe Ministerium, dem die preußische Kreuzzeitung so oft Zeugnisse ihres Wohlgefallens ertheilte. In der zum Schlosse führenden schönen Buchenallee hatten die Dänen aber in den letzten Tagen ihrer Herrschaft wieder in barbarischster Weise gehaust. Fast die Hälfte der stattlichen Bäume war mit der Art umgeschlagen. Im Innern des unschönen und winkeligen Schloßhofes brannte ein helllodernndes Feuer. Bettstellen, Matratzen und alle mögliche Lazarethgegenstände standen und lagen umher. In den untern Räumen stöhnten die Verwundeten aus den Gefechten bei

Oberselk, bei Wedelspang, bei Bustorf und bei Deversee unter ihren Schmerzen und unter den Händen der Aerzte. Es war zu traurig da drinnen. Ich ging darum wieder hinaus in den heitern milden Tag und in den goldnen Sonnenschein und betrachtete mir die im Schlosse aufgefahrenen Kanonen jeden Kalibers, welche die Oesterreicher den Dänen abgenommen hatten. Endlich kam der Zug von Klosterkrug angebraust; unser Postwagen fuhr ab.

Der Weg von Schleswig nach Eckernförde ist recht hübsch. Die Landschaft bietet keine großartigen Contraste, aber sie ist das Bild einer Idylle, in welche zuweilen ein leiser schwermüthiger Hauch hineinweht. Bis nach Fleckebye führt der Weg fast immer den Ufern der Schlei entlang. Zuerst rollte der Wagen im langsamen Trab durch Friedrichsberg, das westliche Dritttheil der Stadt Schleswig, welche aus einer einzigen, anderthalb Stunden langen Straße besteht. Dann kamen wir wieder an den Schanzen bei Friedrichsberg vorüber. Wären sie vertheidigt worden — sie waren gar nicht armirt und auch im Bau noch nicht einmal vollendet — so wäre wahrscheinlich der Friedrichsberg dabei in Flammen aufgegangen. Von Bustorf führt die Straße nach Eckernförde in südöstlicher Richtung. Ueberall waren zu beiden Seiten des Weges die Bäume von den Dänen

umgehauen worden, um die Straße in der Richtung nach Eckernförde mit den Kanonen bestreichen zu können. Nochmals erschien das Bild der Stadt Schleswig mit ihrem altersgrauen Dome jenseits des blauen Seespiegels der Schlei. Unwillkürlich dachte ich wieder an Swine-Martens, wie er, zuviel Portwein im Kopfe, in der Straße umhertaumelte. Er wollte seine fette Pfründe gar nicht verlassen. „Ich habe mit meinen lieben Schleswigern die Tage der Trübsal getheilt, ich will auch in den Tagen der Freude bei ihnen bleiben," sagte er mit schwermüthiger Stimme. Aber die lieben Schleswiger wollten nichts davon hören, und Abends um sechs Uhr, an demselben Tage, wo die Oesterreicher in Schleswig eingezogen waren, verließ er die Stadt.

Dann erschien links von der Straße die Kirche von Haddebye, eine der ältesten des Landes. Nun ging's über eine Nothbrücke; die Dänen hatten hier den Damm, auf dem die Landstraße hinlief, durchstochen. Mit jedem Schritte wurde die Landschaft mannigfaltiger, die Ebene verwandelte sich in bewaldetes Hügelland, und zuweilen blitzte der von der Nachmittagssonne vergoldete blaue Wasserspiegel durch die Baumgruppen. Jetzt rollte der Wagen durch die ersten zu Fleckebye gehörigen stattlichen Höfe und hielt dann vor dem Wirthshause. Fleckebye

war seit den letzten zehn Jahren der Wohnsitz des Hardesvogts Blaunfeldt. Dort drüben auf der andern Seite der Straße stand sein Haus, ein prächtiges, modernes Landhaus von stattlichsten Verhältnissen und mit einem im englischen Geschmack angelegten Garten umgeben, mit der Aussicht auf die Waldung um Louisenlund und auf die Schlei. Blaunfeldt hatte aus seiner Hardesvogteistelle jährlich mehr als 7000 Thaler herauszuschlagen gewußt, durch die seinen Amtseingesessenen völlig willkürlich aufgelegten Strafgelder. Wenn er es dabei gar zu toll trieb, so griff wohl das Appellationsgericht in Flensburg zuweilen in die Wirthschaft ein, welche ihres Gleichen übrigens in Schleswig nicht gefunden hat; aber das geschah selten und genirte Blaunfeldt sehr wenig. Jetzt stand das schöne Haus einsam und verlassen. Der Besitzer befand sich in Rendsburg im Kerker, sein Sohn saß als Spion im Gefangenhause in Kiel, und seine Frau war in Berlin und Kopenhagen, um das Leben ihres Mannes zu erflehen.

In Fleckebye erhielt ich ohne Schwierigkeit Postpferde nach Missunde. Während ich in der Stube des Wirthshauses das Anspannen der Pferde erwartete, traten mehrere Landleute herein. Ich sprach mit ihnen von Blaunfeldt. „Ja,“ sagte der eine, „vierzehn Jahre

haben wir gebetet, daß uns der liebe Gott diesen Kerl vom Halse schaffen möge."

„Vierzehn Jahre gebetet?" konnte ich nicht umhin, dem Manne zu erwiedern. „Da gehört schleswig-holsteinische Geduld dazu. Ich hätte ein Mittel gewußt, ihn in vierzehn Tagen loszuwerden."

„Nun," sagte der Andere, „und was wäre denn das gewesen?"

„Das Mittel war sehr einfach. Ihm einige Knochen im Leibe zu zerbrechen, und damit alle acht Tage fortgefahren. Ich sage Euch, er hätte es nicht vierzehn Tage ausgehalten."

Dann war der Wagen bereit. Wieder kam ich jetzt über ein Terrain, welches mit der Hauptstellung bei dem Danewerke fortificatorisch verbunden war. Es war das Defilé zwischen der Schlei und der Eckernförder Bucht. Gegen einen Angriff von der Eckernförder Seite her hatte man versucht, sich folgendermaßen zu sichern. Vom Louisenlunder Schloßgarten, dessen Bäume ich drüben sah, längs der „großen Breite", einer Bucht der Schlei, war eine größere und kleinere Dämmung angelegt, welche beide mit Schleußen versehen waren. Durch diese Schleußen konnten zwei Auen so angestauet werden, daß sie eine künstliche Ueberschwemmung des gan-

zen Terrains von Fleckebye bis Windebye Noer bei Eckernförde hervorbringen. So lange der Feind nicht die Dämmung durchbrochen hatte, welche der Sicherheit halber noch mit Redouten versehen ist, brauchte die dänische Armee nur die Chaussee zu besetzen und zu vertheidigen. Bei dem Dorfe Borby, nördlich von Eckernförde, war überdies eine Batterie zur Bestreichung des Dammes der durch und nach Eckernförde führenden Chaussee angelegt. Weshalb auch diese kleineren und sehr geschickt angelegten fortificatorischen Anlagen zur Vertheidigung des Defilés zwischen der Schlei und der Eckernförder Bucht, durch welches hindurch die Preußen auf der Eckernförder Chaussee gerade nach Missunde vordrangen, nicht benutzt worden sind, ist mir, vom militärischen Standpunkte aus, vollkommen unbegreiflich. Daß die Dänen den Gedanken gehabt hatten, es zu thun, sah ich an einer Stelle des Dammes, auf dem die Chaussee hinlief, wo man Durchstechungsversuche gemacht hatte. Der Wagen bog jetzt in nördlicher Richtung auf einem Landwege nach Missunde ein. Kaum konnten die Pferde in dem tiefen Boden fortkommen. Nach einer halben Stunde fuhr ich zwischen zwei Schanzen hindurch. An der linken Seite erhob sich neben der zweiten eine dritte Schanze. Den sich nach dem Dorfe

Missunde ziemlich steil senkenden Weg aufwärts zogen sechs Pferde eine Kanone. Es war eine von den Kanonen, welche die Dänen in den Schanzen zurückgelassen hatten.

Einige funfzig Schritt abwärts hielt ich vor dem ersten strohgedeckten Hause von Missunde, in welchem die österreichische Feldwache lag. Der Sergeant, welcher dieselbe commandirte, erbot sich, mich in den Schanzen umherzuführen. Die Schanzen waren noch fast ganz in demselben Zustande, in welchem sie von den Dänen geräumt waren. Nur einige Kanonen waren bereits von ihrem Bette genommen und fortgeschafft; andere standen noch dort und richteten ihre Mündungen auf das Defilé, welches ich soeben passirt hatte. In der Mitte jeder Schanze befand sich ein kolossales Pulvermagazin, in dem noch bedeutende Vorräthe vorhanden waren. Das Dach war bombensicher eingedeckt. Der Zugang zu demselben war durch eine Palissadenreihe geschlossen. Wenige Schritte vor dem Pulvermagazine standen Blockhäuser aus dicken Balken, so groß, daß sich ein ansehnlicher Theil der Besatzung dahin zurückziehen konnte. Noch bedeckte Stroh den gedielten Boden. Kartätschen und Shrapnells lagen zerstreut umher, dazwischen Lederhelme und mit Blut befleckte Kleidungs-

stücke. Noch standen die Munitionswagen da, welche die Dänen in der Eile ihres Abzuges zurückgelassen hatten. Der Sergeant langte mit der einen Hand einige Shrapnells heraus, um mir zu zeigen, daß darin sechsunddreißig kleinere Kugeln enthalten seien. Dann stiegen wir auf die Brustwehr und überblickten die äußeren Befestigungen der Schanzen und das Defilé, in dem vor wenigen Tagen die sogenannte Recognoscirung gegen die Schanzen stattgefunden hatte. Dort drüben links erhob sich der Boden zu einer geringen Höhenanschwellung. Auf derselben waren die preußischen Kanonen aufgefahren gewesen, um die an dieser Seite der Schlei liegenden drei Schanzen zu beschießen, die ungefähr 25 Fuß hoch sein mochten, während der vor denselben befindliche Graben eine Tiefe von etwa 15 Fuß haben konnte. An der äußeren Seite des Grabens, nach der Seite hin, von wo die feindlichen Truppen im Fall eines Bajonnetangriffs die Schanzen stürmen mußten, waren zwischen eingerammten Pfählen drei starke Drähte in der Höhe von vier Fuß parallel mit dem Boden gezogen — um die Stürmenden einige Minuten zurückzuhalten und ihnen so eine neue Salve zu geben. In der Mitte der Grabenböschung hatte man eine starke Palissadenreihe angebracht, welche erst niedergehauen

werden mußte, bevor die Stürmenden an der jenseitigen Böschung hinaufsteigen konnten. Die Schanzen waren nach dieser Seite hin vortrefflich befestigt, und hätten, selbst wenn es den angreifenden Truppen gelungen wäre, bis an den Rand des äußeren Grabens vorzudringen, nur mit großem Verlust genommen werden können.

Missunde ist der wichtigste Punkt für die Befestigungen an der Schlei. Der Besitz der Position von Missunde schließt den Besitz der Stellung bei Schleswig in sich, weil man, im Besitz von Missunde, die Schleswiger Position im Rücken angreifen kann. Ist Missunde genommen, und setzt man sich im günstigen Terrain des Landes Angeln fest, so bleibt den Dänen nichts mehr übrig, als in Angeln eine Schlacht anzunehmen oder sich auf Flensburg und von dort hinter die Düppler Schanzen zurückzuziehen. Die Dänen haben diese Wichtigkeit der Position von Missunde auch wohl erkannt und deshalb zur Deckung derselben sieben Schanzen angelegt, drei diesseits, vier jenseits der Schlei, außerdem einen befestigten Brückenkopf.

Am 2. Februar fand das Gefecht bei Missunde statt. Der preußische Staatsanzeiger brachte darüber folgenden amtlichen Bericht:

„Prinz Friedrich Carl hatte am 2. Febr. seine

Disposition zum Vorgehen gegen den Feind auf die Annahme basirt, daß die Dänen die vorbereitete Stellung von Holm bis Kochendorf vertheidigen würden. Die Truppen fanden diese Stellung aber vom Feinde gänzlich geräumt und überschritten den Abschnitt nach Aufräumung der Verhaue und Wiederherstellung der Brücken um 9 Uhr. Prinz Friedrich Carl entschloß sich nun, einen Vorstoß auf Missunde zu machen, um die Standhaftigkeit der Dänen, die bisher im eiligen Zurückgehen begriffen waren, durch eine Beschießung der Werke zu prüfen. Zu dem Ende disponirte der Prinz, daß die Avantgarde über Cosel gegen Missunde vormarschiren, die 11. Infanteriebrigade sich rechts neben der Avantgarde entwickeln sollte. Die Reserveartillerie wurde im Eilmarsch über Eckernförde heranbeordert. Die 13. Division und dahinter die Reservebrigade des Generalmajors v. Röder sollten einstweilen mit der Tete bei Möhlhorst halten. Avantgarde und 11. Infanteriebrigade nahmen vor Missunde eine umfassende Aufstellung und recognoscirten, so gut es bei dem trüben und nebeligen Wetter gehen wollte, die Werke.

Außer den Werken auf dem rechten Ufer, die mit 16 schweren Geschützen armirt schienen, hatte der Feind eine zahlreiche Artillerie — wie sich zeigte, von den

schwersten Kalibern — auf dem jenseitigen Ufer in gebauten Batterien stehen und verfügte außerdem über Feldartillerie. Durch einzelne Schüsse beunruhigte er die Avantgarde. Gegen 1 Uhr war die Reserve-Artillerie eingetroffen. Es kamen 1 12pfündige, 4 6pfündige, 3 Haubitz- und 4 reitende Batterien ins Feuer, das sofort begann. Gedeckt wurden die Batterien durch Infanterie-Abtheilungen, die allmählich bis auf 200 bis 250 Schritt an den Feind herangingen und das Feuergefecht mit ihm führten. Se. Königl. Hoheit der Prinz hatte ausdrücklich befohlen, daß nicht gestürmt werden sollte. Das Wetter verhinderte, die Erfolge der Artillerie genau übersehen zu können. Das feindliche Feuer aus den auf dem rechten Ufer gelegenen Werken wurde wohl schwächer, aber doch nur zeitweise zum Schweigen gebracht. Die Blockhäuser sah man mehrere Male geräumt, aber immer wieder besetzt werden. Ueberhaupt wurde jeder Schaden beim Feinde schnell ausgebessert. Aus dem Brückenkopfe loderten drei Feuersäulen empor. Unter diesen Umständen und da weitere Erfolge nur mit schweren Opfern zu erreichen gewesen sein würden, entschloß der commandirende General sich, das Gefecht abzubrechen, und gab um 4 Uhr den Befehl, die Batterien aus dem Feuer zu ziehen. Dies ging

mit großer Ruhe und vollständigster Ordnung von Statten. Die Haltung der Truppen im Feuer wird als musterhaft bezeichnet. Die Ruhe im Gefecht war bewundernswerth."

Ich gebe nun das Gefecht nach Berichten von Augenzeugen. Gegen eilf Uhr Morgens, nachdem die dänischen Vorposten bald unter dem Austausch einiger Schüsse vertrieben waren, begann die Formation der Schlachtordnung der combinirten preußischen Division. Die Batterien wurden auf der zur rechten Seite der Schanzen anschwellenden Bodenerhöhung ungefähr in einer Entfernung von neunhundert Schritt von derselben aufgefahren. Als die ersten Kanonenschüsse erdröhnten, erhob sich mit dem aufsteigenden Pulverdampf ein dichter Nebel, welcher sich allmälig so verdichtete, daß er die Geschütze am richtigen Zielen verhinderte. Nach und nach kamen die Feldsechspfünder, die kurzen Zwölfpfünder und die gezogenen Geschütze der preußischen Batterien in Engagement. Der Donner wurde manchmal heftig, wie ein Gewittersturm. Aus einem Blockhaus in den dänischen Schanzen sah man trotz Nebels und Pulverdampf die Flammen aufschlagen. Aus dem Brückenkopf loderte ebenfalls eine Feuersäule empor. Den Dänen gelang es nicht, trotz der schweren Geschütze,

womit die Schanzen armirt waren, auch nur eins der preußischen Geschütze zu demontiren, obschon sie weit bessere Zielobjecte hatten, wie die letztern: freistehende, abstechende Colonnen und ungedeckt aufgestellte Kanonen. Während des Kanonenfeuers schritt die Infanterie mehrmals zum Sturme vor, obschon keines der dänischen Geschütze zum Schweigen gebracht war. Unter dem Hagel der Shrapnells und Kartätschen, welchen die dänischen Geschütze ihnen entgegensandten und unter dem Gewehrfeuer der hinter einzelnen Knicks aufgestellten Jäger hatten sie entsetzlich zu leiden. Aber in musterhafter Ordnung, wie auf dem Manöverplatze, stürmten die Colonnen vor, oder hielten im heftigsten Feuer. Ihre Haltung und Bravour waren vorzüglich. Major v. Jena, der leider bei dem Sturm auf die Düppeler Schanzen seinen Tod fand, stürzte verwundet vom Pferde, Lieutenant Hammer erhielt eine Kugel durch die Brust, Oberstlieutenant v. François wurde von einer Kugel in die linke Backe getroffen, welche in der rechten wieder ihren Ausweg nahm, dem Lieutenant Graf v. d. Gröben wurde von einer Granate der Leib aufgerissen, Prinz Friedrich Carl traf eine Kugel an die Säbelscheide. Anderen Offizieren wurden die Pferde unter dem Leibe erschossen. Einem Soldaten

wurde der Gewehrkolben abgeschossen; kaltblütig nahm er das Gewehr eines neben ihm gefallenen Kameraden, und eilte vorwärts. Ein dänischer Schütze hatte sich aus der Schanze weit voraus an die Höhe geschlichen, worauf die preußischen Kanonen standen, und feuerte von dort auf die Bedeckungsmannschaften. Er war ein guter Schütze und verwundete Menschen und Pferde. Endlich traf ihn eine Kugel. Schwerverwundet sank er nieder. Jetzt band er sein Taschentuch um die Spitze seines Bajonnets und winkte nach der Schanze hinauf, daß man ihn holen solle. Vergebens. Rechts und links schlugen die dänischen Kugeln neben ihm nieder. Da gingen drei Kanoniere von denselben Bedeckungsmannschaften, auf welche er geschossen hatte, zu ihm hinan, nahmen ihn mitten im Feuer der dänischen Schanzen auf und trugen ihn hinter die preußische Batterie in Sicherheit. Nachdem das Artilleriegefecht drei und eine halbe Stunde gedauert hatte, wurde es abgebrochen, ohne daß auch nur eine Schanze zum Schweigen zu bringen war. Mit der kaltblütigsten Unerschrockenheit halfen Schüler und Studenten aus Kiel und Eckernförde den Krankenträgercompagnien die Verwundeten aus dem Gefecht tragen. Aus mehreren Häusern von Missunde schlugen die Flammen empor und rötheten den

Abendhimmel in feuriger Gluth; der Sturm auf die Schanzen, der gar nicht hätte unternommen werden sollen, war abgeschlagen, wenn man die Wahrheit sagen will. Wäre er gelungen, so hätte er freilich den schmalsten Uebergangspunkt über die Schlei und die Flanke des Danewerks den preußischen Truppen in die Hände gegeben. Aber mit ungedeckt aufgestellten Feldgeschützen waren die Schanzen nicht zu nehmen, auch wenn der Nebel nicht hindernd eingetreten wäre, das mußte man wissen. Wenn man bei Arnis über die Schlei gehen wollte, ist der Zweck einer Recognoscirung vor den Schanzen schwer abzusehen; daß ausdrücklich befohlen wurde, nicht zu stürmen, ist wohl nur eine Redensart im amtlichen Bericht des Staatsanzeigers, um den abgeschlagenen Sturm zu verdecken, ebenso wie „der Vorstoß auf Missunde, um die Standhaftigkeit der Dänen zu prüfen.“ Daß die Dänen die gut befestigten und recht gut armirten Schanzen nicht ohne heftigen Widerstand räumen würden, mußte man sich selbst sagen. Die Dänen hätten auch das Danewerk nicht ohne Widerstand geräumt, wenn der Uebergang der preußischen Truppen bei Arnis über die Schlei sie nicht dazu gezwungen hätte. War aber die Möglichkeit nicht vorhanden, die Schanzen zu nehmen — und diese Mög-

lichkeit war bei dem Mangel an schweren Geschützen nicht vorhanden — so hatte das ganze Artilleriegefecht ebensowenig einen Zweck, als der Sturm der Infanteriemassen, und dies umsomehr, als man schon den Plan hatte, die Schlei bei Arnis zu überschreiten. Nur einen Zweck konnte der Angriff haben, nämlich wenn er als Demonstration dienen und die Aufmerksamkeit der dänischen Truppen auf diesen Punkt richten sollte, während man den eigentlichen Angriff auf einen andern Punkt der dänischen Vertheidigungslinie zu richten gedachte; warum giebt der amtliche Bericht also diesen Zweck nicht an?

Der Abend dunkelte bereits mächtig herein, als ich mich wieder in den Wagen setzte, um durch die einzige Straße des Dörfchens Missunde zum Ufer der Schlei zu gelangen. Missunde ist ein elendes Fischerdorf, das höchstens einige dreißig strohgedeckte Häuser zählt. Langsam fuhr mein Kutscher die holprige Straße abwärts, welche sich steil zum Ufer der Schlei hinabsenkt. Fast an allen Häusern hatte die Beschießung der Schanzen durch die preußischen Kanonen ihre zerstörenden Spuren zurückgelassen. Die Schlei hat hier kaum eine Breite von hundert Schritt. Dicht am Strande sah ich die Mauern eines großen, steinernen Gebäudes, das

vollkommen ausgebrannt war. Des Daches beraubt, ragten die Ruinen der äußeren Mauern schauerlich gegen den schneebedeckten Abendhimmel auf. Es war ein trauriges Bild der Zerstörung und der Verlassenheit. Einige Pontons aus der hier von den Dänen geschlagenen Schiffbrücke, auf welcher sie bei ihrem Rückzuge aus den Schanzen die Schlei überschritten hatten, lagen noch in dem graugelbgefärbten Wasser. Auf der Fähre setzte ich auf das linke Ufer über und blieb in dem einsamen Wirthshause drüben über Nacht. Selbst bis hierher hatten die Todesgeschosse ihren Weg gefunden. Eine Granate war durch das Dach geschlagen. Noch überall an den Wänden der Stube, innerhalb welcher sie geplatzt war, zeigte sich die Wirkung der gefüllten Kugel. Ich war daher herzlich froh, als mich der andere Morgen von diesem Orte des Grausens und des Schreckens erlöste.

Viertes Kapitel.

Schleswig nach der Befreiung von dänischer Herrschaft.

Einzug der Oesterreicher in Schleswig. — Schleswig im Kriege. — Verwundete. — Gefangene. — Lazarethe. — Schleswigsche Gastfreundschaft. — Preußen in Angeln. — Mißtrauen in Angeln. — Tactvolles Benehmen des Feldmarschalls v. Gablenz. — Die Vertreibung der dänischen Beamten aus Schleswig. — Proclamation des Herzogs durch Dr. Franz Sager. — Die Leiden der Stadt Schleswig unter Dänemark. — Die Polizeimeister Jörgensen und Koch. — Muußmann, Knudsen, Lorenzen, Ries, Matthisen, v. Holstein, Boesen, Drechsel, Martens u. s. w. — Das Danewerk. — Der Rückzug der dänischen Armee. — General de Meza. — Das Heiberg'sche Haus. — Schleswigsche Undankbarkeit. — Doctor Heiberg. — Graf Ad. Baudissin.

Als es Nacht wurde, hörte das Schießen auf, und um eilf Uhr waren die Schanzen und die Stadt Schleswig vollständig von den dänischen Truppen geräumt. Einige Geschütze waren in den Schanzen von den Dänen vernagelt worden; fast sämmtlich fielen sie den österreichischen Truppen in die Hände. Morgens, als der Tag heraufdämmerte, zogen die Oesterreicher in die befreite Stadt ein, zuerst ungarische Husaren in ihren weißen Mänteln, dann Infanterie und Jäger. Alle

Häuser waren bereits mit deutschen, schleswig-holsteinischen und österreichischen Fahnen geschmückt. Die Musikbanden der Infanterieregimenter spielten das Schleswig-Holstein-Lied. Alles war an den Fenstern. Unbeschreiblicher Jubel. Blumen, Bouquets und Kränze regnete es auf die tapfern Streiter für Schleswig-Holstein herab. Jeder Soldat trug ein Bouquet oder einen Strauß. „Da sind unsere Befreier!“ rief man; „es lebe Schleswig-Holstein!“ rief es zurück aus den Reihen der Soldaten. Vor allen Häusern wurden sie mit Wein, Bier, Branntwein und Butterbroden erquickt; die Armen hatten Tag und Nacht nichts gegessen und getrunken, und ohne Feuer im Schnee und in der Kälte des Wintersturms auf schneebedeckter Erde bivouakirt. „Ich versichere Sie,“ sagte mir ein Offizier vom Regiment Martini, „ich habe mehrere Tage von nichts wie von einigen Stücken Brod und Speck gelebt, und allen unsern Soldaten ist es ebenso ergangen.“ Und nun marschirten sie fast ohne Aufenthalt durch, um die Dänen zu verfolgen.

Schleswig glich einer Stadt mitten im Kriege. Das friedliche Bild der „Gartenstadt“, welches in meinen Erinnerungen vor zwei Jahren von Schleswig auftauchte, wurde heute vollständig verwischt. Wagen

an Wagen führten Brückenpontons auf der Straße nach Flensburg; die Geschütze, Munitionswagen, Fouragewagen, Wagen mit Verwundeten, durchmarschirende Truppenmassen aller Waffengattungen, ein immer wechselndes Bild. Alle untern Säle des Schlosses Gottorf und außerdem noch fünf städtische Gebäude waren mit Verwundeten gefüllt. Im Reithause des Schlosses befanden sich mehrere Hundert von dänischen Gefangenen, und immer noch vermehrte sich ihre Zahl durch die Gefangenen, welche aus den Gefechten auf der Straße nach Flensburg eingebracht wurden. Die ganze Stadt beeilte sich, zur Pflege und Heilung der Verwundeten das Nöthige herbeizuschaffen; aber, was sage ich, die ganze Stadt, nein, ganz Holstein. Täglich kamen Wagen von Rendsburg, Kiel, Eckernförde mit Matratzen, Lebensmitteln, Charpievorräthen an. Alle Aerzte aus der Stadt und aus der Umgegend boten ihre Hülfe an. In der Stadt selbst bildeten sich aus den Frauen und Mädchen Comités, um die Verwundeten zu pflegen und sie mit allem Nöthigen zu versorgen! Ich sah diese mildthätigen Pflegerinnen in allen Lazarethen, welche ich besuchte. Von allen Seiten erboten sich die Bürger, leichter Verwundete in ihre Häuser aufzunehmen. Die Gastfreundschaft ist eine bekannte Tugend des

„verlassenen Bruderstammes“ zwischen Elbe und Königsau. So hatte sich zwischen den österreichischen Offizieren und Soldaten und den Einwohnern der Stadt Schleswig auch bereits in den ersten vierundzwanzig Stunden ein sehr freundschaftliches Verhältniß herangebildet. Die Offiziere und Soldaten, welche ich sprach, wußten nicht genug davon zu rühmen, in welch liebenswürdiger und freundschaftlicher Weise sie nicht allein in Schleswig, sondern auch auf ihrem ganzen Durchmarsche durch das südliche Schleswig in den Dörfern aufgenommen worden seien. Den preußischen Truppen wurde eine solche Aufnahme in Angeln nicht zu Theil. Ein preußischer Offizier beklagte sich bei mir auf das bitterste, mit welchem Mißtrauen die Truppen nach ihrem Uebergange über die Schlei von den Bauern empfangen worden seien. Sie hätten ihre Kisten und Kasten zugeschlossen, und nur mit Drohungen und mit Gewalt sei das Nöthige zu bekommen gewesen. Wem ist nun die Schuld zuzumessen? Dem Angeliter Bauer gewiß nicht. Er ist der gastfreieste Mensch im Lande. Die Gastfreundschaft in Angeln ist sprichwörtlich geworden. Ich habe Angeln, als ich vor dritthalb Jahren Schleswig-Holstein besuchte, um mich von den politischen Verhältnissen im Lande durch eigene An-

schauung zu unterrichten, nach allen Richtungen bereist, und habe oft genug Mühe gehabt, mich allen gastfreundlichen Anerbietungen zu entziehen. Dasselbe Zeugniß giebt Jeder Angeln, der das Land aus eigener Anschauung kennt. Aber soll der Bauer nicht gegen die preußischen Truppen Mißtrauen haben, wenn sie ihre Besetzung Kiels damit begonnen hatten, die deutsche Fahne von der Hauptwache herunterzureißen, und wenn der General Wrangel seine Thätigkeit in Flensburg damit begann, daß er sämmtliche verhaßte dänische Beamte in ihren Aemtern bestätigte, die Proclamation des Herzogs verbot, und die deutschen Fahnen abnehmen ließ? Die schlechte Aufnahme, worüber die preußischen Truppen in Angeln klagten, hatten sie nur derartigen Maßregeln zu verdanken. Der österreichische Höchstcommandirende, Feldmarschallieutenant v. Gablenz hatte dagegen den ganz richtigen Tact, sich in Schleswig um die politischen Verhältnisse gar nicht zu bekümmern, sondern zu sagen: „Meine Aufgabe ist es, die Dänen aus dem Lande zu treiben. Diese Aufgabe vollziehe ich; mag die Bürgerschaft sich ihre politischen Verhältnisse selber ordnen!“ Er nahm deshalb auch mit eben so richtigem Tact keine einzige Deputation an, sondern kümmerte sich blos um seine militärischen Maßregeln.

Die braven Schleswiger Bürger machten sich dies tactvolle Benehmen des österreichischen Generals denn auch zunutze, und räumten in den ersten vierundzwanzig Stunden nach dem Einzuge der Oesterreicher mit dem verächtlichen Gesindel von Beamten, mit dem die dänische Regierung seit zwölf Jahren die unglückliche deutsche Stadt heimgesucht hat, auf das allergründlichste auf. Es bildete sich, nachdem am Mittag der Herzog Friedrich der Achte als Herzog von Schleswig-Holstein auf dem Markte durch Dr. Franz Sager proclamirt war, aus den angesehensten und achtbarsten Bürgern der Stadt ein Deputirten-Collegium, welches es sich zur Aufgabe stellte, die dänischen Beamten zu entfernen und ihre Stellen, welche sie in schändlicher Weise seit elf Jahren gemißbraucht haben, mit deutschen Beamten zu besetzen. Der der Verhältnisse nicht Kundige hat davon keinen Begriff, in welcher Art und Weise die Stadt Schleswig absichtlich aus Haß gegen die deutsche Gesinnung der Bürger heruntergebracht ist. Alle Jahre wurden der einst so blühenden Stadt neue Schläge versetzt, um sie langsam zu ruiniren. Nach der Schlacht bei Idstedt wurden achtundsechzig der Intelligenz angehörige Familien gezwungen, die Stadt zu verlassen und in die Verbannung zu gehen. Dann kam

ein jahrelanger Belagerungszustand, dann die Zeit der willkürlichsten Polizeiregierung. Der Polizeimeister und spätere Bürgermeister Jörgensen war das Prototyp aller dänischen Polizeimeister im Lande, eine ganz miserable Persönlichkeit. „Hat euch mein Vorgänger mit der Peitsche gezüchtigt," sagte er beim Antritt seines Amtes, „so will ich euch mit Scorpionen züchtigen," und nun begann eine jahrelange Verfolgung der niederträchtigsten und kleinlichsten Art. Das Lied „vom meerumschlungenen Schleswig-Holstein" wurde mit Gefängniß bei Wasser und Brod bestraft. Es wurde der Thatbestand eines neuen Verbrechens, des Verbrechens „der Mißlichkeit" — man meinte damit das Verbrechen der Mißliebigkeit — erfunden. Die Verurtheilungen in Geldstrafen wurden bis zur Tollheit ausgesprochen, weil ein großer Theil dieser „Brüche" in die Tasche der dänischen Polizeimeister und Hardesvögte floß. Polizeimeister Koch — der Vorgänger des Polizeimeisters Jörgensen — verurtheilte an einem Tage zweihundert Bürger jeden in drei Reichsbankthaler Strafe wegen nicht vorschriftsmäßiger Straßenreinigung, weil er Geld zu einer Vergnügungsreise nach Italien brauchte. Doch, ich habe diese dänischen „Levebröder" ja genugsam in ihrer ganzen Erbärm-

lichkeit und Verächtlichkeit geschildert*). Jetzt war der Tag ihres Endes und ihrer Bestrafung da.

Der berüchtigte Bürgermeister Jörgensen hatte leider Schleswig schon vor mehreren Tagen verlassen. Es ist unverantwortlich von den Schleswigern, daß sie dies erbärmliche Subject haben entwischen lassen. Zu Zweien gingen die Mitglieder des Sicherheitsausschusses in die Wohnungen der dänischen Beamten, und kündigten ihnen an, daß sie vor 6 Uhr Abends die Stadt und ihre amtlichen Stellungen zu verlassen hätten, widrigenfalls man für die Sicherheit ihres Lebens, ihrer Person und ihres Eigenthums nicht stehen könne. Zuerst kam die Reihe an die vier Hardesvögte Muußmann, Knudsen, einen Schwager des bekannten dänischen Ministers Wolffshagen, Hjort, Lorenzen und Ries. Muußmann ist ein schleswigscher Renegat, die drei Anderen sind geborene Dänen. Sie gingen ohne viele Umstände. Der Branddirector Matthisen wollte nicht weichen. Es bedurfte der sehr energischen Behandlung des bekannten Schriftstellers und früheren Offiziers der schleswig-holsteinischen Armee, Grafen Adelbert Baudissin,

---

*) S. „Vom verlassenen Bruderstamm" oder das dänische Regiment in Schleswig-Holstein von Gustav Rasch. 3. Auflage. Glogau bei C. Flemming. 1863.

um ihn fortzubringen. Ein Mitglied des Sicherheitsausschusses, Schuhmacher Blunck, führte ihn am Abend aus der Stadt. Als er mit ihm am Ausgange des Friedrichsberges bei den ersten Häusern des Dorfes Bustorf ankam, äußerte Matthisen, daß er ihm für den ihm gewordenen Schutz danke und ihm gleicherweise seinen Schutz verleihen wolle, wenn sich das Blatt einmal wieder wende. Der brave Blunck entgegnete, daß er den Schutz eines Dänen niemals beanspruche, auch eine solche Wendung der Dinge außer aller Möglichkeit liege. Aber noch war Matthisen's Schicksal nicht entschieden. Als er allein durch Bustorf ging, fiel er einem Haufen Volkes in die Hände. Der frühere Branddirector war ein sehr verhaßter Mann. Er wurde in einer jämmerlichen Weise durchgeprügelt — eine für seine Vergangenheit sehr gelinde Strafe. Der Amtmann v. Holstein weinte bittere Thränen, daß er seine fette Stelle, sein „Levebrod" verlassen sollte. Er war ein charakterloser, erbärmlicher Renegat aus Schleswig. Ein dienstwilliges Werkzeug der dänischen Regierung, hatte er einmal zum Probst Thieß in Cappeln geäußert: „In Wahrheit, ich schäme mich ordentlich, ein Deutscher zu sein." Die Actuare Boesen und Drechsel gingen ohne Umstände. Drechsel verwaltete in Schles-

wig das Amt eines Stadtsecretärs. Ganz abgesehen von seiner sonstigen Unfähigkeit, verstand er Jahre lang gar kein Deutsch. Er beklagte sich einst bei dem Hardesvogt Christiansen, daß er mit den Parteien gar nicht fertig werden könne. Da habe ihm derselbe die Redensart eingepaukt: „Nun, du verdammter Hundsfott, mach' daß du fortkommst!“ und damit habe er sich schließlich immer geholfen. Mag dies nun Thatsache sein, oder mag es in das Reich der Mythe gehören, genug, es charakterisirt wohl hinreichend den Ruf, in welchem Drechsel in Schleswig gestanden hat. Die Etatsräthe Krogh und Fries, der Controleur Huth, der Stadtsecretär Rathjen, der Oberkriegscommissär Stockfleth gingen ohne Widerstreben. Der Controleur Böttcher konnte sich so nicht trennen. Er kam noch einmal wieder und mußte zum zweiten Male aus der Stadt entfernt werden. Der Stadtsecretär Rathjen, immer ein gefügiges Werkzeug des Bürgermeisters Jörgensen, versuchte sich durch einige schleswig-holsteinische Demonstrationen zu retten. Er steckte eine schleswig-holsteinische Fahne heraus, und illuminirte seine Fenster. Aber nichts konnte sein Schicksal wenden. Am hartnäckigsten wehrte sich der Pastor am Dom, Martens, den man in Schleswig den „Swine-(Schweine)-Mar-

tens“ nannte. Er hatte zehn Jahre lang im Dom vor leeren Bänken gepredigt. Wie oft hatte man ihn betrunken auf der Straße taumeln sehen. Vor seiner amtlichen Stellung in Schleswig besorgte er in Tönning einen Schnapsladen seines Schwiegervaters neben seinem geistlichen Amte. Er war berüchtigt durch seine Gefräßigkeit und durch seine zärtliche Liebe zum Portwein, den er massenhaft verschlang. Nebenbei stahl er Eßwaaren, Getränke und Cigarren, wo er ihrer habhaft werden konnte. „Warum,“ sagte er zu der Deputation, welche ihm das nun endliche Ende seiner Pfründe ankündigte, „warum soll ich denn nicht auch die Tage der Freude mit meinen braven Schleswigern theilen, nachdem ich mit ihnen die Tage der Trübsal durchlebt habe?“ Aber die braven Schleswiger wollten nichts davon hören. Endlich brachte ihn die Drohung sehr energischer Behandlung dazu, das Schicksal des berüchtigten Probstes Nievert nicht im Dom zu Schleswig herauszufordern.

Nun kam dann schließlich die Domschule, das Schleswiger Gymnasium, an die Reihe. Die Primaner übten, während die Deputation die Entlassung ankündigte, zugleich, wie man mir sagte, eine Pression auf die geliebten Lehrer aus, welche sie viele Jahre lang in dänischer Wissenschaft so vergeblich unterrichtet hatten.

Der Jüte Quistgaardt Mußmann, der während der sieben Jahre, wo er an der Schleswiger Domschule fungirte, nur so viel Deutsch gelernt hatte, um sich mit Mühe verständlich zu machen, wurde zuerst entlassen.

Einst fragte er den Sohn eines Schleswiger Bürgers, wo die Stadt Schleswig liege?

„In Schleswig," antwortete natürlich der zehnjährige Knabe.

„Nein," schrie der exaltirte Eiderdäne das Kind an, „in Südjütland in Dänemark. Weißt Du nun, wo Schleswig liegt?"

Keine Antwort. Der Knabe konnte sich nicht überzeugen, daß Schleswig plötzlich „Südjütland" geworden sein solle.

Nochmals fuhr der Jüte das deutsche Kind in barschester Weise an, wo Schleswig liege?

„In Schleswig," lautete die Antwort.

Da stieg dem Dänen der Eiderdanismus zu Kopfe. Roth vor Wuth und Erbitterung schlug er dem Kinde mit der Faust in's Gesicht.

„Wo liegt Schleswig?"

Ein langes Schweigen des mißhandelten Knaben war die einzige Antwort. Wiederholte Ohrfeigen und Faustschläge.

Endlich hörte man die leise wimmernde Antwort des Kindes: „In Dänemark.“ —

Wahrlich es ist schade, daß der Jüte Muußmann nicht mit Faustschlägen aus Südjütland getrieben worden ist. Aber der „Bruderstamm“ in Schleswig kennt leider weder den Haß noch die Rache. In seinen Adern fließt das Blut kalt und ruhig. Selbst Leisner ist ja lebendig aus Eckernförde entkommen. Mit Muußmann verließ Dr. Manicus Südjütland, Sohn und Bruder des berüchtigten Dr. Manicus und seiner Töchter, welche in so würdiger Weise die Flensburger Zeitung redigirten und mich fast in jeder Nummer mit Schimpfworten beehrt haben. Auch der Collaborator Helms ging ohne Widerstand, der Verfasser des Liedes „vom tapperen Landsoldaten“, einst Sergeant in der dänischen Armee, der es aber in seinem Schulexamen nur bis zu dem Character „haud illaudabilis“ bringen konnte. Dann H. D. Hansen, auf den der Ausspruch von Moritz Busch besondere Anwendung finden möchte: „Dänen, von denen mehrere Deutsch reden, wie das Englische des Dr. Cajus in den „lustigen Weibern von Windsor“, lehren deutschen Kindern, wie man Deutsch spricht und schreibt. Ist das nicht, als ob das Hackebret die Harfe lehren wolle, wie sie zu klingen

habe?" Soll ich auch noch des Sidonius Eduard Boje gedenken, der so wenig Deutsch spricht, daß es oft gar nicht möglich war, in seinen Vorträgen über Geschichte und Geographie den richtigen Sinn herauszufinden? Sein Pendant war und blieb auch jetzt bei seiner Entfernung aus Schleswig der Adjunct Lohse, der niemals Deutsch sprach, sondern grundsätzlich nur die Sprache von Kopenhagen redete. Sie Alle gingen ohne viele Umstände: nur bei dem würdigen Rector Sören Ludwig Povelsen, der den Ruhm hat, das deutsche Gymnasium in diesen Sumpf von Bornirtheit und eiderdänischem Fanatismus verwandelt zu haben, mußte eine stärkere „Pression" angewandt werden.

Während die braven Schleswiger so die Augiasställe ihrer Stadt ohne viele Mühe reinigten, fegte der eiserne Besen durch Angeln und durch das ganze südliche Schleswig. In Friedrichsstadt, in Husum, in Bredstedt, in Tönning wurde in Kirche, Schule und Verwaltung gründlich aufgeräumt. Leider ging es bei dem ruhigen und gesetzlichen Sinn der Schleswiger auch hier überall ohne Gewaltthat ab. Die nichtsnutzigen Subjecte, welche hier zehn Jahre lang gehaust, sich die Säckel gefüllt und die deutsche Bevölkerung gequält hatten, konnten sich mit ihrer Schande ohne alle körperlichen Berüh-

rungen entfernen. Ebenso war es in Angeln. In allen Dörfern und Districten zogen die Pastore, die Hardesvögte, die Schulmeister, deren Charakteristik ich so oft mit scharfer Feder zeichnen mußte, ohne Sang und Klang ab, und in einer großen Landesversammlung zu Süderbrarup, welche von vielen Tausenden von Angelitern besucht wurde, wurden nach der Proclamation des Herzogs ihre Stellen neuerdings von geachteten deutschen Männern besetzt.

Am andern Morgen bestieg ich im fortwährenden Schneegestöber die Höhen des Danewerks. Da lagen die riesigen Schlünde und starrten unbeweglich nach Bustorf hinüber, während der Schnee die Schanzkörbe füllte und die Brustwehren in seinen weißen Mantel hüllte. Alle Kanonen, welche ich sah, waren von Eisen, und somit selbst ohne jeden Metallwerth. Ich hatte nun von hier aus den besten Ueberblick über das Terrain, welches aus den Schanzen mit dem Geschütz bestrichen werden konnte. Da wand sich die nach Süden führende Straße als Hohlweg durch die Höhenzüge bei Bustorf; letztere waren steil und voller Vertiefungen und Löcher, welche als Deckung für die Tirailleurs dienen konnten; der zweite Weg nach Schleswig und gegen die Verschanzungen des Danewerks war die Eckernförder

Straße, welche sich von Fahrdorf längs der Breite der Schlei hinzieht. Entweder die Oesterreicher hätten durch den Bustorfer Hohlweg den Angriff auf das Danewerk machen müssen — und dieser Weg würde bei einer ernsten Vertheidigung der Dänen das Grab vieler Tausende geworden sein — oder sie hätten auf der zweiten Straße von Fahrdorf her heranmarschiren müssen; aber diese Straße konnte aus den Batterien jenseits der Schlei, von der Höhe der Schanzen und aus den Schanzen in Friedrichsberg dreifach und vierfach bestrichen werden, und würde für die Truppen eine reichlich mit Blut getränkte Straße geworden sein, wenn die Lage der Dinge sich nicht so plötzlich durch den Rückzug der Dänen geändert hätte. Die österreichischen Offiziere, mit denen ich über die Vertheidigungsstärke des Danewerks sprach, sagten mir auch ganz offen: „Der dritte Theil unserer Armee wäre zusammengeschossen worden, wenn wir das Danewerk hätten im Sturm nehmen sollen. Dazu führten wir gar keine Belagerungsgeschütze mit uns." Es ist übrigens unbegreiflich, daß man einen Feldzug unternehmen kann, in dem, wie man weiß, vortrefflich befestigte Schanzen genommen werden müssen, ohne daß man Belagerungsgeschütz mit sich führt. Der preußischen Armee ist derselbe Vorwurf zu machen. Hätten

die Dänen die Schanzenlinie an der Schlei und Treene vertheidigt, so würde die verbündete Armee Monate lang gebraucht haben, dieselbe zu nehmen, und gerade um deshalb, weil die verbündete Armee ohne Belagerungsgeschütz war. Nur die Herbeischaffung des schweren Geschützes hat den langen Aufenthalt vor der Düppelstellung veranlaßt. Aber die Dänen waren gezwungen, die unüberwindlich scheinende Stellung an der Schlei und Treene zu verlassen. Zur Vertheidigung der Schanzenlinie von Friedrichsstadt bis Cappeln — eine Strecke von reichlich eilf geographischen Meilen — würde nur die dreifache Stärke der dänischen Armee genügt haben, selbst wenn man fünf Meilen lang das Terrain durch Aufstauen des Treeneflusses in einen unpassirbaren Moorgrund verwandelt hätte. Eine erfolgreiche Umgehung an der untern Schlei mußte ferner die dänische Armee von ihrer Rückzugslinie, der Straße nach Flensburg und von ihrer Basis, Alsen, abschneiden, und hätte sie der vollkommnen Vernichtung Preis gegeben. General de Meza, der dänische Höchstcommandirende, ist der Volksmeinung in Kopenhagen zum Opfer gefallen; aber ich muß ihm hier das Zeugniß ausstellen, daß sein Rückzug aus Missunde, Schleswig und Friedrichsstadt ein Meisterstück der Kriegskunst ge-

wesen ist. Dem tapfern General ist deshalb nicht der mindeste Vorwurf zu machen; Vorwürfe sind nur der dänischen Regierung zu machen, welche die Vertheidigungslinie an der Schlei für zwölf Millionen hat herrichten lassen, ohne auf die zu geringe Stärke der Armee zu rechnen, welche Dänemark aufzubringen hatte, um diese Vertheidigungslinie zu besetzen und zu halten. General de Meza hat sich auch ganz offen hierüber vielfach ausgesprochen. Die Wahrheit sowohl dem Feinde wie dem Freunde gegenüber. General de Meza hat aber auch der großmächtlichen Armee mit seinem meisterhaften Rückzug, wie man zu sagen pflegt, eine überaus lange Nase angedreht. Seit dem 3. Februar sitzen die Oesterreicher in Fahrdorf; ihre Vorposten befinden sich dicht vor Bustorf; seit dem 2. Februar befinden sich die Preußen in Cosel und vor Missunde. Boote und Pontons sind von Eckernförde in Masse herübergeschafft, um den Uebergang über die Schlei bei Arnis zu bewerkstelligen. Während der Nacht vom 5. auf den 6. Februar bivouakiren die Preußen ohne Feuer unter freiem Himmel auf dem Schnee, und marschiren dann lautlos die Schlei entlang in der Richtung nach Cappeln zu. Die österreichischen Vorposten spitzen die Ohren und lauern auf den ersten Kanonenschuß von preußischer Seite, um

ebenfalls anzugreifen; denn Alles erwartet einen großen Tag. Indessen haben die Dänen, welche sich ein ganz ausgezeichnetes Spionirwesen hergerichtet hatten, längst von den Booten, Pontons und von der Absicht der Preußen, bei Arnis die Schlei passiren zu wollen, gehört, und befinden sich seit dem Nachmittag des 5. Febr. auf dem völlig ungestörten Rückmarsche. Warum hatten die Preußen keine befreundete Seele drüben am andern Ufer der Schlei, welche ihnen über die abgebrochene Brücke bei Missunde herüberrief: „Alles nicht nöthig, kein Bivouak, kein lautloser Nachtmarsch, keine Strapazen, kommt geschwind, der Däne entflieht.“ Die Preußen hätten ganz gemüthlich mit ungeladenen Flinten in die Schanzen bei Missunde hineinspazieren und ohne viele Mühe an dieser ganz schmalen Stelle der Schlei den Uebergang bewirken können. Die Oesterreicher hätten, wie im tiefsten Frieden von Fahrdorf her und bei Bustorf sich die Schanzen im Mondschein beschauen können, wenn sie die Dänen ruhig abziehen lassen wollten. Denn auch aus Schleswig und aus den Schanzen des Danewerk beginnt der Rückzug der dänischen Truppen bereits seit 5 Uhr Nachmittags; in Friedrichsstadt, als dem entferntesten Punkte, geschah der Aufbruch schon um 3 Uhr. Also sechszehn volle

Stunden lang blieb die ganze, große, verbündete Armee im Unklaren über die Bewegung der feindlichen Armee, welche doch dicht vor ihr stand. Wie war das Alles möglich? Weil die verbündete Armee entweder gar keine, oder schlechte Spione besaß, und vor allen Dingen, weil dieselbe keinen einzigen Mann des Vertrauens unter den Bürgern auf dem vom Feinde besetzten Gebiete hatte. Und warum hatte sie keinen? Der Grund liegt im exclusiven Sinne unsers Soldatenwesens. Ich werde nie vergessen, mit welchem hochmüthigen Achselzucken mir ein Offizier, mit dem ich darüber sprach, erwiederte: „Unsere Armee braucht keine Spione.“ Die Nachricht der rückgängigen Bewegung der Dänen in Friedrichsstadt am hellen Tage hätte ein Reiter in zwei Stunden ins Hauptquartier nach Kropp bringen können. „Eine feste Burg ist unser Gott!“ tönt's von einer Menge Ergriffener, Begeisterter vor dem Rathhause; darauf wird Herzog Friedrich VIII. proclamirt,“ heißt es in einer Correspondenz der Itzehoeer Nachrichten vom 6. Febr. Nachmittags 4 Uhr. „Aus den Schanzen ertönen Freudenschüsse dazu. Diese Schanzen sind natürlich nicht mehr im Besitz der Dänen, aber auch nicht im Besitz der Oesterreicher oder Preußen oder des Bundesmilitärs, — nein die benachbar-

ten Dithmarser haben sie besetzt und geben in Intervallen Salutschüsse.“

„Gestern, Freitag, war der dänische General Wilster Morgens aus Friedrichsstadt gereist, wollte Mittags wiederkehren, zögerte bis Abends gegen 5 Uhr, berief dann eiligst seine Offiziere, zog die Posten ein und ließ die Mannschaften zur Abreise antreten; er gab Ordre zum Wegschaffen der Kanonen, leerte so ziemlich den Magazinschuppen, der auf dem Treenefeld erbaut war, ließ 25,000 Pfund Pulver im Thurm der lutherischen Kirche gelagert zurück, warf noch einen Scheideblick auf das halb vollendete Blockhaus vor dem Fährhause und zog so in der Stille nordwärts, daß es nur ein sehr kleiner Theil der Bürgerschaft gewahr wurde. Er mußte Eile haben, der General, denn er verweilte nicht, bis er sich überzeugen konnte, ob auch seine Ordres pünktlich ausgeführt worden. Die Mannschaften in den Schanzen waren größtentheils in so betrunkenem Zustande, daß sie nicht nur acht Kanonen darin zurückließen, sondern auch vergaßen, solche zu vernageln, dagegen auf ihrem Durchzuge durch Coldenbüttel Pferde und Wagen nach eigenem Gutdünken requirirten und mit Gewalt fortnahmen.“

„Den Friedrichsstädtern wollte es lange nicht einleuchten, daß die Dänen nicht wiederkehren würden, obgleich die Kanonen, oder gerade weil die Kanonen verlassen, aber unvernagelt zurückgelassen waren. Die Nacht deckte Alles mit dunklem Schleier. Am Morgen aber wagten einige Bürger Athem zu schöpfen im Vorgefühl ihrer Befreiung. Bei Tagesanbruch wurde die gefährliche Pulvermasse aus dem Kirchthurme geschafft, größtentheils in den Burggraben und in die Treene geschüttet, vor den Magazinschuppen eine Bürgerwache gestellt und nach und nach, obwohl noch mit einer gewissen Schüchternheit, schleswig-holsteinische Fahnen ausgesteckt. Das Wunderbare, kaum Glaubliche war mehr und mehr bei den guten Bürgern zur Gewißheit geworden: Sie sind wirklich fort, diese Dänen, schon weit fort, — und kehren nicht wieder!"

Von alledem wußte man im Hauptquartier Nichts. Indessen tappen die preußischen Vorposten im Finstern bei Cappeln umher, und ein gutmüthiger Bürger Schleswigs muß sich noch um 5 Uhr Morgens mit dem Tode des Erschießens bedrohen lassen, weil er zum zweifelnden Obersten eines österreichischen Regiments vom Abzuge der Dänen spricht. Man kann sicher annehmen, daß jede Stunde der frühern Nachricht 2000 ge-

fangene Dänen werth gewesen wäre. Wenn die äußersten Spitzen der dänischen Armee schon am Abend des 5. Februar aufbrachen, so müssen die dahinter stehenden Massen noch viel früher sich auf den Weg begeben haben.

So war es denn auch, wie ich aus dem Munde eines Hamburger Handlungsreisenden vernahm. Derselbe war in der Nacht vom 5. auf den 6. Februar von Tondern nach Schleswig gefahren. Er war eingeschlafen. Es mochte um Mitternacht sein. Da erwachte er plötzlich vor einem eigenthümlichen Geräusch. Er blickte sich um. Der Wagen hielt an der Mündung des Landweges in die Hauptstraße. Dieselbe war mit einer unabsehbaren doppelten Wagenreihe besetzt, welche sich langsam weiter bewegte. Verwundert fragte er den Kutscher, „was denn das sei?“ Der Kutscher erwiedert ihm, daß er hier schon eine Stunde halte, und unmöglich gegen den Strom schwimmen könne. Bis um 4 Uhr Morgens mußte der Wagen halten, da war der riesige Wagenzug, untermischt mit Truppenabtheilungen, endlich zu Ende. Hier also, fast 6 geographische Meilen nördlich, war schon am 6. früh sämmtliche Bagage und das Gros der Armee der Dänen angelangt, als die Preußen bei Cappeln in die

Kähne stiegen, und die Oesterreicher bei Bustorf den Morgen heraufdämmern sahen. Nur ein um einige Stunden früherer Aufbruch würde die dänische Armee, welche bei ihrem Rückzuge nur auf zwei passirbare Wege angewiesen war, in die heilloseste Verwirrung gebracht haben, die Beute würde unendlich und die Niederlage vernichtend gewesen sein. Nie wären die dänischen Truppen nach den Düppeler Schanzen gelangt. Der Feldzug wäre zu Ende gewesen. Aber, wie nach einer gemüthlichen Uebereinkunft, verlassen die letzten Nachzügler der Dänen um 4 Uhr Morgens Schleswig und um 6 Uhr ziehen die ersten Oesterreicher ein. Desgleichen verlassen die letzten Dänen Tags darauf um 5 Uhr Flensburg, und um 7 Uhr langen die ersten preußischen Husaren und Dragoner in Flensburg an. Feldmarschallieutenant v. Gablenz suchte den Fehler wieder gut zu machen. In rascher Verfolgung erreichte er auch die Arrieregarde der Dänen Nachmittags bei Oeversee, griff sie stürmisch an, und warf sie aus allen Positionen. Die Preußen sahen von der ganzen Retirade der 40,000 Mann starken dänischen Armee keine einzige Blaujacke; ihr Uebergang bei Arnis, den sie ganz bequem bei Missunde hätten haben können, hatte ihnen einen ganzen Tag gekostet, den die Dänen Vor-

sprung hatten*). Im Hauptquartiere des preußischen Höchstcommandirenden, Feldmarschall v. Wrangel, traf die Nachricht von dem Rückzuge der Dänen fast unglaublicher Weise erst um 8 Uhr Morgens am 6. Februar ein. Die Schuld lag mit daran, daß Wrangel sein Hauptquartier viel zu weit zurückgelegt hatte, um mit beiden Flügeln in rascher Verbindung bleiben zu können.

Nun noch ein Wort über den braven de Meza, welcher für einen Fehler büßen mußte, an dem er ganz unschuldig war. Christian Julius de Meza ist am 14. Januar 1792 in Helsingör geboren. Bei der Belagerung Kopenhagens durch die Engländer im Jahre 1807 trat er als Artilleriecadet in die dänische Armee ein, später wurde er als Lehrer an der dänischen Artillerieschule angestellt. Diese Stellung verließ er 1842, um als Major einer Artillerieabtheilung wieder in die Armee einzutreten. Im Jahre 1848 wurde der Major zum Commandeur der Artillerie ernannt, als welcher er sich in den Gefechten bei Schleswig und Bau auszeichnete. Im December 1848 zum Obersten ernannt, wurde er am 16. April 1849 Chef der Brigade von

*) S. M. Anton Niendorf, handschriftliche Mittheilungen.

15,000 Mann, welche auf der Insel Alsen aufgestellt war. An der Spitze dieser Brigade nahm de Meza an der Schlacht bei Fridericia Theil. Am 1. Februar 1850 avancirte er zum Rang eines Generalmajors; durch Krankheit wurde er indeß verhindert, an dem dritten Feldzuge in Schleswig Theil zu nehmen; aber zu eifrig, um unthätig zu Hause zu sitzen, begab er sich zum Stab des Generals Krogh, als am 25. Juli die Nachricht von dem unglücklichen Gefecht bei Stolk (Idstedt) eintraf. Da übernahm er das Commando über die Truppen des gefallenen Generals Schleppegrell, führte sie zum zweitenmale zum Angriff, und siegte. Nach dem Kriege wurde de Meza Inspector der vereinigten dänischen Artillerie. Er gab diesen Posten indessen wieder auf, um commandirender General der Streitkräfte in Flensburg, Fühnen und Jütland zu werden. Im April 1860 wurde er Generallieutenant.

Die Stimmung in Schleswig war freudiger und zutrauensvoller, als wie ich sie in Holstein gefunden hatte. Man war in den letzten Tagen sehr in Angst und Besorgniß gewesen. Bei einer Beschießung und bei einem Sturm auf das Danewerk wäre die Stadt Schleswig wahrscheinlich eingeäschert worden. Wie man mir sagte, soll General de Meza die Absicht ge-

äußert haben, Schloß Gottorf in die Luft zu sprengen, was indeß der König verhinderte, „weil Schleswig seine Vaterstadt sei.“ Im Heiberg'schen Hause war das Hauptquartier aller Fremden von Bedeutung und Interesse, welche in diesen Tagen in Schleswig anwesend waren; es war ein fortwährendes Kommen und Gehen. Am Abend traf ich nicht weniger, als zwanzig Personen bei Tisch. Der erste, den ich antraf, war Graf Adelbert Baudissin, Bruder der Frau Heiberg; er begab sich als Correspondent für mehrere große deutsche Zeitungen auf den Kriegsschauplatz; dann Moritz Busch, der verdienstvolle Verfasser der „Schleswig-Holsteinischen Briefe,“ welcher zuerst in Deutschland auf die empörenden Zustände in Schleswig aufmerksam gemacht hat, indem er sie in charakteristischer und trefflicher Weise schilderte, dann Dr. Tempeltey, der Bevollmächtigte des Herzogs von Coburg an den Herzog von Schleswig-Holstein, dann Advocat Wiggers aus Rendsburg, einer der energischsten und intelligentesten Führer der nationalen Partei in Schleswig-Holstein, Graf Bernstorf, der Schriftsteller Eduard Rüffer, ein Freund aus dem Garibaldischen Feldzuge in Süditalien, der Specialartist der Zeitung „Ueber Land und Meer“ O. Fikentscher, M. An-

ton Niendorf, der geniale Dichter der Hegeler Mühle und des alten Dessauer, der sich aus der Landwirthschaft von seinem Gute in den Krieg begeben hatte, um die Befreiung Schleswig-Holsteins zu sehen — doch, alle Stunden wechselte das Bild, alle Stunden wechselten die Personen. Mit liebenswürdigster Bereitwilligkeit machten Frau Heiberg und ihre hübsche blonde Tochter, Fräulein Nanny Heiberg, die Honneurs in ihrem gastlichen Hause. Für Quartier, für Wagen, für Pferde, für die Aufnahme von Verwundeten, für Alles wußten sie Rath. Nanny Heiberg war der Generalquartiermeister für ganz Schleswig. Die glücklichsten Stunden in Schleswig habe ich immer im Heibergschen Hause verlebt, und so auch jetzt wieder. Wie groß war für uns alle die Freude des Wiedersehens! Wie manche Mittheilung hat mir vor nun drittehalb Jahren Doctor Heiberg über die schändliche Justizverwaltung der Dänen in diesen gastlichen Räumen in die Feder dictirt, welch' treffliche Federzeichnungen hat mir der brave Julius und der brave Hermann, der noch größer geworden zu sein schien, damals zu meinen Skizzen der Schleswigschen Domschule geliefert! Und heute — da tranken wir Alle auf die Befreiung Schleswig-Holsteins, und Carl Meyer

setzte sich an das Piano, und sang mir wieder mein Lieblingslied, die Garibaldi-Hymne.

„Neapel, nun hebe dich hoch aus dem Staube,
Mit Lorbeern umkränzt, deinem glorreichen Laube — —“

klang es herüber, und ich schloß die Augen, und träumte, als ich die so oft gehörten Klänge wieder hörte, ich zöge wieder ein an seiner Seite, des größten und besten der Menschen, in jene Stadt am schönsten Golf der Erde, von der die Italiener mit Recht sagen: „Neapel sehen und dann sterben,“ Neapel, welches sein Degen befreit hatte. Werde ich so an seiner Seite in Rom einziehen und in Venedig, sein Streiter und sein Geschichtsschreiber? Gewiß! Alle Völker befinden sich in Europa in der aufsteigenden Bewegung. Zwei glänzende Kapitel seines glorreichen Lebens werde ich noch zu schreiben haben, die Befreiung Roms und Venedigs. Aber ich muß fort aus diesen friedlichen und gastlichen Räumen, fort von diesen braven Menschen, trotz Schnee und Wintersturm; ich muß sehen, wie die dänische Herrlichkeit weiter in Trümmer geschlagen wird. Die Weltgeschichte ist auch für Dänemark das Weltgericht. Dänemark geht an einer fixen und doctrinären Idee zu Grunde, am Eiderdanismus. Es ist Schade um dieses sonst energische und freiheitlich gesinnte Volk. Aber das

Recht der Nationalität ist eine der weltbewegenden Ideen dieses Jahrhunderts. Sie zermalmt früher oder später den, der ihr entgegentritt.

Aber bevor ich im Schnee und Wintersturm weiter ziehe nach Flensburg, noch ein Wort an die Schleswiger. Doctor Carl Heiberg, den die Dänen seiner Stelle als Ober- und Landgerichtsadvocat, aus Haß gegen die deutsche Gesinnung des Mannes, vor zwölf Jahren entsetzt haben, ist einer der bedeutendsten und achtungswerthesten Patrioten des Landes; auch unter den Märtyrern für deutsches Streben und für deutsche Gesinnung nimmt er in Schleswig einen ersten Platz ein. Ich wüßte keinen Besseren. Immer weigerte er sich, Schleswig zu verlassen, selbst unter den ärgsten Verfolgungen der Dänen, weil er es für seine Pflicht hielt, gegen das Vordringen des Dänenthums weiter zu kämpfen. Und kennt Jemand eine bessere und energischere Schleswig-Holsteinerin, wie seine Gemahlin, Gräfin Asta Baudissin? Für mich ist sie die erste und bedeutendste unter den Damen in Schleswig-Holstein. Graf Adelbert Baudissin war immer einer der ersten Streiter seines Landes, Streiter mit der Feder, Streiter mit dem Schwert; der genialste Mann in Schleswig-Holstein ist er unzweifelhaft. Ich frage

die Schleswiger, was haben sie gethan, um diese Familie für die großen Verdienste und für die großen Leiden zu belohnen, welche sie um Schleswig sich erworben und für Schleswig erlitten haben? Ich frage sie. Leider tönt die Antwort mir entgegen, sie haben nichts für diese Familie gethan, sie haben so viel Verdienst, so viel Tapferkeit, so viel Energie vergessen. Als die dänischen Beamten aus dem ganzen südlichen und mittleren Schleswig fortgejagt wurden, gab es für Doctor Heiberg, der nichts weniger als ein reicher Mann ist, sondern von dem Gewerbe eines Buchhändlers leben muß, keine einzige Stelle. Als ich darauf aufmerksam machte, entgegnete man mir: Heiberg könne sich ja melden. Ich erwiedere den Schleswigern: „Das Herzogthum Schleswig hat sich bei Doctor Heiberg zu melden, denn er that Alles für Schleswig, Schleswig aber bis jetzt nichts für ihn." Und als Graf Baudissin zum Postmeister in Schleswig ernannt wurde, da bestätigte der Amtmann Jacobson ihn nicht, und das Deputirtencollegium zog die Ernennung zurück, weil es fürchtete, dem preußischen Regierungscommissar v. Zedlitz möge Graf Baudissin nicht gefallen. Ist das nicht kläglich? Nein, es ist kläglich und erbärmlich. Wer ist Herr im Lande, der preußische Regierungs-

commissar oder die Bürger des Landes? Und hat man sich so beugen gelernt in Schleswig unter dem Regiment der Dänen, daß man nach dem Augenzwinkern des Regierungscommissars der Großmächte sieht, bevor man seine Pflicht thut? Die Perser hielten die Undankbarkeit für das größte Laster. Ich aber werde die Schleswiger mit derselben Zähigkeit an ihre Pflicht — und an ihre Undankbarkeit unaufhörlich erinnern, mit der ich gegen die Dänen gestritten habe. Wird man sich in Schleswig schämen und wird man seine Pflicht thun? — Ich werde warten.

Fünftes Kapitel.

Von Schleswig nach Flensburg.

Dänische Gefangene. — Der Bahnhof zu Klosterkrug. — Dänische Verwüstungen. — Eine österreichische Wache. — Die Heerstraße nach Flensburg. — Das Schlachtfeld bei Oeversee. — Das Gefecht von Oeversee. — Biographische Skizze des Feldmarschalls von Gablenz. — Die Schrecken des Krieges. — Meine Gefangenschaft bei den Preußen in Flensburg.

Alle Verbindungen in Schleswig waren durch den Krieg in Unordnung gerathen. Nirgends wußte man

in der Stadt Schleswig, ob man mittelst der Eisenbahn nach Flensburg gelangen könne, nicht einmal im Bureau der Eisenbahnstation. „Ich weiß nur, daß sogleich ein Militärzug nach Rendsburg geht, welcher Gefangene führt,“ sagte der Beamte; „ob Sie mitfahren können? wie weit? von Alledem weiß ich nichts. Versuchen Sie's.“ Das war ein schlechter Trost. Ich wandte mich an einen österreichischen Hauptmann, den ich auf dem Perron traf. „Der Zug, den Sie hier sehen,“ erwiederte er, „geht allerdings mit Gefangenen nach Rendsburg. Bis Klosterkrug will ich Sie gern mitnehmen. Ob Sie dort weiter kommen können, weiß ich nicht.“ Alle Wagen des langen Zuges waren bereits mit dänischen Soldaten gefüllt, mehrere hundert Gefangene, welche die tapfern österreichischen Truppen auf den Schlachtfeldern von Wedelspang, Jagel und Deversee gemacht hatten. Sie sollten über Rendsburg nach Spandau und Magdeburg gebracht werden. Ich stieg mit dem Hauptmann und noch zwei jüngeren Offizieren in eins der vorderen Coupés. Der Zug brauste fort. „Merkwürdig,“ sagte der Hauptmann, in seinen Gefangnenlisten blätternd, „immer dieselben Namen. Da habe ich nun zwanzig Gefangene auf dem Zuge, welche sämmtlich „Petersen“ heißen. Wird nun einer

von diesen zwanzig Petersen entlassen, so ist es ein Kunststück, den richtigen Petersen herauszufinden."

„Nun," sagte ich lachend, „da kommen Sie erst nach Friesland."

„Ja, ich hörte, die Friesen hätten alle nur einen Vornamen, keinen Geschlechtsnamen."

„So war es Jahrhunderte hindurch. Während des letzten Jahrhunderts aber hat sich die Sache geändert, die Verwirrung wurde grenzenlos. Jetzt haben sie auch Geschlechtsnamen, aber derselbe Geschlechtsname kommt so oft vor, daß man sich dennoch sehr schwer zurechtfinden kann."

Das Wetter, was sich am Morgen etwas aufgehellt hatte, schlug wieder um. Große Schneemassen fielen herab, und ein eisiger Wind stürmte über die winterliche Erde.

Nach einigen Minuten hielt der Zug bei Klosterkrug. Noch heute lauten die Billets in dänischer Sprache. „Slesvic to Klosterkro" stand auf dem Billet, welches ich in der Hand hielt. Nur dänische Frechheit vermag so Etwas. Niemals hat die österreichische Regierung Aehnliches in der Lombardei und in Venetien versucht. Ich stieg aus, und der Zug brauste weiter nach Rendsburg zu. Aber wie bedauerte ich bald, daß ich über-

haupt versucht hatte, mittelst der Eisenbahn nach Flensburg kommen zu wollen! Niemand wußte mir auf der einsamen Station zu sagen, ob und wann ein Zug nach Flensburg kommen oder abgehen würde. Und dazu war ein längerer Aufenthalt auf der Station eine Art von Bivouak. Das Bahnhofsgebäude war vollkommen wüst und leer. Kein Stuhl, kein Tisch, keine Bank war vorhanden. Keine Thüre konnte geschlossen werden, weil sämmtliche, messingene Klinken ausgebrochen waren. Man sah, die Dänen hatten in diesen Räumen gehaust. Ich versuchte, in einem der übrig gebliebenen Oefen mir selbst Feuer anzumachen. An zwei Stellen war der Fußboden aufgebrochen, um Pulver hineinzulegen und das Bahnhofsgebäude, welches den auf das Danewerk vorrückenden Oesterreichern als Deckung dienen konnte, in die Luft zu sprengen. Ich brach an diesen Stellen noch einige Holzstücke aus und steckte sie in den Ofen. Aber der Ofen rauchte. Ich wollte mir einen andern Raum suchen. Endlich kam ich zu einer geschlossenen Thüre. Inwendig hörte ich Stimmen. Ich öffnete die Thür, und sah ein vollständig kriegerisches Bild vor mir. Ich trat in einen Wartesalon erster Classe. Der Boden war mit Heu und Stroh bedeckt, Tornister, Waffen, Soldatenmäntel lagen

umher, um ein im Ofen brennendes prächtiges Feuer aber lagerten ein Dutzend österreichischer Soldaten. Der Saal war dunstig genug, allein ich dachte, das erste Element des menschlichen und thierischen Lebens sei die Wärme, und ließ mich auf einen Tornister in der Nähe des Ofens mitten unter den Ungarn, Slavoniern und Kroaten nieder. Ich befand mich bei der österreichischen Wachtmannschaft, welche den Bahnhof besetzt hielt. General von Gablenz, der Sieger vor Schleswig und bei Oeversee, hatte hier einige Stunden nach dem Abzuge der Dänen sein Hauptquartier gehabt. Glänzende Thaten des Feldherrn und der Soldaten und das Lob eines liebenswürdigen, humanen und der politischen Lage des Landes gegenüber höchst taktvollen und klugen Benehmens werden in der Geschichte dieses Krieges seinen Namen zieren.

Mehrere Stunden brachte ich theils in dem Saale, wo die österreichischen Soldaten sich niedergelassen hatten, theils, wenn mich der Dunst aus demselben vertrieb, im Freien auf dem Perron im Schneegestöber und im Winde zu. Niemand wußte, ob und wann ein Zug von Rendsburg nach Flensburg wiederkäme.

Ein Arbeiter, der einige Ausbesserungen am Perron vornahm, tröstete mich damit, daß Nachmittags

um vier Uhr wahrscheinlich ein Zug Klosterkrug passiren würde. Jetzt war es Mittag. Noch vier Stunden mich im Wachtlokale der Oesterreicher oder im Freien in eisiger Temperatur umherzutreiben, das war unmöglich. Und dann war es ja auch nur eine Hoffnung, mit der mich der Arbeiter tröstete, nicht eine Gewißheit. Mit der Eisenbahn, das sah ich mit jeder Minute mehr, gelangte ich heute nicht nach Flensburg, ich mußte mich nach anderer Reisegelegenheit umsehen. Da fuhr ein Bauer mit seinem Stuhlwagen vorüber. Willig nahm er mich für ein Trinkgeld wieder nach Schleswig mit. Ich befand mich nun wieder an dem Orte, wo ich vor vier Stunden abgefahren war. Nach vielem Umherlaufen gelang es mir endlich, eines Schlitten habhaft zu werden. Mit einem Wagen wäre ich schwerlich bei den Schneemassen, welche die Straße nach Flensburg bedeckten, weitergekommen.

Ich befand mich nun auf der Straße, auf der die dänische Armee nach Verlassen des Danewerks und der Schanzen um Schleswig ihren jedenfalls meisterhaften Rückzug gemacht hatte. Das war Morgens zwischen 6—8 Uhr geschehen. Die Kaiser-Husaren waren ihr immer auf den Fersen. General von Gablenz selbst gleich hinter den Kaiser-Husaren. Beim Fußholzer

Krug stieß die österreichische Avantgarde zuerst auf die dänische Nachhut. Die Wege waren glatt gefroren. Nur mit großer Mühe konnten die Husaren sich vorwärts bewegen. Auch sie hatten mehrere Tage und Nächte bei dem fürchterlichen Wetter im Bivouak zugebracht. Aber immer ging es vorwärts, um die Dänen zu erreichen und zum Stehen zu bringen.

Endlich kam ich an die Idstedter Haide. Hier wurde vor dreizehn Jahren die Schlacht geschlagen, welche Schleswig-Holsteins Schicksal entschied und ohne die Annahme einer grenzenlosen Unfähigkeit oder einer fast unglaublichen Verrätherei gar nicht zu erklären ist. Bei Hellingbeck sah ich die ersten Todten. Es waren Kaiser-Husaren, die tapfern Verfolger, welche bei Oeversee das Gefecht zum Stehen gebracht hatten. Einzelne Tschako's und Dolmans waren auf der Straße zerstreut. Sich scheuend, jagten die Pferde an den todten Körpern vorüber. Vom Fußholzer Krug bis nach Oeversee bestand die Verfolgung der österreichischen Truppen aus einer fortlaufenden Reihe von kleinen Scharmützeln. Die dänischen Truppen, Infanterie und Artillerie, benutzten jeden günstigen Terrainabschnitt, um die vorrückenden Oesterreicher aufzuhalten.

Ich gelangte nach Oeversee. Hier war es zu

einem vollständigen Gefecht gekommen, oder zu einer Schlacht, will ich lieber sprechen, „denn die Schlacht bei Solferino," sagte mir der österreichische Offizier, den ich am heutigen Abend auf der Hauptwache kennen lernen sollte und der bei Deversee gekämpft hatte, „war im Verhältniß zur Zeit und zu den Streitkräften nicht so blutig, wie das Gefecht bei Deversee." Es dauerte nur anderthalb Stunden. In diesen anderthalb Stunden verlor die Brigade Nostiz, mit der Feldmarschall-lieutenant von Gablenz die Verfolgung unternahm, nicht weniger als 600 Mann an Todten und Verwundeten, unter ihnen ein Drittel ihrer Offiziere. Namentlich zeichneten sich die Regimenter Belgien und Hessen und das neunte Jägerbataillon durch eine unvergleichliche Bravour aus. Die Dänen hatten, fast zehntausend Mann stark, eine ausgezeichnet günstige Position mit Infanterie und Artillerie besetzt. An einem hochgelegenen Waldrande standen sie in drei Stufen übereinander, jede einzelne Stellung durch Erddämme und Knicks geschützt, während die Oesterreicher ganz ungedeckt jede Position erstürmen mußten. Aber als die Letzteren sahen, daß sie das Gefecht wirklich zum Stehen gebracht hatten, stürmten sie unaufhaltsam eine Position nach der andern mit dem Bajonnet, obschon die Dänen

ihnen an Zahl um das Doppelte überlegen waren, und eine Truppenmacht von 10,000 Mann noch zwischen Oeversee und Flensburg in der Reserve stand. Keinen Augenblick verstummte das Hurrah der Stürmenden auf der ganzen Linie. Jeder Fußbreit Boden, wie ich sah, war hier mit Blut erobert worden.

Am heftigsten mußte im Wäldchen gekämpft worden sein. Dort lagen die Todten am zahlreichsten. Die österreichischen Soldaten waren meistens in den Kopf geschossen. Die Gesichter der auf dem Rücken im Schnee liegenden Jäger und Infanteristen waren mit Blut bedeckt. Die Dänen hatten noch in der Entfernung von drei Schritt Feuer gegeben. Dann hatten die Oesterreicher die Gewehre umgekehrt und den Dänen mit den Kolben die Köpfe eingeschlagen. Vor einem Zaun, hinter dem die Dänen in der Position am Waldrande zuerst Posto gefaßt hatten, lag eine lange Reihe österreichischer Jäger und Infanterie todt. Blutlachen hatten den Schnee geröthet. Dolmans und Husarenkäppis bedeckten zu beiden Seiten die Ränder der Straße. Hinter dem Zaune lagen die Dänen, ebenfalls in langer Reihe, meistens die Köpfe mit dem Kolben eingeschlagen. Man konnte ganz deutlich sehen, wie der Zaun vertheidigt und dann genommen war.

Feldmarschallieutenant von Gablenz war stets im dichtesten Kugelregen, in der vordersten Linie. Kein Bitten konnte ihn abhalten, sich weniger auszusetzen; in seiner Umgebung wurden Pferde verwundet, Mäntel und Hüte durchschossen; er selbst erhielt eine matte Kugel, welche an seiner Säbelgurtschnalle abprallte. Hauptmann von Eder erhielt acht Kugeln durch Mantel und Kleider, ohne selbst verwundet zu werden. Oberst Herzog Wilhelm von Würtemberg wurden zwei Zehen abgeschossen; trotzdem hielt er im Feuer aus. Zwei Offiziere hatten unmittelbar, ehe es ins Feuer ging, eine Wette gemacht; der Gewinnende hatte kaum die gewonnenen 2 Thaler in die Tasche gesteckt, als eine Flintenkugel gerade auf den Theil des Schenkels schlug, wo das Geld lag. Dieser Zufall rettete dem Besitzer, Oberlieutenant Rathlev, das Leben. Er fiel leider später in dem Gefecht bei Veile. Die 10 Compagnien Belgien-Infanterie, auf der Straße nach Flensburg rechts und links zur Unterstützung vorgeschickt, verloren von 34 Offizieren 4 als todt und 15 als verwundet. Im Walde wurde Mann gegen Mann gekämpft. Derselbe war der Schlüssel der Stellung, und der Widerstand, den die Dänen hier leisteten, bewies, daß sie die Wichtigkeit der Stellung einsahen.

Sie verwendeten ihre Truppen, die vollkommen in der Hand der Führer blieben, aufs Zweckmäßigste und manövrirten nach allen Regeln der Taktik. Um halb drei Uhr beiläufig rückten zwei Bataillone von Hessen-Infanterie vor; ein Bataillon versuchte, den linken Flügel der Dänen zu umgehen und demselben den Rückzug abzuschneiden; aber die Absicht scheiterte an der Unzulänglichkeit der Kräfte. Inzwischen brach die Dunkelheit ein, und, um seine Truppen nicht bei Nacht in einem Waldgefechte oder in einem Straßenkampfe in Flensburg auszusetzen, wo man große Truppenmassen angetroffen hätte, ließ General von Gablenz Halt machen und das Gefecht abbrechen.

Es scheint mir hier bei der Schilderung der glänzenden Waffenthat des Feldmarschalls von Gablenz bei Oeversee der passendste Ort zu sein, eine kurze biographische Skizze desselben zu geben. Feldmarschallieutenant von Gablenz ist ein Sohn des aus den Befreiungskriegen bekannten sächsischen Generals von Gablenz und 1814 in Dresden geboren. In seinem sechszehnten Jahre trat er in die österreichische Armee ein. 1848 war er zunächst im Stabe des Feldmarschalls Radetzky bei Custozza, Verona und Mailand, trat später

als Stabschef zu dem in Ungarn operirenden Corps des damaligen Generals und spätern Feldmarschalls Schlick über, wo er sich bei allen Gelegenheiten jener blutigen und hartnäckigen Kämpfe der beiden ungarischen Feldzüge von 1848 und 1849, namentlich aber in den Schlachten bei Arad, Acz, Kaschau, Kapolna und Komorn hervorragend auszeichnete. Die Eroberung von zehn dem Feinde in der Schlacht bei Kaschau entrissenen Geschützen bewirkte er durch einen ebenso geschickt geführten, wie klug berechneten Angriff mit zwei dem Schlick'schen Corps zugetheilten Kürassierregimentern. Ueberhaupt erlitt dieses Corps von allen österreichischen Heeresabtheilungen allein während des ganzen, zum Theil unglücklichen ungarischen Feldzugs keine Niederlage, und wurde ein guter, wo nicht der Haupttheil des Verdienstes hievon dem trefflichen Stabschef des Generals Schlick, dem Major und bald Obersten von Gablenz zugeschrieben. 1859 zeichnete er sich bei Magenta aus. Er war bereits zum Generalmajor aufgerückt. Seine Abtheilung war es, von welcher vor der Eisenbahnbrücke dort dem Feinde das einzige von den Oesterreichern an diesem schlimmen Tage erbeutete gezogene Geschütz entrissen wurde. Tapfer, aber unglücklich focht der General bei Solferino. Der Ruf als einer der talentvollsten

und befähigtsten Heerführer wird ihm in der österreichischen Armee allgemein zugestanden.

Nach dem Gefecht bei Oeversee wäre der General von Gablenz beinahe erschossen worden. Ich erwähnte bereits, daß ihn im Gefecht schon eine Kugel getroffen hatte, welche an der Schnalle seines Säbelgurts abprallte. Unter einem Trupp Gefangener, die man in der ersten Verwirrung noch nicht entwaffnet hatte, legte plötzlich ein Seeländer auf ihn an. Der General wäre verloren gewesen. Da schlug ein Jäger den Dänen mit dem Gewehrkolben nieder. Ohne Ausnahme zeichneten sich alle österreichischen Offiziere durch unerschrockene Tapferkeit und unverwüstliche Kaltblütigkeit im Gefecht aus; ich nenne unter den Vielen nur Oberstlieutenant Schönfeld vom Generalstabe, Oberlieutenant Baron Mertens, Rittmeister Baron Löwenstern, Ordonnanzoffizier des Feldmarschalls, ein Schleswig-Holsteiner, dessen Bruder in Angeln begütert ist, Lieutenant Otterstedt, Oberstlieutenant Blatiz, Chef des Generalstabes — ich müßte sie Alle nennen.

Nachdem das Gefecht abgebrochen war, wurden mit Fackeln und Laternen die Verwundeten auf dem blutbedeckten Schlachtfelde aufgesucht. Gar mancher

ist nicht gefunden worden und an seinen Wunden im Schnee und in der Kälte gestorben.

Eine Stunde vor Flensburg sollte ich einen andern noch erschütternderen Anblick haben. Der Schneesturm war wieder so heftig geworden, daß ich genöthigt war, die Pferde austuhen zu lassen und in ein an der Straße liegendes einsames Gehöft einzutreten. Die größere Stube war ganz mit österreichischen Soldaten angefüllt, in der kleinern saß der Besitzer des Hofes, neben ihm auf der Bank lag sein todter einziger Sohn. Die Dänen hatten bei ihrem Rückzuge von Oeversee nach Flensburg Pferde und Wagen des Bauern requirirt. Der Sohn führte den Wagen. Mit durchschossenem Kopfe sollte ihn der Vater wiedersehen. Wahrscheinlich war er, als er auf dem Rückwege die Vorpostenkette der Dänen passirte, in der Dunkelheit erschossen worden. Der Todte hatte die Bescheinigung, daß die Fuhre geleistet sei und er zurückkehren könne, noch in der Tasche. Die Pferde und der Wagen waren fort. „Nun habe ich Alles verloren,“ rief der verzweifelte Vater, „meinen einzigen Sohn, meine Pferde und meinen Wagen.“ Nie werde ich diese fürchterliche Scene in der schwach erleuchteten Stube vergessen.

Flensburg war voll vom Getümmel des Krieges.

Wagen an Wagen bedeckten die Straßen, welche sich noch im Dunkel des bereits hereingebrochenen Abends mit Vorräthen, Munition und Kriegsvorräthen aller Art auf der Straße nach Gravenstein in der Richtung nach Düppel hinaus bewegten. Zwischen den Wagen Truppenmassen und Geschütze. Darüber ein winterlicher Nachthimmel, aus dem unaufhörlich Schneemassen herabwirbelten. Fahnen in den schleswig-holsteinischen Farben hingen aus den Fenstern der kleinern Häuser; der Wind, der in ihren Falten rauschte, war von einer eisigen Temperatur. Deutsche Fahnen sah ich keine einzige. Der preußische Feldmarschall von Wrangel wollte die deutschen Fahnen nicht dulden, und die Flensburger Bürger hatten nicht den Muth, sie trotzdem aufzustecken. Nirgends in Schleswig-Holstein hat ein österreichischer General ein ähnliches Verbot ergehen lassen. Auf dem Markte wehte eine riesige schleswig-holsteinische Fahne. Ich kehrte in den an demselben liegenden Gasthof zur Stadt Hamburg ein, wo ich auch vor drittehalb Jahren schon gewohnt hatte. Der Besitzer ist ein Mann, der sich immer durch Festhalten an der deutschen Sache in Flensburg ausgezeichnet hat. Er heißt Döll. Vor dem Hause wehte eine schleswig-holsteinische, eine österreichische und eine preußische

8*



Fahne. Zwei österreichische Jäger, Tapfere aus dem Gefecht bei Deversee, standen als Posten auf der Freitreppe. Der Flur, die untern Räume waren überfüllt von Gästen.

Im vordern Zimmer sah ich mehrere Bekannte aus Angeln unter Flensburger Bürgern an dem langen Tische sitzen. Auch mein Freund Dr. Heinrich Mahler saß da, den ich seit unserm Aufenthalt in Kiel nicht gesehn hatte. Ich setzte mich zu ihm, und sprach mit den Flensburger Bürgern von dem unerhörten Zustande in der Stadt, wo noch sämmtliche dänische Beamte in voller Amtsthätigkeit waren.

Ich sah ganz deutlich auf den Gesichtern dieser Menschen, welche so ruhig ihr Bier tranken, als wenn weder die Schlachten bei Oberselk noch bei Deversee geschlagen wären, wie ihnen die starke Ausdrucksweise, welche ich anwandte, ganz und gar nicht gefiel. Sie entschuldigten sich mit den bekannten Wrangel'schen und Zedlitz'schen Proclamationen, welche die dänischen Civilbeamten in Schutz genommen und ein selbstständiges Eingreifen der Bevölkerung verboten hätten und fragten, was sie denn thun sollten? —

— „Nun dasselbe, was die braven Bürger von

Schleswig, Eckernförde, Friedrichsstadt und Tondern gethan haben, die Beamten hinauswerfen, und, wenn sie nicht gehen, eine energische Pression anwenden, wie es bei Leisner, dem Polizeimeister in Eckernförde, und bei dem Branddirektor Matthisen in Schleswig geschehen ist." —

Sie beriefen sich wieder auf die Zedlitz'sche Bekanntmachung. „Aber zum Teufel," entgegnete ich, „wer kann mir verbieten, meine Ehre zu wahren?"

Jetzt wurde ich in ängstlicher Weise gewarnt, mich hier doch in meinen Aeußerungen über die dänischen Beamten in Acht zu nehmen, und auf einen Menschen aufmerksam gemacht, der mitten unter ihnen an demselben Tische sitze. Er sei Schreiber bei Hrn. v. Zedlitz, sagte man mir leise, nebenbei Correspondent der Kreuzzeitung, und heiße Zweigert, sei früher Offizier in der päpstlichen Armee gewesen.

Ich lachte. „So", sagte ich, „der tapfere Mann war wohl bei Castelfidardo, wo von der ganzen Armee des Papstes kaum ein Schuß abgefeuert wurde. Weshalb werft Ihr den Kerl nicht hinaus?"

Ich sah nach der Stelle, wo das Subject sitzen sollte. Es war bereits verschwunden.

Es gefiel mir heute gar nicht in dem Gastzimmer des Wirthshauses. Trotz des Schneesturmes ging ich wieder aus, um eine Zeitung zu lesen. Als ich zurückkam, trat mir in demselben Zimmer ein preußischer Offizier in Helm und Schärpe, zwei österreichische Jäger hinter sich, entgegen. „Sind Sie Herr Gustav Rasch?“ fragte er.

„Allerdings,“ antwortete ich. „Was wünschen Sie?“

„Ich habe den Auftrag von der Commandantur, Sie zu verhaften. Wollen Sie den schriftlichen Befehl sehen, da ist er.“

Ich lachte und sagte dem Offizier, daß ich, da in Flensburg kein Belagerungszustand herrsche, der preußischen Commandantur das Recht einer Verhaftung nicht zugestehe. Der Lieutenant bedauerte in den höflichsten Formen, daß er mir diese Unannehmlichkeit machen müsse, mich auch nur auf die Commandantur zu führen habe, die Gründe meiner Verhaftung wisse er nicht.

„Ich verlange, zu dem preußischen Regierungscommissar, Freiherrn von Zedlitz, geführt zu werden, den

ich allein als eine mir gegenüber berechtigte Persönlichkeit anerkenne."

„Ich werde Sie zu Herrn v. Zedlitz führen," erwiederte mir der Offizier. „Warum soll ich es nicht thun, verboten ist es mir nicht. Vielleicht befreie ich Sie auf diese Weise von der ganzen Unannehmlichkeit."

Wir gingen, ich neben dem Offizier, die beiden Jäger hinter mir. Wenige Schritte von dem Hause, in dem der preußische Regierungscommissar wohnte, wurden wir von einem in einen grauen Offiziermantel gehüllten Manne angehalten, der sich auf dem ganzen Wege hinter uns hergeschlichen hatte. Er sprach eindringlich mit dem mich begleitenden Offizier. Dann verschwand er. Aber ich hatte ihn wohl erkannt. Es war wiederum dasselbe verdächtige Subject, welches man mir im Gasthofe als Spion und Denuncianten bezeichnet hatte. Ich hatte nun gar keinen Zweifel mehr, daß er die erste Veranlassung meiner Verhaftung gewesen war. Später hörte ich von dem Cabinetsrathe Tempeltey, daß er in der Nacht, als er in seiner Wohnung verhaftet wurde, Zweigert, den er damals gar nicht persönlich kannte, vor seiner Hausthüre auf der Straße angetroffen habe. Mit seinem, ihm eigenen kriechenden Wesen trat er zu ihm heran, und theilte ihm

mit, daß er oben in seiner Wohnung von mehreren Herren erwartet werde. Tempeltey stieg erstaunt, so spät noch Besuch zu empfangen, die Treppe hinauf, fand seine Wohnung mit Soldaten gefüllt, und wurde von ihnen verhaftet. Später erkundigte ich mich in Berlin ganz genau nach diesem Subjecte. Es stand bei allen anständig denkenden Menschen im schlechtesten Rufe, war einmal Fähnrich in der preußischen Armee gewesen und hatte dann Dienste in Rom bei den päpstlichen Zuaven genommen. Später hatte er sich, anscheinend im Dienste pfäffischer Zwecke, in Deutschland umhergetrieben.

„Es thut mir außerordentlich leid, daß ich Sie nicht zu Herrn v. Zedlitz führen kann, sondern Sie sofort auf die Commandantur bringen muß," sagte plötzlich der mich geleitende Offizier, „es wird mir soeben ausdrücklich verboten, Sie zu dem Regierungspräsidenten zu führen."

Ich war entrüstet. „Wohlan, gehen wir auf die Commandantur," sagte ich. Noch wenige Schritte, und wir waren vor dem Hause angelangt, wo der Major Funk, derzeitiger Commandant der Stadt Flensburg, wohnt. Er empfing mich in etwas barscher Weise. Ich verlangte sofort zu dem preußischen Regierungs-

commissar geführt zu werden, und protestirte gegen meine Verhaftung als eine Gewaltthat. Alle Vorstellungen waren umsonst. „Ich muß Sie auf die Hauptwache führen lassen," erwiederte der Commandant, „finden Sie sich in die Sache, Sie sehen, wir haben hier die Gewalt."

Ich schaute mich um in dem Zimmer und sah nur bewaffnete Soldaten. „Allerdings, das sehe ich," erwiederte ich, „und ich bin augenblicklich ohne Waffen. Aber ich werde mir die Satisfaction holen!"

Immer der Offizier neben und die beiden Jäger hinter mir, kam ich in der preußischen Hauptwache an, welche in dem ehemaligen Zuchthause in Flensburg aufgeschlagen war. Das alte Zuchthaus war voll von Militärgefangenen. Das große Vorzimmer zur Offizierstube wimmelte von österreichischen Soldaten, welche hier auf Stroh campirten. Tornister, Waffen und Soldatenmäntel hingen an den Wänden oder lagen auf der Erde. In der Offizierstube trat uns ein hochgewachsener österreichischer Jägerlieutenant entgegen und nahm mich in Empfang. „Ich soll Ihnen besonders sagen, Herr Kamerad," schloß der preußische Offizier seine Meldung, „daß der Arrestant mit Niemandem correspondirt." Dann wollte er gehen, sich nochmals ge-

gen mich entschuldigend. Da fiel mir ein, daß ich ja in Flensburg im preußischen Generalstabe einen Freund hatte. Es war der Major Geerz, der bekannte Herausgeber der schleswigschen Karte. Geerz ist ein geborner Schleswiger und kannte meine Anstrengungen für die Befreiung seines Vaterlandes auf das genaueste. Ich hatte ihn in dem Hause eines mir sehr lieben Freundes, des bekannten Seeschriftstellers und frühern Seefahrers Heinrich Smidt, jetzt Bibliothekar im Kriegsministerium in Berlin, kennen gelernt. Wir hatten in diesem gastlichen Hause alle Sonntage seit Jahr und Tag die Abendstunden mit einander zugebracht. Wenn auch ganz verschieden in unsern politischen Anschauungen, hatte die Liebe zu dem „verlassenen Bruderstamme" uns zu Freunden gemacht. Ich hatte gar keinen Zweifel, daß der Major, der nebenbei gesagt, einer der talentvollsten Offiziere im großen Generalstabe ist, sofort zu mir kommen und meiner Gefangenschaft ein Ende machen würde, sobald er davon hörte. Ich bat den Offizier, den Major Geerz sofort von meiner Verhaftung in Kenntniß zu setzen, und ihn zu ersuchen, auf der Stelle zu mir zu kommen. Der Lieutenant gab mir sein Wort, meinem Wunsche nachzukommen, und hat sein Wort auch gehalten.

Als er fort war, saßen wir uns in der trüben Wachtstube einander am Tische gegenüber, der österreichische Jägerlieutenant und ich. Er war ein Tiroler, aus Imst im obern Innthale gebürtig, ein liebenswürdiger junger Mann, unterrichtet, intelligent, von einnehmenden Manieren, einer der Tapfern von Oeversee. Bald waren wir miteinander im interessantesten Gespräch. Er holte Wein und Cigarren. „Jeder unserer Offiziere," sagte er, „hat von Kieler Damen einige Flaschen Wein und fünfzig Stück Cigarren zum Geschenk erhalten. Kommen Sie, trinken wir den Wein und rauchen wir die Cigarren. Vielleicht waren die Mädchen hübsch, welche mir den Wein und die Cigarren schenkten." Wir ließen frisches Holz in den großen Ofen legen, schoben unsere Stühle vor das flackernde Feuer und tranken auf „das schöne Land Tirol". Die Wachtstube war übrigens ganz miserabel eingerichtet. Nichts als die kahlen Wände, ein gebrechlicher Tisch und vier Stühle. Der Nachtwind pfiff durch die mit einem Teppich verhangenen, zerbrochenen Fensterscheiben. An der Wand war ein Strohlager ausgebreitet. Auf dem Stroh schliefen zwei Männer, Jeder mit einem Mantel bedeckt. Der Eine trug die Uniform eines Unteroffiziers der dänischen

Cavallerie. „Auch zwei Arrestanten," sagte der Jägerlieutenant, „Sie werden sie schon morgen früh kennen lernen. Der eine ist Correspondent einer Pariser Zeitung, der andere ein dänischer Cavallerieunteroffizier, ein geborner Schleswiger. Sie sind schon mehrere Tage hier."

Es schien mir doch geeignet, noch einen Schritt zu meiner Befreiung zu thun. Ich schrieb an Dr. Mahler und bat ihn, sofort zu dem Major Geerz zu gehen und mit demselben herzukommen. Ein Soldat besorgte mir den Zettel nach dem Döllschen Gasthofe. Dann knüpften wir den Faden unseres abgebrochenen Gespräches wieder an, und sprachen von den orangengeschmückten Ufern des Gardasees und von den Gärten des ewigen Frühlings. Die öden Wände der Wachtstube verschwanden vor unsern Blicken, wir träumten und sprachen uns ganz in den sonnigen Süden hinein. Draußen tobte der Schneesturm in fürchterlicher Weise und übertönte das Rasseln der Wagen, welche noch während der Nacht nach Gravenstein hinausfuhren. „Ich glaube, ich glaube, Ihr Major läßt Sie in Stich," sagte der Lieutenant, indem er mir eine andere Cigarre anbot, „sonst müßte er hier sein. Es ist zwölf Uhr. Sie werden wohl hier bleiben müssen. Mir wäre es sehr

angenehm. Diesen Egoismus müssen Sie mir schon verzeihen."

„Unmöglich, der Major kommt. Ein Schleswig-Holsteiner läßt mich nicht in Stich."

„Nun, nun, Flensburg ist nicht groß. Er könnte dreimal hier sein."

Da trat ein Soldat mit einem Zettel in der Hand in die Offiziersstube. Der Zettel war dem Posten im Hausthor übergeben worden. Der Soldat überreichte den Zettel dem Offizier, und dieser mir. Es war ein mit Bleistift geschriebener Brief Mahler's. Der Brief enthielt keine tröstliche Nachricht. Ich las ihn dem Offizier vor. Mahler war sofort zu Major Geerz gegangen. Derselbe hatte sich geweigert, sich um mich zu bekümmern, noch weit weniger hatte er Neigung gezeigt, sich für meine Freilassung zu verwenden. „Die Sache müsse ihren Gang gehen, es sei sehr Unrecht, daß ich nun auch ihn compromittire," hatte er gesagt.

„Und der Mann ist ein Schleswiger," sagte der Offizier erstaunt.

„Er ist ein Schleswiger."

„Und er kennt alle die Anstrengungen, welche Sie zur Befreiung seines Landes gemacht haben?"

„Genauer, wie irgend Jemand."

„Und ist dazu noch Ihr Freund?“

„Ich habe ihn wenigstens dafür gehalten. Heute halte ich ihn nicht mehr dafür.“

Der Offizier machte eine sehr bittere Bemerkung, welche ich verschweigen will. Dann las ich weiter. Der brave Mahler war dann noch zu dem General v. Falkenstein, dem Chef des Wrangel'schen Generalstabes, gegangen. Nur durch eine List, ihm Nachrichten von der höchsten Wichtigkeit mittheilen zu wollen, war es ihm gelungen, noch in die Wohnung des Generals einzudringen. Aber in der Nacht hatte der General keine Anstalten mehr zu meiner Befreiung treffen wollen, für morgen aber versprochen, sich um mich zu bekümmern. Die Epistel schloß mit den Worten: „Du wirst also wohl die Nacht auf der Wache bleiben müssen.“

„Nun, ich bin nicht böse deshalb,“ sagte der Offizier. „Bleiben Sie bei mir, draußen ist's fürchterlich. Soll ich Ihnen vielleicht noch Kaffee bestellen lassen?“

Ich dankte. Dann zündeten wir die Cigarren von Neuem an. Um drei Uhr schliefen wir in unsere Mäntel gehüllt, nebeneinander einen erquickenden Schlaf.

Das Schicksal des Krieges hatte es auch diesmal nicht böse mit mir gemeint. Ich saß freilich gefangen in der elenden Offiziersstube einer preußischen Haupt-

wache im Lande des „verlassenen Bruderstammes," aber das Kriegsglück hatte mich an die interessanteste Stelle der Stadt Flensburg gestellt. Die großen Fenster gingen hinaus auf die Straße, welche nach Gravenstein und zu den Düppler Schanzen führte, die in den nächsten Tagen der Schauplatz neuer, blutiger Kriegsscenen werden sollten. Vom frühen Morgen an rasselten die Wagen und Geschütze vorüber, welche auf dem neuen Kriegstheater eine Rolle zu spielen hatten. Der ganze Belagerungspark zog an mir vorbei, endlose Wagenreihen mit Pontons zu Brücken, mit Munition, mit Brod und Fleischvorräthen, mit Lazaretheinrichtungen, mit Gepäck. Es war ein mit jeder Minute wechselndes, interessantes Bild des Krieges.

Am Morgen hatte ich bereits an den preußischen Regierungscommissar geschrieben und seine sofortige Intervention beansprucht. Nun machte ich auch die Bekanntschaft meiner beiden Mitgefangenen. Der Eine war, wie schon erwähnt, Unteroffizier in der dänischen Cavallerie, ein geborener Schleswiger. Er hatte sich bei Rübel einer preußischen Patrouille gefangen gegeben. Unglücklicherweise hatte er sich geäußert, daß die Düppler Schanzen von den Dänen verlassen seien. Eine Recognoscirung, bei der funfzehn Mann gefallen oder

verwundet waren, hatte das Gegentheil ergeben. Jetzt wurde er bis auf Weiteres gefangen gehalten. Der andere war der Correspondent des Pariser Blattes „Le Siècle", Eugène d'Arnould. Auf einen Befehl des Feldmarschalls Wrangel, ihn festzunehmen, wo er sich in Schleswig betreten ließe, war er bei Missunde verhaftet und zu Wagen nach Flensburg gebracht worden. Sein ganzes Verbrechen bestand darin, seinen Correspondenzen eine preußenfeindliche Färbung gegeben zu haben. Er befand sich schon vier Tage auf der Hauptwache, jeder Bequemlichkeit entbehrend, zum Nachtlager nur das Stroh. Er hatte mit dem großen Befreier Süditaliens unter den Tausend von Marsala den Feldzug nach Sicilien mitgemacht. Im Lager von Capua hatte ich seinen Namen als den des Capitains einer Compagnie Infanterie gehört. Meine Gegenwart war ihm eine Erscheinung des Himmels. Der Arme verstand kein Wort Deutsch und war nicht im Stande, sich auch nur ein Mittagsessen zu bestellen. Auch ihm hatte man jede Communication mit der Welt außerhalb der Hauptwache abgeschnitten. Er war entrüstet. „Mon dieu", sagte er, „une petite vengeance de Mr. de Wrangel, aber nur Geduld, ich werde es ihm eintränken." Der Tag verging ziemlich langweilig. Um

Mittag verließ der Jägeroffizier die Wache. Leider habe ich seinen Namen nicht erfahren. Vielleicht kommen ihm diese Zeilen zu Gesicht. Ich spreche ihm für sein liebenswürdiges und freundschaftliches Benehmen meinen herzlichsten Dank aus. An seine Stelle trat ein Infanterieoffizier, Lieutenant Otterstedt, auch einer von den Tapfern von Deversee, Ungar von Geburt. Dann kam Dr. Mahler. Er erzählte mir, daß die unsinnigsten Gerüchte sich über meine Verhaftung in der Stadt kreuzten. Die Verbrechen, deren ich angeschuldigt würde, seien zahllos. Erregung von Aufruhr, Schmähung der verbündeten Armeen und Regierungen, Hochverrath, gewaltthätige Handlungen gegen Personen und Sachen! „Wenn das Alles wahr wäre, würdest Du wenigstens zu zwanzig Jahren Festung verurtheilt," schloß er seinen Bericht.

„Lieber gleich zum Tode!" sagte ich lachend; „gehe nur zu Herrn v. Zedlitz, berichte ihm den Vorfall, und verlange von ihm, mich sofort zu sich führen zu lassen und mich aus den Händen dieser Militärbehörden zu befreien, denen ich gar kein Recht auf meine Person zugestehe. Ist hier Kriegszustand?"

„Nein!"

„Nun also. Was geht mich Wrangel an! Gehe

zum Commandanten, und sage ihm, daß ich mich persönlich an ihn halten werde. Weshalb ist der Major Geerz nicht gekommen, mein Freund, der Schleswiger?"

„Er war heute Morgen bei mir, und erklärte mir entschieden, sich nicht um Dich bekümmern zu wollen."

Der österreichische Offizier war entrüstet. „Ach ja," sagte ich, „sage ihm, er habe wohl Furcht, sich zu compromittiren. Und die Flensburger Patrioten?"

„Alle habe ich aufgefordert, sich um Dich zu bekümmern, von Wrangel und Zedlitz Deine Freilassung zu verlangen! Sie wichen mir aus, und thaten nichts."

„Habe es auch nie von den Flensburgern anders erwartet. Sei unbesorgt, ich werde mir schon selbst helfen."

Am Abend saßen wir vor dem lodernden Feuer, der wachthabende Offizier, d'Arnould, der dänische Unteroffizier und ich, und tranken einen „schleswig-holsteinischen Thee", und d'Arnould sang mit mir den berühmten Gesang der Girondisten, der auf so manchen Schlachtfeldern erklang, auf denen die Revolution das alte Europa besiegte:

„Par la voix du canon d'alarme
La France appelle ses enfans,
Allons, dit le soldat, aux armes;
C'est ma mère, que je défend —"

klang es durch den großen, wüsten Raum. Die öden Wände des ehemaligen Zuchthauses hörten das berühmte Schlachtenlied gewiß heute zum ersten Male. Dann bereitete mir der Major Funk, Commandant der Stadt Flensburg, noch eine sonderbare Ueberraschung. Ein Soldat trat ein, und überreichte mir den Brief, den ich am Morgen an den Regierungscommissar von Zedlitz geschrieben hatte. „Der Commandant," bestellte er mündlich, „habe keine Veranlassung, meine Briefe zu besorgen." Was soll ich über ein solches Benehmen sagen? Ich überlasse das Urtheil darüber der öffentlichen Meinung. Hr. v. Zedlitz war also wirklich noch von meiner Verhaftung gar nicht in Kenntniß gesetzt worden.

Am andern Morgen schrieb ich an den Commandanten. Ich schrieb ihm, daß ich nun die Sache satt habe, und daß ich augenblicklich verlange in Freiheit gesetzt und zu Herrn v. Zedlitz geführt zu werden. Geschähe dies innerhalb zwei Stunden nicht, so würde ich Schritte thun, welche für ihn äußerst unangenehm sein würden. Bevor zwei Stunden vergingen, kam der Befehl, mich in Freiheit zu setzen.

Sechstes Kapitel.

Flensburg vor der Erstürmung der Düppler Schanzen.

Flensburg im Kriege. — Flensburgs Tyrannei und Knechtschaft. — Entartung der Flensburger in den Jahren der Knechtschaft. — Der Löwe von Idstedt. — Ein Gang auf den Friedhof. — Der Civilcommissar v. Zedlitz. — Der General v. Wrangel. — Berliner Constabler. — Dänische Spione. — Polizeimeister Hammerich. — Der Schneesturm. — Der Generalgewaltige. — Nächtliche Scenen. — „So schmal wie ein Gedanke.“ — Das Stubenmädchen und der Däne. — Ein Zeitungscorrespondent während der Nacht. — Graf Roderich Baudissin und der nächtliche Besuch.

Man kann sich unmöglich ein kriegerischeres Bild denken, als Flensburg und seine Umgegend vor der zu erwartenden Erstürmung der Düppler Schanzen. Ich zog zugleich mit den österreichischen Truppen in Schleswig ein, ich sah die Schanzen bei Missunde kurz nach dem Gefecht, beide Orte boten gewiß Bilder des Krieges, aber der Anblick von Flensburg übertraf das Alles. Alle Straßen waren mit Wagen, Geschütz, Munitionskarren, langen Zügen mit Pontons zum Brückenschlagen, Fouragewagen und Feldgeräth jeglicher Art bedeckt, dazwischen Artilleriemassen, Infanterie-Regimenter,

lange Züge von Husaren, österreichische Jäger mit den wallenden, grünen Federbüschen auf den runden Hüten, Wagen mit Verwundeten, welche in das Lazareth gebracht wurden. Die lange Straße, welche nach Gravenstein und Düppel führt, bedeckte ein endloser Wagenzug, der Kriegs- und Munitionsvorräthe aller Art in das Hauptquartier führte. Zwei Tage schon rasselte dieser endlose Wagenzug über das holprige Pflaster derselben Straße, zuweilen von schweren Geschützen und von Infanteriemassen durchbrochen. Dann sah ich den alten W r a n g e l über den Markt reiten, ganz in seinen Mantel gewickelt, den Pelzkragen bis über die Ohren hinaufgezogen, so daß nur die weiße Kürassier-Dienstmütze über den Rand desselben hinausguckte, neben sich einen Offizier, und dahinter eine Ordonnanz. Man sah von dem nun 80jährigen alten Mann nur die Nasenspitze und den weißen Schnurrbart. Er begann seine militärische Laufbahn bereits im Jahre 1796, wo er als Junker von 12½ Jahren in das damalige Dragonerregiment von Auer eintrat. 1806 wurde er in dem Gefecht bei Heilsberg durch einen Pistolenschuß in die Schulter verwundet und erwarb sich den Orden pour le mérite. 1813 wurde ihm in der Schlacht bei Großgörschen bei dem bekannten nächtlichen

Reitergefecht das Pferd erschossen. Er zeichnete sich hier, wie bei Haynau, Liebertwolkwitz, Wachau durch persönliche Tapferkeit aus, wurde Major und mit dem eisernen Kreuz erster und zweiter Klasse decorirt. Bei Etoges schlug er sich mit dem ostpreußischen Kürassierregiment mitten durch den Feind, der die völlig abgeschnittene Truppe bereits zur Ergebung aufgefordert hatte. Bei dem Gefecht von Clayr wurde ihm wieder das Pferd unter dem Leibe erschossen. In der Schlacht bei Laon zeichnete er sich von Neuem aus. 1815 wurde er bereits Oberst, in der Friedenszeit bis 1848 wurde er zum Generallieutenant befördert. Ueber seinen diplomatischen Feldzug in Schleswig-Holstein als Höchstcommandirender der preußischen und deutschen Bundestruppen hat die Geschichte bereits ihr Urtheil so genügend gesprochen, daß jedes weitere Wort darüber überflüssig erscheint. Nach dem Waffenstillstand von Malmö rückte er am 9. November mit den um die Stadt zusammengezogenen Truppen in Berlin ein, und bildete die militärische Stütze für den Manteuffel'schen Staatsstreich. Feldmarschall ist Wrangel seit 1856, wo ihm diese höchste militärische Würde bei Gelegenheit seines damaligen sechszigjährigen Dienstjubiläums verliehen wurde. Muth und persönliche Tapferkeit wird dem

Feldmarschall Niemand abstreiten; ein bedeutender Taktiker ist er keineswegs. Seine Sonderbarkeiten und Eigenheiten, sein fehlerhaftes Deutschsprechen, sein auffallendes Benehmen auf der Straße, Alles das ist Maske, um sich populär zu machen, und um seine wahre Individualität hinter dieser Maske zu verbergen. Man denke sich zu diesem jede Minute in seinen Einzelnheiten wechselnden Kriegsbilde einen schneebedeckten Himmel, welcher schwer über die schmalen und kleinen Häuser mit den alterthümlichen Giebeln herabhing und aus dem unaufhörlich große Schneemassen auf die winterliche Erde hinabfielen, man denke sich einen Schneesturm, der mit einem eisigen Hauch durch die Straßen tobte und oft zu orkanartigen Ausbrüchen stieg und das Geräusch und Gerassel der Wagen und Kanonen und des tausendfältigen Stimmengewirrs mit seinem Pfeifen und Anschlagen an die Häusergiebel übertobte, und man hat ein Bild von Flensburg mitten im Kriege. Flensburg ist wohl die größte Stadt in den Herzogthümern, wenn auch nicht die schönste. Wie Schleswig besteht sie der Form nach eigentlich nur aus einer einzigen langen Straße — dieselbe, welche nach Gravenstein und nach Düppel hinausführt —, an welche sich der Markt anschließt. Die Stadt ist dicht gebaut, wie Kiel,

aber die meisten Häuser sind unschön, schmal, mit kleinen Fenstern, mit Winkeln und Erkern und alterthümlichen Giebeln, das Pflaster ist abscheulich, Trottoirs fehlen gänzlich. Die beiden Hauptkirchen sind nichts weniger, wie schön, hier und da geben große, glänzende Läden der Stadt einen mehr großstädtischen Charakter. Die landschaftliche Lage ist dagegen außerordentlich schön; wohl keine Stadt in den Herzogthümern ist so schön gelegen, wie Flensburg. Sie liegt an der Bucht des Meerbusens, den die Ostsee hier macht, in Hufeisenform ausgebreitet, nach der Landseite hin von einer ziemlich hohen Hügelreihe, welche im Sommer dunkelgrün schattirt ist, umgeben. An dem trüben Februartage, als ich nach Flensburg kam, machte die Stadt einen besonders finsteren und trüben Eindruck. Ich hatte Flensburg mitten im Hochsommer gesehen. Das Bild von damals und das Bild von heute hatte keine Parallele. Nur in einer Beziehung machte es auf mich denselben Eindruck, ich meine in der matten und engherzigen Gesinnung seiner Bewohner. Flensburg hat immer ein stark dänisches Element gehabt, man sagte mir immer, es betrage mehr wie die Hälfte seiner Bewohner. Das starke dänische Element wurzelt lediglich in materiellen und commerziellen Verhältnissen. Es giebt viel

reiche Kaufleute in Flensburg. Jene glänzenden Zeiten des Handels, wie sie vor fünfzig Jahren stattfanden, sind indeß vorüber. Das Zerwürfniß Dänemarks mit England hat zuerst den Handel ins Stocken gebracht, der Schiffsbau zog sich mehr und mehr nach Apenrade. Der Sieg Dänemarks über die schleswig-holsteinische Sache vor zwölf Jahren hat der Stadt, wie wohl viele Einwohner hofften, auch nichts genützt, Kopenhagen zog einen großen Theil des Handels an sich, den Flensburg ehemals mit überseeischen Plätzen gemacht hatte. Heute, als ich Flensburg nach drittehalb Jahren wiedersah, war die Bevölkerung wo möglich noch matter und engherziger, wie damals. Nur auf dem Markte und in dem demselben zunächst liegenden Theile der schon erwähnten langen Straße waren schleswig-holsteinische Fahnen ausgesteckt. Im unteren Theile derselben sah ich auch nicht eine einzige. Hier und da hing eine Fahne in den preußischen und österreichischen Landesfarben zwischen den „schleswigschen Flaggen“. Aber auch diese waren nur in geringer Anzahl vorhanden. Doch auch nur nach dieser Richtung hin hatten die Flensburger ihre nationale Gesinnung laut werden lassen. Zu einer weiteren Höhe hatte sich dieselbe nicht erheben können. Alle dänischen Beamten waren noch in ihren

Stellungen. Der einzige, der seine amtliche Thätigkeit nicht mehr ausübte, war Hammerich, der berüchtigte Polizeimeister. Aber diesen berüchtigten Polizeimeister hatte Wrangel aus militärischen Gründen seines Dienstes enthoben, die Flensburger hatten es, um des Gesindels los zu werden, welches sie nun zwölf Jahre danisirt, gequält und geknechtet hatte, nur zu einigen mattgehaltenen Deputationen bei dem preußischen General und Civil-Commissar gebracht, und als die Deputationen abgewiesen wurden, hatten sie die Hände wieder in den Schooß gelegt. Auch die Proclamation des Herzogs von Schleswig-Holstein war sehr matt ausgefallen. Sie hatten nicht einmal den Muth, auf das Gesindel von Beamten eine ordentliche „Pression" auszuüben, obschon es bei dem ersten Ansatz dazu bis nach Jütland und Kopenhagen gelaufen wäre. In den Schulen Flensburgs wurde in dänischer Weise weiter unterrichtet; der dänische Polizeimeister ließ die schleswig-holsteinischen und deutschen Fahnen herunterreißen, und erst Wrangel mußte diesem Treiben jenes berüchtigten Subjects Einhalt thun, als dasselbe in seiner Frechheit so weit ging, sich auch an den preußischen Fahnen zu vergreifen. In den Schulen rissen die dänischen Lehrer den Knaben die schleswig-holsteinischen Kokarden

von den Mützen und kein Flensburger hatte den Muth, ihnen auf die frechen Finger zu klopfen. Flensburg ist immer der Sitz der fanatischen dänischen Beamten gewesen. Nirgends ist die Reichsmünzverordnung mit solcher Brutalität in Scene gesetzt worden, wie in Flensburg. Ein zweiter Hammerich soll noch in Schleswig-Holstein gefunden werden. Noch war der berüchtigte dänische Kammerherr v. Rosen Stadtpräsident; noch saßen alle jene Appellations-Gerichtsräthe, welche es in den vergangenen Jahren dahin gebracht haben, daß im Lande allgemein das Wort im Gange war: „Lieber zahlen, als processiren; in Schleswig giebt es doch kein Recht für einen Deutschen," welche bei Gelegenheit der im Jahre 1860 angestellten Petitionsprocesse hunderte von Bürgern, deren Verbrechen einzig und allein darin bestand, eine Petition an die Ständeversammlung zu unterschreiben, in fast 50,000 Bankthaler Strafen verurtheilten, welche das Verbrechen der „Mißlichkeit" erfanden, welches mit den von dem tollen Herzoge von Modena erfundenen „stillen Demonstrationen einer verbotenen Gesinnung" ganz auf derselben Stufe steht, in ihren Aemtern; die Priester saßen in ihren fetten Pfründen, die in die städtischen Collegien und Aemter seit Jahren eingeschmuggelten dänischen

Creaturen und Renegaten schalteten und walteten mit dem Vermögen der Stadt weiter, wie sie es gewohnt waren — und kein Flensburger Bürger rührte sich. Sie bettelten höchstens bei dem preußischen Regierungs-Commissar um Abschaffung dieser Mißbräuche, statt selbst Hand ans Werk zu legen, und ließen die Köpfe hangen, wenn ihnen die Abschaffung dieser Mißbräuche und die Absetzung des Ausschusses der Insel Seeland abgeschlagen wurde. Als bei Gelegenheit einer Deputation bei dem Feldmarschall v. Wrangel der Lehrer Hansen ein kühnes Wort wagte und ausrief: „Die Beamten müssen fort!“ da war man vor Staunen außer sich. Höchstens wagte man die Absetzung des Gesindels mit einigen Nützlichkeitsgründen zu motiviren, wie beispielsweise, daß alle dänischen Beamten Spione seien und insofern eine Gefahr für die preußische Armee herbeiführten. Sogar der berüchtigte Löwe, den die Dänen vor einigen Jahren zum Hohn der deutschen Bevölkerung auf dem schönen Friedhofe aufstellten, stand noch auf demselben Flecke und blickte höhnisch nach Deutschland herüber. Die Flensburger Patrioten hatten nicht den Muth, diesem ekelhaften Machwerke einige Pfund Pulver in den Leib zu stecken und dasselbe mittelst eines Zünders auseinander zu sprengen. Etwas

Aehnliches an Apathie und Gleichgültigkeit hatte ich nie in der Welt gesehen, wie jetzt in Flensburg. Man hatte in Schleswig-Holstein überhaupt eine nur geringe Dosis an Initiative. Wie oft habe ich während der letzten drei Jahre versucht, einen Aufstand in Schleswig-Holstein gegen das dänische Regiment in Anregung zu bringen, um die Sympathien Europas, welche durch die doctrinäre Behandlung der schleswig-holsteinischen Frage Seitens der deutschen Presse gänzlich ins Stocken gerathen war, wieder rege zu machen! Mazzini hat dies Mittel häufig mit großem Erfolge für Italien angewendet. Aber in Schleswig gerieth man schon außer sich über einen solchen Gedanken. Jetzt aber in Flensburg, wo die dänische Armee durch die Kanonen und das Flintenfeuer der braven österreichischen Truppen vernichtet oder in die Düppler Schanzen geworfen war, nicht einmal seine eigene Ehre zu wahren, weil ein preußischer Regierungs-Commissar dies verbot, das erschöpfte denn doch meine Geduld. „Seid Ihr denn so durch die Knechtschaft entartet und entnervt," sagte ich zu einer ganzen Reihe von Flensburger Bürgern — sie zählten sich sämmtlich zu den Patrioten —, „daß Ihr nicht einmal diesen Augiasstall von Beamtengesindel ausfegt, welcher Euch so lange Jahre hindurch

mit der widerlichsten Frechheit gequält und verhöhnt hat?" — — —

Nach meiner Befreiung aus der Gefangenschaft auf der preußischen Hauptwache habe ich mich mit diesen muthigen Männern, welche nicht einmal ihre eigene Ehre und die Ehre ihres deutschen Vaterlandes zu wahren wußten, nicht mehr abgegeben. Ich habe sie nicht wieder gesehen. Ich ging auf der Straße und in der Umgebung der Stadt umher, und betrachtete mir das kriegerische Gewühl, welches in immer größerem Maßstabe aufzutreten schien. Das Schicksal schien es mir vorbehalten zu haben, alle mich interessirende Persönlichkeiten in Flensburg noch an demselben Tage zu sehen. Während meiner achtundvierzigstündigen Gefangenschaft hatte es mich an die momentan interessanteste Straße von ganz Europa hingestellt, um aus dem großen Fenster meines Gefängnisses mit der größten Bequemlichkeit den ganzen, ungeheuren Wagen- und Menschentroß zu sehen, welcher sich wie eine riesige Schlange unaufhörlich nach den Düppeler Schanzen hinbewegte, deren Umgebung ich aus einem früheren Besuche sogleich schildern werde. Nur den ritterlichen und tapfern Obergeneral der siegreichen österreichischen Armee, welcher sich mit so unvergleichlicher Bravour in

den Gefechten von Schleswig und bei Oeversee benommen hatte, sah ich leider nicht. Er war hier durch sein offenes und gerades Wesen, durch seine Humanität und durch sein tactvolles Benehmen, sich gar nicht in die politischen Angelegenheiten des Landes zu mischen, bereits ebenso geachtet und geliebt, wie in Schleswig. Wrangel hatte ich ja bereits am Vormittage reiten sehen; der preußische Regierungs-Commissar von Zedlitz und der ehemalige, berüchtigte Polizeimeister Hammerich sollten mir noch an demselben Tage auf meinen Wanderungen durch Flensburg begegnen. Zuerst ging ich nach dem schönen, hochgelegenen Friedhofe. Vor drittehalb Jahren war ich auch hier und hatte die Gräber der bei Idstedt Gefallenen mit einem Kranze geschmückt. Die dänische Eitelkeit und Frechheit hatte es damals noch nicht gewagt, den berüchtigten Löwen aufzustellen. Er war erst später auf sein hohes Piedestal gesetzt worden, an dessen vier Seiten die Namen dänischer Generale in metallenen Buchstaben prangten. Ich sah mir den Löwen von Idstedt von allen Seiten an; er glich mehr einer kolossalen Katze, als einem Löwen und war, vom künstlerischen Standpunkte aus betrachtet, ein Machwerk allerniedrigsten Ranges. Ganz in seiner Nähe waren die noch frischen Grabhügel der bei Oever-

see neuerdings gefallenen Soldaten. Dänen und Deutsche, welche sich im Leben die Köpfe eingeschlagen hatten, ruhten hier friedlich nebeneinander. Der Tod macht Alles ruhig und gleich. Ich erinnerte mich bei dem Anblick des Löwen jenes schönen Sonetts, welches der Norddeutsche Grenzbote vor einigen Jahren veröffentlichte. Der Name dieses Dichters ist mir leider bis heute unbekannt geblieben:

Sobald der Löwe, den sie Euch bereiten,
Auf Eurem Kirchhof liegen wird und schalten,
So eilt Euch nur die Nase zuzuhalten,
Denn rings wird dann sich ein Gestank verbreiten.
Von Leichen nicht aus offnen Gräberspalten,
Von Feinden nicht, die Euch umstricken heute,
Nicht von Euch selbst, Ihr Nichtlavendelleute,
Denn gegen ihn ist das noch auszuhalten.
Es kommt der Stank, den jenes Unthier brodelt,
Vom Manne, der den Leu hat werden lassen,
Dem schmutzigsten, der je ein Bild gemodelt;
Denn wißt: Ein Landessohn, dem es gefallen
Des Landes Noth in höhnend Erz zu fassen,
Der ist und bleibt der schmutzigste von Allen*).

Jetzt betrachtete ich den Löwen noch einmal. Es wäre ein Leichtes gewesen, ihm von unten ein Loch in den Bauch zu bohren, es mit Pulver zu füllen, und ihn

---

*) Der Verfertiger des Löwen heißt Bissen und ist aus Schleswig gebürtig.

dann auseinanderzusprengen. Aber die Flensburger konnten sich zu dem Muthe und der Energie, durch einen solchen Knall ihre Ehre zu retten, nicht erheben. Ein Stück Papier, mit einer Zedlitz'schen Proclamation bedruckt, hielt sie von dieser That, wozu, da der Löwe nur von Erz war, und denjenigen, der das Attentat auf seine Eingeweide vornahm, nicht beißen konnte, kein Muth gehörte, ab. Sie erhoben sich nur zu einer weitern Deputation an den Feldmarschall v. Wrangel, sich doch ihrer Ehre anzunehmen. In der ganzen civilisirten Welt ist es freilich Sitte, daß ein Mann sich seiner Ehre selbst annimmt.

Als ich am Abend nach der Stadt zurückging, begegnete ich einer preußischen Patrouille. Sie führte drei dänische Pastoren nach der Commandantur, welche als der Spionage verdächtig gefangen nach Flensburg gebracht waren. Anscheinend sehr niedergeschlagen gingen sie zwischen den Soldaten. Der eine, sagte man mir, sei Pastor Roth, der andere Pastor Schleppegrell, ein Sohn des bekannten dänischen Generals, der dritte war Mörk Hansen, eine durch seine fanatisch dänische Gesinnung berüchtigte Persönlichkeit. Wieder ein Beweis, wie gefährlich es für die Kriegsoperationen war, die dänischen Pastoren und Beamten in ihren

Stellen zu belassen. Hätte der preußische Regierungscommissar es nur der Bevölkerung überlassen, sie fortzujagen, wie es der österreichische Feldmarschall überall im südlichen Schleswig gestattete, so wäre das ganze Land bis zur Königsau binnen wenigen Tagen frei gewesen von diesem gefährlichen und verrätherischen Gesindel. Aber die Erbitterung war in allen Straßen, durch welche die gefangenen dänischen Pastoren geführt wurden, auch eine allgemeine. Sie war nicht nur gegen die Gefangenen, sondern auch gegen Zedlitz gerichtet. Hämische und erbitterte Worte hörte ich von den Soldaten, wie von den Bürgern. Wieder stieg die verrätherische Zeit aus den Jahren 1849 bis 1851 in der Erinnerung dieser Menschen auf, und die Furcht vor einer Wiederholung des Verraths war ja nur natürlich. In den Händen vieler Soldaten sah ich eine aus London datirte Proclamation Karl Blind's, des unermüdlichen Streiters für Schleswig-Holstein, der für die Herzogthümer seit zehn Jahren mehr gethan hatte, wie alle deutsche Regierungen und ihre Diplomaten zusammengenommen.

Dann ging ich nochmals auf das der preußischen Commandantur gegenüber liegende Polizeiamt, der ehemalige Wohnsitz des berüchtigten dänischen Polizei-

meisters Hammerich. Ich hatte an den preußischen Regierungscommissar v. Zedlitz einen Brief geschrieben, den ich ihm durch den neuen interimistischen Polizeimeister Lange übergeben lassen wollte. Ich protestirte nochmals darin wegen meiner Ausweisung aus dem Herzogthum Schleswig.

Der Polizeimeister war nicht anwesend. Als ich im Bureau nach einem Beamten suchte, dem ich den Brief zur Besorgung übergeben wollte, trat mir ein kleiner Mann mit dunkelem Haar und dunkelem, kurzem Schnurrbarte entgegen.

„Besorgen Sie mir diesen Brief," redete ich ihn an.

„Ich habe hier nichts mehr zu besorgen und nichts mehr zu befehlen," erwiederte er mir.

„Wer sind Sie denn?"

„Ich bin der ehemalige Polizeimeister Hammerich." —

Ich lachte. Vor mir stand die berüchtigtste Persönlichkeit Flensburgs, der Polizeimeister Hammerich, der die Bevölkerung der Stadt seit Jahren in wahrhaft tyrannischer Weise gequält hatte, in einer Weise, welche nur zu oft an die Regierung des tollen Herzogs von Modena erinnerte. Seit heute morgen hatte ihn endlich sein Schicksal ereilt. Als ich diese kleine, knaben-

hafte Gestalt vor mir stehen sah, fiel mir unwillkürlich wieder jene bekannte Anekdote ein, die ich schon einmal erwähnte, „Zwischen Jungen und Jungen!" Ja, zwischen Jungen und Jungen!

Der ehemalige Polizeimeister von Flensburg sah noch heute, nach zehn Jahren, aus wie ein Junge. In Flensburg hatte er ebenso, wie in Eckernförde, seine Gensdarmen auf die Verfolgung des Courantgeldes und auf die Verbrechen der „Mißlichkeiten" eingehetzt. Er theilte sie in große und kleine Mißlichkeiten, und bestimmte nach diesem Unterschiede die Brüche, welche zu zwei Drittel wieder in seine Kasse flossen.

Aber es sei genug von diesem Subject, welches, wie gesagt, heute endlich sein Schicksal ereilt hatte. Als ich nach Hause ging, hatte der Schneesturm sich zu einer orkanhaften Gewalt gesteigert. An der Seite der Häuserreihen war es lebensgefährlich zu gehen, denn fortwährend prasselten Eisstücke, von dem Sturmwind losgerüttelt, von den Dächern herab. In der Mitte der Straße herrschte ein fabelhaftes Gedränge von Wagen und Pferden, dazwischen Geschrei, Fluchen und Peitschenhiebe. Dann erschien mitten in diesem unentwirrbaren Knäuel ein reitender Botenjäger. Er trug eine rothe Fahne in der Hand. Hinter ihm zu Roß ein österreichischer Gens-

darmerie-Offizier. Plötzlich entstand in diesem unentwirrbar scheinenden Knäuel von Menschen, Wagen und Pferden Stille, Ruhe und Ordnung. „Der Generalgewaltige!“ hörte ich ängstlich rund um mich flüstern, „der Generalgewaltige.“ Die Erscheinung des Generalgewaltigen bewirkte ein Wunder. Unwillkürlich dachte ich wieder an Wallenstein's Lager, wie ich diese Scene sah. Der Generalgewaltige ist eine Art von Generalprofoß in der österreichischen Armee, dem Alles zu gehorchen hat. Er ist mit unbeschränkter Macht bekleidet und kann gegen Plünderer, Ausreißer und Marodeurs sofort von der Waffe Gebrauch machen. Eine rothe Fahne wird ihm als Zeichen seiner Würde vorgetragen. Momentan bekleidete der Gensdarmerie-Rittmeister Ellinger die Stelle des Generalgewaltigen. Es war der Offizier hinter dem reitenden Botenjäger.

Der Sturm, das Wetter, das Wagengerassel, der Schneefall dauerten die ganze Nacht hindurch. Im Gasthof zur Stadt Hamburg war nicht ein Plätzchen frei. Ein halbes Dutzend Menschen schlief im Gastzimmer auf Stühlen sitzend, während der Hausdiener die ganze Nacht den Ofen heizte. Ich lag im Zimmer meines Freundes Heinrich Mahler auf einem Sopha, das „so schmal wie ein Gedanke“ war, und wurde

zehnmal während der Nacht von dem Lärm auf der Gasse oder durch die sonderbarsten Besuche geweckt. Kaum lag ich auf dem schmalen Sopha, so erschien ein hübsches Dienstmädchen aus dem Hotel. Ihr waren die fabelhaftesten Gerüchte über meine Gefangennehmung und Behandlung durch die Preußen zu Ohren gekommen. Sie mußte sich darüber Gewißheit verschaffen, und wählte, weil sie meiner während des Tages nicht hatte ansichtig werden können, die Mitternachtsstunde zu ihrem Besuch. Als ich ihr Alles das bestätigte, was man ihr erzählt hatte, rief sie plötzlich aus: „Aber, sind Sie denn ein Däne?“ — Wie war sie erstaunt, als ich ihr sagte, daß ich der Verfasser des Buches „Vom verlassenen Bruderstamm“ sei, von dem sie in ihrem heimathlichen Dorfe so oft gehört hatte.

Sie war fort, und ich schlief wieder ein. Da öffnete sich wieder die Thüre, und ich hörte den starken Tritt eines Mannes. „Wer da?“ rief ich, aus dem Schlafe erwachend.

„Kennen Sie mich?“ lautete die Antwort.

„Nein.“ —

„Weshalb denn nicht?“

„Nun, der Teufel, weil es in diesem Zimmer stock-

dunkel ist, und man bekanntlich im Finstern nicht sehen kann.“ —

„Ach so, ja, ich dachte, an der Stimme.“ —

„Unmöglich, ich habe vor zwei Stunden in der Nähe des Generalgewaltigen wenigstens tausend Stimmen gehört.“

„Ich bin Adolf Strodtmann.“

Es war mein lieber Freund Strodtmann, der geniale Dichter, Herausgeber von Heinrich Heine's sämmtlichen Werken, der als Correspondent für mehrere große deutsche Zeitungen auf dem Kriegsschauplatze anwesend war. „Ich bin außer mir,“ rief er, „erzählen Sie mir die ganze Geschichte Ihrer Gefangennehmung, das geht ja über alle Vernunft.“

„Haben Sie Erbarmen,“ erwiederte ich, „ich bin todtmüde, morgen.“

„Morgen,“ rief er, „morgen, unmöglich. Um halb acht Uhr sollen Sie ja mit einem Offizier und zwei Mann aus dem Lande der Occupation, zu dessen Befreiung Sie so viel gethan haben, in das Land der Execution gebracht werden.“

„Ja richtig, das hatte ich vergessen.“ Und ich richtete mich auf auf dem Sopha, das „so schmal war, wie ein Gedanke“, und erzählte dem Freunde nochmals

die ganze Geschichte meiner Gefangennehmung und Ausweisung, welche seit vierundzwanzig Stunden das Hauptgespräch in der guten Stadt Flensburg gewesen war. Ich war zu Ende. Strodtmann sprang auf. „Wohin wollen Sie?“ rief ich.

„Noch diese Nacht werde ich es an zehn Zeitungen schreiben,“ rief er, in das Dunkel hinausstürzend. „Empörend!“ hörte ich noch auf dem Gange rufen.

Nach einer halben Stunde wachte ich wieder auf. In dem nebenangrenzenden Zimmer hörte ich laut meinen Namen rufen. „Wollen Sie mich etwa verhaften, wie Dr. Rasch?“ hörte ich. Nebenan schlief Graf Roderich von Baudissin-Knoop. Ein österreichischer Offizier, eine Ordonnanz hinter sich, den Hausdiener mit einem Armleuchter mit brennenden Kerzen neben sich, trat plötzlich in das Zimmer. Graf Baudissin, bereits im Bette liegend, erwachte, und wie er den Offizier, mit der Ordonnanz hinter sich, sah, stieß er diesen Schmerzensschrei aus.

„Beruhigen Sie sich,“ sagte der Hauptmann, „dergleichen Dinge überlassen wir den Preußen, wir fangen blos die Dänen auf dem Schlachtfelde. Habe ich die Ehre, Herrn Graf Roderich Baudissin zu sehen?“

„Der bin ich, mein Herr."

„Ihr Vetter diente in der österreichischen Armee, Herr Graf?"

„Ja, ja. Ich hörte seit zehn Jahren nichts von ihm."

„Mein Vater rettete ihm im ungarischen Kriege das Leben. Ich könnte Ihnen eine Haarlocke von ihm als Andenken geben."

„Aber, mein Gott, wozu die Haarlocke? Sie sagen ja, daß er lebt."

„Nein, später ist er gestorben."

Der Graf nahm die Haarlocke. Der Offizier ging. Es war die letzte Störung. Ich schlief die letzte Nacht in Flensburg, und befand mich am folgenden Abend, ausgewiesen aus dem Lande „des verlassenen Bruderstammes" jenseits der Eider, im Lande der Bundesexecution unter dem Schutze „des Hohen Deutschen Bundes." Ich athmete wieder auf.

Siebentes Kapitel.

Das preussische und österreichische Regiment in Schleswig.

Der Freiherr v. Zedlitz. — Polizeipräsident v. Hinkeldey und sein gewaltsames Ende. — Der Polizeipräsident v. Zedlitz und die öffentliche Meinung. — Die Ernennung des Präsidenten v. Zedlitz zum Regierungscommissar in Schleswig. — Graf Revertera und die österreichische Regierung. — Das erste Auftreten und die Aufnahme des preußischen Regierungscommissars. — Preußische und österreichische Offiziere. — Die deutsche Fahne und die Ehrenwache des Herzogs Friedrich in Kiel. — Wrangel und Zedlitz in Flensburg. — Dunkle Gerüchte. — Mißtrauen und Erbitterung. — Die angedrohte Wiedereinsetzung der dänischen Beamten. — Die erste That. — Wrangel's Proclamation. — Die Proclamation des preußischen Civilcommissars. — Verbot politischer Vereine und politischer Demonstrationen. — „Irre geleitete Massen.“ — Graf Revertera. — Gefährliche Erbitterung. — Der einmüthige Widerstand im südlichen und mittlern Schleswig. — Der dänische Augiasstall in Flensburg. — Das Appellationsgericht. — Der Medicinaldirector Schleisner. — Der Löwe von Idstedt. — Meine Ausweisung aus dem Herzogthum Schleswig. — Die Ausweisung des Cabinetsraths Tempeltey. — Der Umschwung in der Verwaltung der obersten Civilbehörde. — Massenhafte Absetzungen dänischer Beamten, Pastoren und Schulmeister. — Der Stillstand und der Rückschritt im preußischen und österreichischen Regiment in Schleswig.

Der Freiherr v. Zedlitz war der Nachfolger des von Herrn Hans von Rochow im Duell erschossenen

Generalpolizeidirector v. Hinkeldey in der Besetzung der wichtigen und bedeutenden Stelle eines Polizeipräsidenten der Stadt Berlin. Auf die neue Besetzung dieser Stelle durch Hrn. v. Zedlitz hat die Junkerpartei unbedingt einen mächtigen Einfluß geübt; aber Hr. von Hinkeldey fiel nicht als ein Opfer dieser Partei, wie die liberale Presse dies damals so darzustellen gewußt hat, sondern als ein Opfer seines brutalen Vorgehens gegen eine Classe der Gesellschaft, welche sich eine derartige Behandlung vollkommen mit Recht nicht gefallen lassen wollte. Mögen seine Conflicte mit den Offizieren der preußischen Armee und mit den Mitgliedern des Jockeyclubs schließlich in seiner Stellung als Polizeipräsident eine innere Berechtigung gefunden haben — ich will das nicht bestreiten — die Art und Weise, wie diese Conflicte ausgetragen wurden, hatte aber jedenfalls keine Berechtigung, und die Pistolenkugel Hans von Rochow's traf den allgewaltigen Generalpolizeidirector in ganz gerechter Weise, wenn man überhaupt annehmen will, daß es Gewaltthätigkeiten und Brutalitäten gibt, welche, weil sich kein anderes Remedium findet, nur mit der Pistole zu Ende gebracht werden können. Ich kenne zufällig die geheime Geschichte des Hinkeldey'schen Duells ganz genau. Der frühere Polizei-

oberst Patzke war der böse Genius Hinkeldey's. Er trieb ihn zu jenen brutalen Conflicten, welche nur so endigen konnten, wie sie geendigt haben, und welche recht gut in einer mäßigen und gerechten Weise hätten ausgeglichen werden können. Patzke wurde ebenfalls der böse Genius des neuen Polizeipräsidenten, welcher ebenso, wie sein Vorgänger im Amte, vielfach gewarnt worden ist. Jedenfalls war Hinkeldey ein administratives und organisatorisches Genie. Mit Hülfe seiner Energie und Thatkraft — es kann das Niemand läugnen — hat er in seiner Stellung als Polizeipräsident von Berlin viel geleistet. Alle jene großartigen Einrichtungen und Verbesserungen, welche der Stadt zu Gute gekommen sind, und welche der Branddirector Scabell schuf und ausführte, fanden in Hinkeldey's Energie und Thatkraft eine unerschütterliche Basis. Herr v. Zedlitz hat sich in seiner Verwaltung der Polizeipräsidentur von Berlin nicht als ein organisatorisches und administratives Genie erwiesen. Mit Hinkeldey's Tode fanden alle jene Schöpfungen auf socialem Gebiete, wodurch sich die Verwaltung Hinkeldey's ausgezeichnet hatte, ein plötzliches Ende. Das Odium aber, welches auf Hinkeldey's politischer Verwaltung seiner mächtigen Stelle gelastet hatte, blieb

auf der Verwaltung des neuen Polizeipräsidenten haften, und diesem Odium ist Herr v. Zedlitz in Berlin als Opfer gefallen. Herr v. Zedlitz wollte, als Polizeipräsident von Berlin, einen Grundsatz nicht begreifen, den die Partei, welcher er angehört, auch niemals begriffen hat, ich meine den Grundsatz, daß die öffentliche Meinung die erste Großmacht der Erde ist. Herr v. Zedlitz ließ sich in diesem Kampf gegen die öffentliche Meinung von Patzke, obschon er vielfach gewarnt wurde, immer weiter treiben, bis er ihr endlich unterlag. Was die Unregelmäßigkeiten in seiner Verwaltung betrifft, welche ihm vorgeworfen wurden, und welche die äußere Veranlassung zu dem gegen ihn eingeleiteten Disciplinarverfahren bildeten, so bin ich der Meinung, daß Herrn v. Zedlitz Unrecht geschehen ist. Die Berliner Commune, welche gegen Hinkeldey's Energie und Eingriffe in die Rechte ihrer Verwaltung Jahre lang einen vergeblichen Kampf gekämpft hatte, fand in Herrn v. Zedlitz eben einen schwächeren Gegner, und jene Unregelmäßigkeiten, welche übrigens auch nicht erwiesen worden sind, mußten als äußere Gründe herhalten, um diesen schwächern Gegner zu stürzen. Genug, der Kampf der Commune mit dem neuen Polizeipräsidenten, dessen innerer, eigentlicher Grund, wie gesagt,

weit tiefer lag, endigte damit, daß Herr v. Zedlitz seine Stelle aufgeben mußte, und zur Disposition gestellt wurde. Mancher wird vielleicht dies Urtheil, was ich über Herrn v. Zedlitz als Polizeipräsidenten von Berlin fälle, für zu mäßig halten. Indeß — es ist dies nun einmal meine, auf mir bekannte Thatsachen gegründete Ueberzeugung, und ich halte es für die Pflicht eines Mannes von Ehre, selbst seinen politischen Feinden, besonders in Dingen, welche ihre Ehre angehen, nicht Unrecht zu thun.

Aber die Ernennung eines Mannes, wie Herr v. Zedlitz, zum Regierungscommissar in Schleswig war Seitens der preußischen Regierung jedenfalls ein Fehler. Herr v. Zedlitz hat die öffentliche Meinung seit seiner Verwaltung der Berliner Polizeipräsidentur wider sich gehabt, und gehört in Preußen einer Partei an, welche die öffentliche Meinung ebenso gegen sich hat. Nach der Politik, welche Seitens des Ministeriums Manteuffel gegen Schleswig-Holstein geübt worden ist, bedurfte die preußische Regierung gerade jetzt in ihrem Verhalten gegen Schleswig-Holstein dieser öffentlichen Meinung als ihrer ersten und vorzüglichsten Stütze. Sie hat diese erste und vorzüglichste Stütze, ohne sich zu bedenken, fortgeworfen; wundern kann

man sich darüber nicht, das Verfahren ist ja nur eine der vielen Consequenzen der nun einmal geltenden Principien. Wie lange sie durchgeführt werden können, wird die Geschichte der nächsten Zeit lehren. Jedenfalls — und das wird selbst Herr v. Bismarck mir zugeben — ist es nicht klug, in einer so schwierigen Lage, in welcher sich die preußische Regierung Schleswig-Holstein gegenüber befindet, den Anfang ihrer Verwaltung mit einem politischen Fehler zu machen. Daß es nicht klug ist, hat sich bereits gezeigt. Die Ernennung des gewesenen Polizeipräsidenten v. Zedlitz zum Regierungscommissar in Schleswig ist in ganz Deutschland mit einem unverkennbaren Mißtrauen aufgenommen worden. Die österreichische Regierung ist in der Ernennung ihres Civilcommissars weit vorsichtiger gewesen. Sie ernannte zu dieser wichtigen Stellung einen Mann, dessen Vergangenheit und politische Grundsätze vollkommen unbekannt waren. Jedenfalls wäre es von Herrn v. Zedlitz klug gewesen, sich in Betreff seiner Verwaltung des Herzogthums Schleswig vollkommen freie Hand auszubedingen. Er hat dies nicht gethan — die Drähte, an denen er von Berlin aus geleitet wird, sind vollkommen sichtbar —, er wird das Odium, welches seine Verwaltung mit sich bringen wird, also schließlich

wiederum ganz allein auf sich nehmen und Thatsachen vertreten müssen, welche man ihm nur in zweiter Stelle zurechnen kann.

Herr v. Zedlitz übernahm die Verwaltung der obersten Civilstelle im Herzogthum Schleswig bekanntlich anfangs allein. Graf Revertera kam mehrere Wochen später nach Flensburg. Auch diese Maßregel war Seitens der österreichischen Regierung mit kluger Berechnung angeordnet worden. Wenn ein Odium auf der Verwaltung der obersten Civilstelle lasten sollte, so heftete es sich zuerst an den preußischen Regierungscommissar. Die erste Aufnahme, welche ihm wurde, war voll von Mißtrauen. Wie war das nach den Vorgängen des Jahres 1851 auch anders zu erwarten! Auch mußte das Mißtrauen sich täglich mehr vergrößern, als sich die preußische Regierung über den Zweck und die Tragweite der Occupation Schleswigs gar nicht aussprach, und die preußischen Prinzen, welche bei der Armee anwesend waren, ebenfalls die Gelegenheiten, welche bei dem Empfange von Deputationen, wie beispielsweise in Rendsburg, geboten wurden, sich über die Zwecke der Regierung und über die Erbfolgefrage auszusprechen, auf das Bestimmteste vermieden. Einige, vertrauenerweckende Aeußerungen, welche Prinz Friedrich

Carl in Kiel gemacht haben sollte, wurden sofort in höchst ungeschickter und sogar höhnischer Weise von der Kreuzzeitung dementirt. Herr v. Zedlitz wohnte bei seiner Ankunft im Lande einige Tage in Schleswig im Gasthofe zur Stadt Hamburg, ohne irgend etwas von sich hören zu lassen. Während dieser Zeit ergriffen die Bewohner des südlichen Schleswig die Initiative und vertrieben sämmtliche dänische Beamte, Schulmeister und Pastoren aus ihren „Levebröden“. In Eckernförde, in Schleswig, in Bredstedt, in Friedrichstadt, in Husum, überall wurde vollständig aufgeräumt. Feldmarschall v. Gablenz, dessen Truppen das südliche Schleswig besetzt hatten, sah diesen Vorgängen ruhig zu, und ließ sie ungehindert geschehen. Während dem setzten sich die österreichischen Offiziere überall mit den Bürgern in das beste Einvernehmen. Während die preußischen Offiziere den richtigen Ton gar nicht finden zu können schienen, und sich schließlich, selbst in den Gesellschaftssälen der „Harmonie“ in Kiel und des „Museums“ in Schleswig, zu denen sie eingeladen wurden, auf sich selbst beschränkten, saßen die Oesterreicher, plaudernd, rauchend und trinkend mit den Bürgern durcheinander an denselben Tischen, und schimpften mit ihnen um die Wette auf das Lumpengesindel von dänischen Beamten,

welche die tapfere österreichische Armee zum Teufel gejagt habe. Die nächste Folge dieses kameradschaftlichen Einvernehmens der Oesterreicher mit den Einwohnern mußte natürlicherweise die sein, daß die preußischen Offiziere, welche dies kameradschaftliche Einvernehmen gar nicht herstellen zu können schienen, in eine noch gedrücktere Situation geriethen. Die Erfolge der österreichischen Waffen vor dem Danewerk und bei Oeversee hatten gewiß daran auch einen großen Antheil. Dazu kam der üble Eindruck, den das erste Auftreten der preußischen Truppen in Kiel machte. Das Abnehmen der deutschen Fahne von der Hauptwache in Kiel, das dem Herzoge zugehende Verbot, seine aus schleswig-holsteinischen Kampfgenossen gebildete Ehrenwache vor die Hausthüre zu postiren — sie mußte ihren Platz auf dem Hausflur nehmen — erregte selbst unter den Holsteinern, welche nur in den respectvollsten Ausdrücken von dem „Hohen Deutschen Bunde" und den „Hohen Bundescommissären" zu sprechen gewohnt waren, eine allgemeine Erbitterung. Auch die österreichischen Offiziere sprachen sich in schonungsloser Weise über derartige Vorgänge aus. Sie hüteten sich durchgehends mit vielem Takte, den Einwohnern in ihren schleswig-holsteinischen Sympathien irgendwie zu nahe zu treten, oder

sie zu verletzen. Mir ist kein einziger Fall bekannt geworden, wo dies geschehen ist. Es fällt mir natürlicherweise ja gar nicht ein, das Offiziercorps der preußischen Armee oder die braven preußischen Unteroffiziere und Soldaten für derartige Dinge verantwortlich machen zu wollen — ich muß der Wahrheit gemäß sogar im Gegentheil die Versicherung geben, daß ich bei allen einzelnen preußischen Offizieren und Soldaten, mit denen ich sprach und verkehrte, warme Sympathien für die Sache Schleswig-Holsteins und ein Verständniß derselben gefunden habe, welches dem Gros der österreichischen Truppen, welche aus den nicht deutschen Ländern des österreichischen Kaiserstaats stammten, abgehen mußte —, aber ich frage, wie ist es möglich, derartige Verstöße zu machen, welche nur dazu geeignet waren, auf das preußische Regiment in Schleswig-Holstein ein Odium zu werfen, ohne irgend einen Nutzen zu haben? Preußische Offiziere und Soldaten haben mir oft genug geklagt, daß sie bei dem Durchzuge der Armee durch Angeln überall mit Mißtrauen aufgenommen wurden, während die Oesterreicher nicht genug zu erzählen wußten, mit welcher Liberalität man sie im südlichen Schleswig selbst auf dem Lande empfing und bewirthete. „Drei Tage war ich in ***, einem Dorfe

in der Nähe von Friedrichstadt, im Quartier," erzählte mir ein österreichischer Offizier an der Wirthstafel des Raven'schen Gasthofes in Schleswig, „wie habe ich dort gegessen und getrunken! Natürlicherweise verlangte ich, als ich fortging, meine Rechnung, wie werde ich Etwas umsonst nehmen! Zuerst wollte man durchaus nichts; schau'ens, es war ein Wirthshaus, wo ich im Quartier lag, schließlich nahm man mir für drei Tage einen Thaler ab. Es war mir ganz unmöglich, den braven Leuten mehr Geld aufzudringen." Währenddem wurden mir von preußischen Militärärzten Beispiele erzählt, wo man in Angeln einen Thaler für ein aus einigen Tassen Kaffee und einigen Butterbrodschnitten bestehendes Frühstück genommen oder wo man sogar Brod verweigert hatte. Der Angeliter Bauer ist der gastfreundlichste Mensch in Schleswig; aber er ist auch der mißtrauischste und zurückhaltendste unter allen Bewohnern des reichen Landes. Aber die Vorfälle in Kiel waren dem Uebergange der preußischen Armee über die Schlei vorhergegangen, und hatten sich wie ein Lauffeuer durch das ganze Land verbreitet. Kann man sich da noch über derartige Dinge wundern? Der Feldmarschall v. Wrangel und der Regierungscommissar v. Zedlitz hätten durch ihr Benehmen alle diese Vorkommnisse wieder gutmachen können;

aber sie thaten auch nicht einen Schritt in dieser Richtung, während Feldmarschall v. Gablenz sich durch sein offenes, ritterliches Auftreten und durch sein herzliches Benehmen schnell alle Herzen gewann. Wrangel schlug sein Hauptquartier in Flensburg auf; Herr v. Zedlitz verließ nun auch Schleswig und begab sich in das preußische Hauptquartier. Aus seinem dreitägigen Aufenthalte in Schleswig ließ er nichts zurück, als Gerüchte über Aeußerungen, welche er wahrscheinlich gar nicht gemacht hat — wenigstens hat die Folge die Wahrheit dieser Aeußerungen gar nicht ergeben —, aber die Aeußerungen verbreiteten sich mit der Schnelligkeit und mit der lawinenartigen Vergrößerung der Fama durch das ganze südliche Schleswig, und erregten überall, wohin sie drangen, einen wahren Sturm der Entrüstung und Erbitterung. „Wissen Sie schon, was Zedlitz gesagt hat," rief man mir zornig entgegen, „wissen Sie es?" — „Nein, ich weiß es nicht." — „Nun, er hat gesagt, er duldet das eigenmächtige Fortjagen der dänischen Beamten nicht." — „Er hat sogar geäußert, er wird sie sämmtlich wieder einsetzen." — „Denken Sie, wir sollen das Lumpengesindel, diese Levebröder alle wiedersehen," riefen die Frauen mit größter Erbitterung, „aber wir dulden es nicht, und wenn die Männer nicht den

Muth haben, so werden wir sie zum zweitenmale fortjagen.“ Dazwischen verbreiteten sich Gerüchte über bereits zurückgekommene dänische Beamte. Man wollte sie gesehen haben. „Aber, die Oesterreicher sind ja hier,“ hieß es dann wieder, „die Oesterreicher werden es nicht leiden, daß man uns so behandelt.“ „Glauben Sie, daß die Oesterreicher auf uns schießen werden?“ mit diesen Worten stürzte ein junges Mädchen mir entgegen, „wir Frauen werden uns ihren Gewehren gegenüber stellen.“ — „Lieber wollen wir Alle zu Grunde gehen,“ rief ein sonst sehr ruhiger und besonnener alter Herr, „lieber sterben, als diesen seeländischen Ausschuß nochmals hier sehen.“ — „Reisen Sie doch nach Flensburg, Herr Doctor, Sie kennen ja Herrn v. Zedlitz und kennen ja unser Land, sprechen Sie doch mit dem Mann,“ sagte ein Mitglied des Deputirtencollegiums der Stadt Schleswig zu mir, „was sollen wir denn machen?“ Die nächste Zukunft hat glücklicherweise alle diese Befürchtungen nicht verwirklicht, aber ich bin überzeugt, hätte der preußische Regierungscommissar eine Wiedereinsetzung der vertriebenen dänischen Beamten vorgenommen, ein allgemeiner Aufstand im ganzen südlichen Schleswig wäre trotz aller Kanonen und Bajonnette die unmittelbare Folge einer solchen Handlungs-

weise gewesen. Aber wozu das Mißtrauen und die Aufregung soweit kommen lassen, wenn man gar nicht Willens ist, in der Weise, wie die Gerüchte sagten, vorzugehen? Eine einzige That hätte genügt, die ganze Aufregung im Keime zu ersticken, statt dessen sie nun riesengroß von Stunde zu Stunde heranwuchs. Hätte Herr v. Zedlitz den allgemein geachteten braven Thomsen-Oldenswort vierzehn Tage früher zum Amtmann von Husum und Oberstaller der Landschaft Eiderstedt ernannt, als wie es geschehen ist, diese einzige That hätte genügt, um das ganze Mißtrauen, um alle Aufregung auf einmal zu ersticken. Statt einer solchen That debutirten der preußische Feldmarschall und der preußische Civilcommissar in Flensburg bei ihrem ersten Auftreten mit einer Handlung, welche unglaublich erscheint, wenn sie nicht geschehen wäre. Sie bestand in einer Kundmachung, welche für die Geschichte aufbewahrt zu werden verdient. Ich werde deshalb ihren Inhalt mit wenig Worten hier aufzeichnen. Nachdem im Eingange derselben gesagt war, daß die Regierungsgewalt des Königs von Dänemark nur suspendirt sei — der Satz hätte ebensogut fortbleiben können — hieß es, daß die zunächst bestehenden Landesgesetze maßgebend für die Civilverwaltung bleiben sollten, und

daß sämmtliche im Lande angestellte Beamte bestätigt würden, falls sie sich der Autorität des Civilcommissars unterwürfen, und falls nicht durch ganz besondere Umstände ihre Entfernung nothwendig gemacht werde. Alle diese Beamten hätten auf Schutz und Unterstützung in ihrer Amtsführung durch uns zu rechnen, und es seien Vorkehrungen getroffen worden, daß Bedrohungen dieser Beamten durch irregeleitete Massen (!) sich nicht wiederholten. Zum Schluß dieser Proclamation wurden die Vertreibungen der Beamten „strafbare Excesse“ genannt, und ihre „strafbaren Urheber und Theilnehmer“ mit strengen Strafen bedroht. Außerdem wurden alle „politischen Vereine“, alle öffentlichen Demonstrationen und Kundgebungen, und insbesondere diejenigen, welche sich auf die Proclamation des Herzogs von Schleswig-Holstein beziehen würden, verboten, und ebenfalls mit strengen Strafen bedroht.

Die Proclamation erregte einen neuen Sturm der Entrüstung im ganzen südlichen und mittlern Schleswig. Sie war die Antwort auf die energische Anrede des braven Lehrers Hansen in Flensburg an den alten Wrangel: „Diese Beamten, diese Unterdrücker jedes Rechts müssen fort;“ sie war die Antwort auf

die Anrede von Deputationen, welche in keinem Lande der Welt in so gemäßigter Weise aufgetreten wären, wie in Schleswig-Holstein, sie war die Antwort auf die Bitte um Abschaffung notorischer, entsetzlicher Zustände. Die Dänen jubelten, alle Beamten, welche noch im nördlichen Schleswig in ihren Aemtern saßen, traten noch einmal so frech auf, wie früher, Polizeimeister Hammerich in Flensburg unterstand sich von dem Gasthofsbesitzer Döll die Abnahme aller ausgesteckten Fahnen, auch der preußischen und der österreichischen Fahnen zu verlangen. Die deutschen Fahnen waren bereits auf einen Befehl Wrangel's: „Ich will nur schleswigsche Flaggen sehen,“ entfernt. Hätte Hr. v. Zedlitz wirklich im Sinne gehabt, den Inhalt der Proclamation durchzuführen, so war gegen den Erlaß derselben von diesem Standpunkt aus natürlicherweise nichts zu sagen. Da, wie die Folge es gelehrt hat, er aber nicht daran dachte, den Inhalt dieser Kundmachung durchzuführen, warum sie denn erlassen, warum denn ohne Grund einen Sturm von Mißtrauen, Widerwillen, Haß und Erbitterung gegen sich heraufbeschwören! Das Hauptübel Schleswigs wurzelte gerade in diesen Beamten, in der That, dem Ausschuß Seelands, einer rohen, unwissenden, unmoralischen, sich nur durch ihre fanatisch

eiderdänische Gesinnung auszeichnenden Bande, welche in Schleswig von allen eben nur anständig denkenden Menschen in unglaublicher Weise gehaßt und verachtet wurde. Ich habe früher diese „Levebröder" in der deutschen Presse so vielfach geschildert, daß ich ihr Wesen wohl als allgemein bekannt voraussetzen darf, und es nicht nöthig sein wird, sie hier nochmals zu zeichnen; aber auch Hr. v. Zedlitz kannte sie durch und durch — ein gemeinschaftlicher Freund hat mein Buch „vom verlassenen Bruderstamm" oft genug auf seinem Schreibtische liegen sehen —, und deshalb ist es gar nicht erklärlich, wie der preußische Civilcommissar einen solchen Fehler machen konnte, wie er in seiner Kundmachung begangen hat. Graf Revertera, der österreichische Civilcommissar, war immer noch nicht in Flensburg angekommen. Die Kundmachung kam also nicht auf sein Conto. Ich kann nur wiederholen, daß, als die Kundmachung im mittlern und südlichen Schleswig bekannt wurde, die Erbitterung auf eine gefährliche Höhe stieg und sich in einen intensiven Haß gegen die preußische Regierung verwandelte. Und warum dieses Verbot politischer Vereine? Schleswig-Holstein ist das einzige conservative Land im ganzen, großen, gemeinsamen deutschen Vaterlande, ein Land so voll von

Fanatismus der Gesetzlichkeit, so ohne jeden revolutionären Funken, daß ihm selbst die meiste Schuld zuzumessen ist, wenn die Bewegung andere Ziele nimmt, als wie das Land wünscht; wie kann man da eine aus den politischen Vereinen hervorgehende Gefahr fürchten, wie kann man da von „irre geleiteten Massen“ sprechen? Und was konnte es noch für einen Zweck haben, Demonstrationen für die Erbfolge des Herzogs von Schleswig-Holstein zu verbieten, da diese Demonstrationen bereits im ganzen Lande erfolgt waren? In Tönning, in Garding, in Husum, in Friedrichstadt, in Flensburg, in Schleswig, im Schwansener Güterdistrict, in Bredstedt, im Kirchspiel Erfde, in Eckernförde, im Kirchspiel Sehestedt, in Bünstorf, in der Hüttener Harde, in der Hohner Harde, in Büdelsdorf, war der Herzog bereits proclamirt, als die Kundmachung vom 8. Februar erlassen wurde. Weshalb also durch ein Verbot Erbitterung erregen, welches gar keine Resultate mehr haben konnte? Aber das muß ich den braven Bewohnern des südlichen und mittlern Schleswig zu ihrem Ruhme nachsagen, sie haben, als sie diese Kundmachung lasen, nicht in flauer Weise, wie die Flensburger, die Hände in den Schoß gelegt — nein, sie beschlossen einen einmüthigen Widerstand, sie beschlossen trotz aller Kanonen und

Bajonnette die dänischen Beamten so oft von Neuem fortzujagen, wie man sie ihnen von Neuem aufdrängen würde. „Wir werden uns der Gewalt mit Gewalt widersetzen," so lautete der Wahlspruch des ganzen südlichen und mittlern Schleswig. Glücklicherweise kam es nicht dazu. Die Kundmachung vom 8. Februar stand eben nur auf dem Papiere. Ich werde nun die weitere Regierung der obersten Civilbehörde in Flensburg schildern.

Selbst in den ersten acht Tagen, nachdem der preußische Civilcommissarius seinen Sitz in Flensburg aufgeschlagen hatte, schien er immer noch nicht den einzig richtigen Weg in der neuen Verwaltung einschlagen zu wollen. Und doch saß er mitten im ärgsten Sumpfe dänischer Bornirtheit, Nichtswürdigkeit und Erbärmlichkeit. Flensburg ist seit elf Jahren im Herzogthum Schleswig gerade der Ort gewesen, wo die Fäden aller Verwaltungszweige, durch welche das unglückliche Land danisirt werden sollte, zusammenliefen. In Flensburg hatte das Oberappellationsgericht seinen Sitz, das Oberappellationsgericht, welches alles Recht und alle Gerechtigkeit im Lande illusorisch machte; in Flensburg war die Medicinalverwaltung in der Person des Medicinaldirectors Schleisner concentrirt; in Flensburg

war das Kirchenpatronat aus lauter dänisch gesinnten Mitgliedern zusammengesetzt; in Flensburg gab es eine dänische freie Gemeinde, deren Ziele und Zwecke nur auf dänische Propaganda hinausliefen. Wer kennt in Schleswig nicht die Namen der Appellationsgerichtsräthe Steemann, Bagger, Wöldicke, Juel, Meyer, Ussing, Knudsen und Smith? Zehn Jahre lang repräsentirten sie die Parteilichkeit und roheste Unwissenheit im schleswigschen Justizwesen. Sechs unter ihnen waren Nationaldänen; nur Einer von diesen Nationaldänen hatte der gesetzlichen Vorschrift eines zweijährigen Studiums in Kiel genügt, einen Andern hatte man, weil er ohne jede juristische Bildung war, ganz und gar vom juristischen Examen als Rath suspendirt. Dänischer Fanatismus mußte ja juristische Bildung ersetzen. Zehn Jahre lang haben diese Subjecte in Schleswig das Recht nach dänischem Muster und Geschmack umgewandelt. Niemals durfte bei ihnen ein deutsch Gesinnter im Rechtsstreit gegen einen Gesinnungs- und Nationaldänen Hoffnung auf einen günstigen Spruch hegen. Man erinnere sich nur jener Massenverurtheilungen, wo die Unterschriften einer Petition an die Ständeversammlung, in der der Wunsch nach Wiederherstellung der althergebrachten und zu Recht noch

fortbestehenden Landesrechte ausgesprochen war, als Hochverrath mit grausamer Strenge bestraft wurden. Und wer war Schleisner? Der Mörder des Märtyrers von Apenrade, der „politische Polizeiinspector im Medicinalwesen", wie er einst in der Ständeversammlung genannt wurde. Er hat während der letzten fünf Jahre sämmtliche Physicatsstellen im nördlichen Schleswig mit Nationaldänen besetzt, welche in ihren Danisirungsbestrebungen das Möglichste, in der medicinischen Wissenschaft aber nicht das Mindeste leisteten. Alle ärztlichen Stellen an Hospitälern waren unter seiner Herrschaft in die Hände von Nationaldänen übergegangen; die ganze Armenpraxis hatte er seinen Trabanten ausgeliefert. Schleisner danisirte das Irrenhaus in Schleswig; einen der tüchtigsten, an diesem Irrenhause angestellten Aerzte, Dr. Sager, jagte er mit den Worten fort: „Der Mensch hat ja deutsche Gefühle," und gab einem unwissenden Unterarzte aus der Armee seine Stelle. Den deutschen Apothekern nahm er ihre Concessionen mit List oder Gewalt und gab sie Dänen, welche so wenig von der Pharmacie verstanden, daß sie „Kamillenöl" nicht von „Kamillenthee" unterscheiden konnten, und letzteren zum Einreiben gaben. Ich erinnere nur an die Apotheker in Husum und Quern, und an den un-

glücklichen Karberg in Apenrade, welche ihres Eigenthums von Schleisner im eigentlichen Sinne des Wortes beraubt wurden, weil sie gutwillig nicht weichen wollten. Und in welchem Zustande war die Real- und Gelehrtenschule in Flensburg! Sie war ein Sumpf von Bornirtheit und roher Unwissenheit geworden. Von den zwanzig dort angestellten Lehrern waren nur drei im Stande, den Unterricht in deutscher Sprache zu ertheilen. Mit diesem Nichtverständniß der Sprache verbanden sie die roheste Unwissenheit. Brutale Behandlung der Kinder war alltäglich. Wer gegen die Einführung der dänischen Sprache als Unterrichtssprache remonstrirte, wurde in Geldstrafe genommen. Wenn die Kinder im Alter der Confirmation waren, konnten sie weder deutsch noch dänisch sprechen. Die Communalverwaltung war ganz in den Händen von Eiderdänen, oder deutschen Renegaten, welche in ihrer Amtsführung nie den Nutzen oder Vortheil der Stadt, sondern nur das Interesse der eiderdänischen Regierungspolitik gewahrt hatten. Bei den Wahlen städtischer Deputirten wandten sie ihren ganzen Einfluß nur dahin an, alle niedern Posten bis zum Nachtwächter und Polizeidiener hinab mit gebornen Dänen oder mit solchen Subjecten zu besetzen, bei denen die dänische Gesinnung durch den

gewährten Vortheil erkauft werden konnte. Wie die städtische Finanzverwaltung unter solchen Umständen beschaffen war, braucht wohl nicht gesagt zu werden. Sie war ebenso sinnlos wie willkürlich. Die Schuldenlast der Stadt stieg von Jahr zu Jahr in enormen Dimensionen. Die städtischen Steuern wurden um mehr, wie fünfzig Procent erhöht. Einen Stadtpräsidenten, wie den Kammerherrn v. Rosen und einen Polizeimeister, wie Hammerich, hat wohl keine Stadt in Schleswig aufzuweisen gehabt. Aber, wie gesagt, trotz alledem, daß ihm diese unglaublichen Zustände so nahe lagen, daß Bürgerdeputationen fortwährend um Abhilfe flehten, schien der preußische Civilcommissar sich zuerst gar nicht in die Verhältnisse finden zu können. Es passirten unglaubliche Mißgriffe. Eine der verhaßtesten Persönlichkeiten, Pastor Peters an St. Marien, wurde zum Propst ernannt. Wenn der Mann zum Hofprediger in Kopenhagen ernannt wäre, würde sich Niemand gewundert haben. Der Bürgermeister von Hadersleben, Vater des Polizeimeisters Hammerich in Flensburg, wurde freilich endlich, weil er den preußischen Requisitionsbehörden Hohn sprach, entlassen, aber sein Nachfolger im Amte war wiederum ein Däne. Nach Tondern und andern friesischen Städten kehrten

die vertriebenen dänischen Beamten mit beispielloser Frechheit zurück. Sie wollten eben ihr fettes „Levebrod" nicht einbüßen, und glaubten sich in Folge der Zedlitzschen Kundmachung, sie in Schutz nehmen zu wollen, Alles erlauben zu dürfen. Alle Vorstellungen der braven Tonderaner bei dem preußischen Regierungscommissar, ihnen ihren Amtmann, Graf Brockenhuus-Schack, einen der verhaßtesten dänischen Beamten, vom Halse zu schaffen, waren vergeblich, und den Flensburger Bürgern wurde, wenn sie in ähnlicher Weise mündlich petitionirten, geantwortet, ihre Beschwerden schriftlich zu unterbreiten.

Als ich mein Gefängniß in der Offiziersstube der Hauptwache im ehemaligen Zuchthause von Flensburg verlassen hatte, schrieb ich an den preußischen Regierungscommissar. „Sie können sich einen ewigen Namen machen in der Leidensgeschichte dieses unglücklichen Landes," schrieb ich ihm, „wenn Sie die Initiative ergreifen. Sie haben das Geschick Schleswigs jetzt in der Hand. Ihre Aufgabe ist keine verwickelte. Sie ist einfach und leicht. Sie läßt sich in wenigen Sätzen zusammenfassen. Die Grundsätze, von denen Sie ausgehen müssen, heißen: Absetzung sämmtlicher dänischen Beamten, Schulmeister und Pastoren, Ent-

fernung aller Dänen aus den Communalämtern, Entfernung aller Renegaten, Wiedereinführung der deutschen Sprache in Kirche, Schule und Verwaltung, Aufhebung der gemischten Districte. Alle Details sind Ihnen ja aus meinem Buche „vom verlassenen Bruderstamme“ vollkommen bekannt. Räumen Sie auf, auf einmal, von der Eider bis zur Königsau.“

Ueber die Zurücknahme meiner Ausweisung aus dem Herzogthume Schleswig konnte ich mich mit dem preußischen Regierungscommissar durchaus nicht einigen. Ich sah den ehemaligen Polizeipräsidenten von Berlin heute zum ersten Male. Der neue, interimistische Polizeimeister von Flensburg — Hammerich war seit einigen Stunden endlich entlassen — Hauptmann Lange aus Berlin, früher Offizier in der schleswig-holsteinischen Armee und mit einer Tochter „des verlassenen Bruderstammes“ aus Eckernförde verheirathet, führte mich zu ihm. Er hatte seine Wohnung und sein Bureau in einigen großen zu ebener Erde belegenen Zimmern der Apotheke aufgeschlagen. Ein halbes Dutzend Schreiber saßen an mehreren Tischen und schrieben. „Sie haben keinen Begriff, was wir zu thun haben,“ sagte Hauptmann Lange zu mir, als wir einige Minuten auf das Erscheinen der „obersten Civil-

behörde" warteten, welche ausgegangen war, „der Präsident kommt nie vor ein oder zwei Uhr zu Bett, ich habe jetzt zwei Nächte auf der Erde bivouakirt."

Ich mußte unwillkürlich lachen, wie ich sie alle so emsig schreiben sah. „Wissen Sie, Herr Hauptmann," sagte ich, „ich wüßte einen kürzern Weg. Schlagen Sie diesen Weg ein, und die Schreiberei ist überflüssig."

— „Nun, und welchen? Da bin ich doch neugierig."

— „Einen einzigen dicken Strich durch die ganze dänische Wirthschaft von ehemals, und die Arbeit ist mit dem einen Strich auf einmal gethan." —

— „Aber, die ganze Verwaltung des Landes würde dann stillstehen." —

— „Lassen Sie dieselbe acht Tage still stehn. Was thut's? Besser achttägiger Stillstand, als Fortsetzung der Verwaltung mit diesen Subjecten. Sein Sie versichert, in Schleswig herrscht ein so entsetzlicher Sinn für Ordnung und Gesetzlichkeit, daß es gar nichts thut, wenn die Menschen sich hier einmal acht Tage alleine regieren."

An der Thüre stand ein Mann in der Uniform der reitenden Berliner Constabler. Der Mann kam mir

bekannt vor. Auch schaute er mich unaufhörlich an. „Kennen Sie mich?“ fragte ich ihn endlich.

„Welcher Berliner Polizeibeamte sollte nicht die Ehre haben, den Herrn Doctor zu kennen?“ erwiederte er lächelnd.

„Ja, das ist richtig. Aber, wir haben einmal ein ganz besonderes Rencontre zusammen gehabt, nicht wahr?“

„Ja wohl. Ich hatte einmal die Ehre, den Herrn Doctor zu verhaften. Es war beim Wettrennen am Kreuzberge. Der Herr Doctor ritten ein prächtiges Pferd, einen großen, braunen Fuchshengst, Trakehner Gestüt.“ Nun lachten wir alle drei, der Hauptmann, der reitende Constabler und ich. Dann kam die „oberste Civilbehörde“, Herr v. Zedlitz. Er lud mich ein, mit ihm in sein Zimmer zu gehn. Der Mann hatte nichts von einem Polizeipräsidenten an sich. Mit den höflichsten Worten bedauerte er, daß mir bereits so viel Unannehmlichkeiten in Flensburg zugestoßen seien, noch mehr bedauerte er, auf meiner schleunigen Entfernung aus dem Herzogthum Schleswig, welche mir bereits durch Vorlesung einer langen schriftlichen Verfügung Seitens des Hauptmanns Lange kund gethan war, durchaus bestehen zu müssen, wenigstens einstweilen, so

lange der Krieg dauere und bis man wieder geordnete Zustände geschaffen habe. Ich sei eine durch meine schriftstellerische und politische Thätigkeit seit Jahren so prononcirte Persönlichkeit, daß die Ruhe des Herzogthums mit meiner Anwesenheit unverträglich sei. Alle meine Vorstellungen, der Einnahme der Düppler Schanzen beiwohnen zu müssen, waren vergeblich. „Ich gehöre ja nicht zum Nationalverein, Herr Präsident", sagte ich lächelnd, „auch nicht zur Fortschrittspartei; in der Agitation für Schleswig-Holstein, für die Rechte dieses Landes, wofür Ihre Soldaten sich schlagen, habe ich ja die Initiative ergriffen. Meine Ausweisung aus diesem Lande hat ja keinen Sinn. Auch protestire ich gegen diese Ausweisung. Ich gestehe der preußischen Regierung das Recht, mich aus diesem Lande zu entfernen, durchaus nicht zu."

Die „oberste Civilbehörde" seufzte: „Ich weiß das Alles, aber —"

Hauptmann Lange, der während der Zeit mit einer dienstlichen Meldung eingetreten war, seufzte ebenfalls. „Nein, nicht zur Fortschrittspartei, auch nicht zum Nationalverein," brummte er, „aber Sie sind ja ärger, wie sie alle."

Die „oberste Civilbehörde" zog die Uhr. „Es ist

schon halb zwei," sagte sie, „Sie müssen ja fort, der Zug geht um zwei Uhr."

„Nein, ich reise heute nicht, ich reise erst morgen. Ich habe noch nicht zu Mittag gespeist, mein Mantel befindet sich noch auf der Hauptwache, ich muß auch noch einen Freund sprechen." —

„Ich will sofort meinen Bedienten schicken, um Ihren Mantel holen zu lassen. Speisen Sie doch jenseits der Eider, vielleicht in Rendsburg. Man speist ja gut in Rendsburg. Und wen wünschten Sie noch zu sprechen?"

„Graf Adelbert Baudissin."

Die oberste Civilbehörde machte ein verzweifeltes Gesicht. „Graf Adelbert Baudissin!" seufzte sie.

„Nun, Herr Baron, Sie werden doch gegen Graf Adelbert Baudissin nichts einzuwenden haben. Er ist ein Patriot, wie Einer, ein Mann von Ehre, Talent und Energie; er ist einer der genialsten Menschen in diesem Lande."

„Ich habe nichts gegen die Ehre, gegen das Talent und die Energie Ihres Freundes, gewiß nicht — — aber, aber — Nun, ich sehe, es ist jetzt bereits dreiviertel, es geht nicht mehr, wollen Sie mir Ihr Ehrenwort geben, morgen früh mit dem ersten Zuge zu fahren

und heute hier nichts mehr zu unternehmen? Aber Sie müssen nach dem Süden fahren. Ich würde sonst bedauern, Ihnen eine Escorte mitgeben zu müssen.“ —

„Ich gebe mein Ehrenwort.“

„Aber nach dem Süden, und in einem Zuge nach Rendsburg.“

„Nach dem Süden ja, aber nicht in einem Zuge nach Rendsburg. Ich bleibe noch in Schleswig. Ich muß dort auch Freunde sprechen.“

Hr. v. Zedlitz seufzte noch einmal, wie er das Wort „Freunde“ hörte. Aber er gab mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit nach. An der Verwaltung der obersten Civilbehörde wollte er mich nicht theilnehmen lassen; aber er ließ mich wenigstens noch in Flensburg zu Mittag speisen, und gestattete mir, die letzte Nacht auf einem Sopha zu schlafen, das, wie sein Besitzer sagte, „so schmal wie ein Gedanke“ war.

Einige Tage später trat ein merkwürdiger Umschwung in der Verwaltung der obersten Civilstelle in Flensburg ein. Herr v. Zedlitz fing wirklich an aufzuräumen. Die dänischen Pastoren entwickelten eine ganz besondere Zähigkeit, in ihrem „Levebrode“ zu verbleiben. In Cappeln in Angeln ist ein Pastor Thieß. Er ist ein Schleswiger, gehört auch durchaus nicht zu den schlech-

testen Pastoren im Lande, hat auch, wenn es ihm zu toll herging, der dänischen Regierung Widerstand geleistet. So gab er lieber seine Stelle als Propst von Gottorf auf, als daß er das berüchtigte „unsittliche“ und „unchristliche“ Lesebuch von Lorenzen in die deutschen Schulen einführte. Indeß — die Liebe seiner Gemeinde besaß er doch nicht; die Bürger in Cappeln sagten: „Zuweilen war er dänisch, zuweilen schleswig-holsteinisch, wir wollen ihn nicht.“ Er wurde von den Bürgern abgesetzt und ein anderer Prediger, der niemals „dänisch“ gewesen, erhielt seine Stelle. Aber Pastor Thieß ging nach Flensburg und wußte den preußischen Regierungscommissar zu bewegen, ihn in seiner Stelle zu belassen. Triumphirend kehrte er nach Cappeln zurück; aber er hatte auf den zähen Widerstand seiner Gemeinde nicht gerechnet. Er war ein recht guter Kanzelredner. Aber von diesem Augenblick an ging Niemand mehr zur Kirche. Er predigte vor ganz leeren Bänken. Und während er predigte, sangen die Knaben im Thurme das Schleswig-Holstein-Lied, daß es durch die ganze Kirche tönte und die Predigt des Pastors vollständig bedeckte. Aber, wie gesagt, die oberste Civilstelle räumte auf, „in Häuptern und Gliedern.“ Täglich wurden sie massenhaft abgesetzt, diese erbärmlichen „Leve-

bröder.“ Die Landplage Schleswigs, der Medicinalinspector Schleißner, den der Märtyrer von Apenrade noch in seiner Todesstunde verfluchte, fiel, die Rechnung nach Reichsmünze wurde abgeschafft, welche den armen Schleswigern so viel Schaden und Verdruß verursacht hat, und an deren Stelle wurde wieder die Berechnung nach schleswig-holsteinischem Courant eingeführt; alle Absetzungen und Ernennungen, welche die braven Bürger in Schleswig, in Eckernförde, in Husum, in Friedrichstadt, in Tönningen, in Bredstedt vorgenommen hatten, wurden bestätigt; die Stellen aller Lehrer an der schleswig'schen Domschule — diesem Sumpf von Bornirtheit und eiderdänischem Fanatismus — wurden für erledigt erklärt. Der Zusatz in dem betreffenden Erlaß: „weil dieselben Amt und Ort verlassen haben, ohne zurückzukehren“ wäre nicht nöthig gewesen. Es hätte heißen müssen: „weil sie wegen Unwürdigkeit, Dummheit und Gemeinheit von den Bürgern fortgejagt worden sind.“ Auch Hakon Grüner fiel, der mächtige Bürgermeister von Husum, nachdem vorher die Volksjustiz an ihm vollzogen war; dann wurden die dänisch gesinnten Senatoren in Husum entlassen. Aufräumung in den Communalverwaltungen ist eine Hauptsache. Auch das frühere Deputirtencollegium trat wie-

der ein. Dann fegte es, wie ein Westseesturm, unter die dänischen Postbeamten und Zollbeamten. Der Postmeister Thiel in Husum, der während der dänischen Herrschaft das Briefgeheimniß in einer fabelhaft dreisten Weise täglich verletzt hatte, wurde geopfert, der Zollcassirer, die Zollassistenten, die Zollcontroleure folgten. Auch das Haupt des Löwen auf dem Friedhofe von Flensburg fiel endlich unter dem Schwerte der beiden Civilcommissare — auch Graf Reverter a war währenddem in Flensburg eingetroffen und übte einen energischen Einfluß auf die zerstörende Thätigkeit der obersten Civilstelle aus — und die Kinder benetzten die Augen des Unthiers, als der Kopf auf der Erde lag, den ganzen Tag mit Wasser, daß es aussah, als wenn es Thränen weine über den Fall von „gammel Danmark“. Die Flensburger hatten nicht den Muth gehabt, diese Hinrichtung selbst zu vollziehen. Auch war Niemand zugegen, als der dänische Löwe starb, außer einer einzigen Frau, welche auch bei seiner Aufstellung anwesend gewesen war. Die „oberste Civilstelle“ hatte allen Anerbietungen und Intriguen der öffentlichen und heimlichen Dänen tapfer widerstanden. Ein telegraphischer Befehl aus Berlin versuchte den Löwen noch im Moment der Hinrichtung zu galvanisiren; aber

Herr v. Zedlitz widerstand diesem Befehl. Ich reiche ihm dafür aus der Verbannung meine Hand, und spreche ihm meine Zufriedenheit aus. Auch in den Aemtern wurde aufgeräumt. Massenweise fielen die Amtsverwalter, die Landvögte, die Deichinspectoren. Dann schlug der Blitz in die Flensburger und Haderslebener Gelehrtenschule ein, und verzehrte sie in Haupt und Gliedern in einer stürmischen Winternacht. Die „Simesen“, die „Monrads“, die „Blicher“, die „Thomsen“, sämmtlich berüchtigt durch Fanatismus und Dummheit, wurden fortgejagt. Mit einem Schlage fiel das ganze Appellationsgericht.

Leider bin ich nun mit meinem Lobe der obersten Civilstelle im Herzogthum Schleswig zu Ende. Ich wollte, ich könnte mittheilen, wie im nördlichen Schleswig unter den dänischen Beamten und deutschen Renegaten aufgeräumt worden sei. Es ist nicht geschehen. So viel mir bekannt ist, sind die beiden Regierungscommissare nicht daran Schuld. Verwaltungsbeamte haben ihren Instructionen zu gehorchen, und Instructionen aus Berlin und Wien haben den beiden Civilcommissaren ein Halt in ihrer zerstörenden Thätigkeit vorgeschrieben. Weshalb aber? was kann die preußische und österreichische Regierung veranlassen, nicht dieselben

Grundsätze im nördlichen Schleswig in der Verwaltung des Landes in Anwendung zu bringen, welche sie im südlichen und mittleren Schleswig in Anwendung gebracht hat? Sollte man im Falle eines Friedens oder einer Vereinbarung mit Dänemark die Abtretung des nördlichen Schleswig im Auge haben? Das ganze Land, nein, das ganze Deutschland würde sich gegen einen solchen Gedanken erheben. Das nördliche Schleswig ist nicht dänisch; es ist deutsch. Apenrade, Hadersleben haben ihre deutschen Sympathien in weit energischerer Weise in der letzten Zeit kund gegeben, wie Flensburg. Die großen Grundbesitzer im nördlichen Schleswig sind deutsch. Daß ein Theil der ärmeren Bevölkerung im nördlichen Schleswig dänisch ist, kann nicht maßgebend sein. Diese ärmere, ländliche Bevölkerung besteht größtentheils aus eingewanderten Jüten. Auch in der Verhinderung von Demonstrationen, welche den Willen des Landes aussprechen, ist man in der letzten Zeit wieder vorgegangen. Man giebt den Regierungscommissaren das Recht, das Land zu verhindern, seine Meinung auszusprechen. Schleswig ist kein erobertes Land, in dem der Sieger schalten kann, wie er will. Schleswig ist ein von der Herrschaft der Dänen momentan befreites Land, gegen welches die preußische und

österreichische Regierung nur ihre Schuldigkeit gethan haben, nichts mehr. Aus dieser Schuldigkeit geht aber nicht das Recht hervor, die Stimme des Landes zu unterdrücken. Vergesse die preußische Regierung das nicht: Schleswig kann nur dann annectirt werden, wenn Schleswig will, sonst nicht. Die Bevölkerung muß erst um ihre Meinung befragt werden, und nur ihr Wille, nichts Anderes ist maßgebend. Die Ausweisung des Cabinetsraths Tempeltey, Bevollmächtigten des Herzogs von Coburg, hat Herr v. Zedlitz allein zu verantworten, ebenso wie meine Ausweisung. Graf Revertera war damals noch nicht in Flensburg anwesend, und hat mir gegenüber jede Verantwortlichkeit abgelehnt. Und was hat die Ausweisung Tempeltey's für einen Sinn gehabt? Ich kann ihr nur ein Motiv unterlegen; es besteht darin, dem Herzog von Coburg eine Kränkung zuzufügen. Aber der Herzog von Coburg war immer einer der treuesten Verfechter der Rechte und der Ehre Schleswig-Holsteins. Seit dem siegreichen Tage von Eckernförde ist er niemals dem „verlassenen Bruderstamme" untreu geworden; er hat Schleswig-Holstein niemals verrathen und würde niemals an einem neuen Verrath theilnehmen.

Zehntes Kapitel.

Die Belagerung und Erstürmung der Düppeler Schanzen.

Die Erstürmung der Düppeler Schanzen am 18. April durch die Preußen. — Darstellung der Kriegsbegebenheiten des ersten preußischen Armeecorps vom Uebergange über die Schlei bis zur Erstürmung der Düppeler Schanzen.

Zehn lange Wochen hatten die Preußen vor den Düppeler Schanzen gelegen, ohne etwas Ernstliches gegen sie zu unternehmen; triumphirend verkündeten die Dänen durch die Presse, daß ihre Werke uneinnehmbar, ja unangreifbar wären, daß die preußische Armee feige und vollkommen unbrauchbar im Felde sei. Endlose Züge von Wagen mit Munition, Kanonen, Brückenmaterial und Schanzkörben aus den demolirten Schanzen der Danewerke zogen in fast ununterbrochener Reihe durch die Straßen Flensburgs und hemmten den Verkehr auf der Landstraße nach Norden; jedes neue Regiment, das mit klingendem Spiele und wehenden Fahnen in das Sundewitt marschirte, belebte den Muth der Bürger, die es noch immer nicht vergessen hatten, daß

schon einmal eine preußische Armee vor den Düppeler Schanzen stand — und nach einer verlorenen Schlacht unverrichteter Dinge abzog — und die der Hoffnung auf ein energisches Vorgehen gegen den Erbfeind noch immer nicht Raum zu geben wagten. Freilich, wenn die herrlichen Regimenter, „Schleswig-Holstein" spielend, an ihnen vorüber zogen und ihnen zuriefen: „Dieses Mal wird's Ernst!" konnten sie es kaum für möglich halten, daß man sie lieblos ihren Peinigern opfern würde; — wenn aber eine bange Woche nach der anderen verlief, ohne daß die Preußen einen Schritt vorwärts thaten, so entfiel ihnen wieder der Muth, und mit schwerem Herzen blickten sie in die dunkele Zukunft.

Von Gammelmark dröhnte freilich der Kanonendonner über die Flensburger Föhrde hinüber, und täglich wanderten Greise und Kinder, Männer und Frauen, Gesunde und Kranke nach dem Dänenhügel vor dem Norderthore und lauschten mit verhaltenem Athem den einzelnen Schlägen der fernen Geschütze; kundige Seefahrer, die mit jeder einzelnen Bucht, jedem Strich des Windes und der Einwirkung der Wogen auf den Schall vertraut waren, standen mit dem Fernrohre in der Hand und verkündeten ihren Zuhörern, daß diese Schüsse in den preußischen, jene in

den dänischen Batterien, die schweren dumpfen und lang hinrollenden, wie ferner Donner ertönenden aber von Kriegsschiffen abgefeuert würden; und wie der Mensch gern glaubt, was er hofft, redete Jeder sich ein, daß vor Düppel eine entscheidende Schlacht stattfände, und daß das Feuer der Preußen die dänischen Batterien zum Schweigen gebracht habe. Frohlockend und siegestrunken kehrten die Einwohner Flensburgs in ihr friedliches Städtchen zurück und erzählten im Kreise von Freunden und Bekannten, was sie selber mit angehört zu haben glaubten.

Einen halben Tag und eine Nacht dauerte der glückliche Wahn; der nächste Morgen zerstreute ihn und brachte die niederschlagende Kunde, daß nur eine unwirksame Kanonade stattgefunden habe, und daß fürs Erste nichts Ernstliches unternommen werden könne, weil die Witterung dem Bau von Laufgräben und Trancheen hinderlich sei und man in Berlin jedes unnöthige Blutvergießen zu vermeiden wünsche.

Die Dänen, die stets besser unterrichtet waren als die Deutschen, erhoben triumphirend den Kopf und ließen es nicht an zahlreichen Beweisen ihrer Siegeshoffnungen und ihrer Verachtung gegen die Preußen fehlen. „Räuber, Diebe, Gesindel, Spitzbuben und

Bettelvögte“ waren die geringsten Namen, die sie den braven Truppen beilegten; sie erfrechten sich, in ihren Zeitungen zu verkünden, daß preußische Prinzen Handtücher gestohlen hätten und versuchten es, den Kronprinzen zu verdächtigen. An die deutschen Bürger Flensburgs kamen Briefe aus Kopenhagen, in denen ihnen mit einer grausamen Wiedervergeltung gedroht wurde; die deutschen Fahnen wurden in dunkeler Nacht niedergerissen und durch den Schmutz gezogen, den Kindern ward auf offener Straße die Kokarde von der Mütze gerissen.

Wohl tönten die Kanonen von Gammelmark herüber; wohl zogen endlose Munitions-Colonnen nach Norden, wohl brachte jeder Eisenbahnzug neue Regimenter aus Preußen — wohl keimte aufs Neue die Hoffnung in den Herzen der Deutschen; — aber eine bange Woche nach der anderen verstrich, immer größer ward die Furcht vor der Zukunft, immer schwächer der Glaube an ein gedeihliches Ende.

Da hieß es plötzlich — die Dänen bauen neue Schanzen; die alten haben durch das Feuer der Preußen so sehr gelitten, daß sie sich nicht mehr vertheidigen lassen; von Kopenhagen sind Geschütze für die neuen Werke angekommen, aber bevor sie aufgestellt werden

können, soll ein Sturm-Angriff unternommen werden. Heute Nachmittag ist der Sturm!

Wie ein Lauffeuer ging die Nachricht durch Flensburg. Wer einen Thaler übrig hatte, eilte Erfrischungen für Verwundete zu kaufen, und wer rüstig genug war, den Weg nach Düppel zurückzulegen, machte sich auf, um an Ort und Stelle Hülfe zu leisten. Jetzt war es an den Deutschen, zu triumphiren! Wo ein höherer preußischer Offizier sich sehen ließ, wurde er mit Herzlichkeit begrüßt; „der alte Wrangel", der an der Spitze seines glänzenden Stabes langsam durch die Straßen ritt und Jedem einen freundlichen Blick zuwarf, war der Held des Tages; vergessen und vergeben waren die bösen Tage der Jahre 1848 und 1849 — vergessen und vergeben die langen Schmerzensjahre von 1850 bis 1864. Selbst die Dänen glaubten diesmal, daß es Ernst sei, und wenn sie auch fest überzeugt waren, daß ihre Schanzen uneinnehmbar wären und daß die Preußen blutig zurückgeschlagen werden würden, so sahen sie sich doch aus ihrem Traume von gänzlicher Erschlaffung der preußischen Politik und geheimem Einverständnisse Bismarck's mit dem Kopenhagener Regimente aufgeschreckt. Anstatt aber ihre Enttäuschung durch Kleinmuth und Verzagtheit kund zu geben, rotteten

sie sich in den Straßen zusammen und suchten durch höhnisches Lächeln und verächtliche Pantomimen ihren Haß an den Tag zu legen.

Schon rückte die Stunde heran, wo der Kampf entbrennen sollte; schon waren die Sturmcolonnen formirt — als plötzlich Gegenbefehl kam, und Alles in die alte Stellung zurückkehrte. Man hatte in Berlin unnöthiges Blutvergießen verhüten wollen und deswegen die Vertagung des Sturms befohlen.

So weise und richtig dieser Befehl nun auch war, so deprimirend wirkte er auf Soldaten und Bürger. Jene sagten sich, daß jeder Tag der Ruhe den Dänen Gelegenheit geben würde, ihre neuen Werke zu armiren; diese sahen in der Sistirung des einmal für nothwendig erkannten Sturmes ein Aufgeben jedes energischen Vorgehens gegen die Dänen, und kehrten verzagt und kleinmüthig nach Flensburg zurück — zum höhnischen Spotte der Dänen, die nun weniger als je daran dachten, sich vor den Preußen zu fürchten.

Es waren bange Tage, die jetzt folgten. Freilich donnerten die Kanonen ohne Unterlaß; freilich zogen Munitions-Colonnen und frische Regimenter durch Flensburg; aber in Jütland und bei Apenrade wurden preußische Husaren von den Dänen gefangen genommen;

die dänische Propaganda erhob frech ihr Haupt, und in den Kopenhagener Blättern wurde eine Sprache geführt, die Jeden mit Schaudern erfüllte, der den Charakter des dänischen Pöbels kannte. „Was wird aus uns werden?“ fragten sich die Schleswiger, „wenn mit Dänemark ein Vertrag abgeschlossen und die Personalunion hergestellt wird? Wir müssen sammt und sonders Haus und Hof verlassen, wenn wir nicht wie wilde Thiere gehetzt werden wollen.“

Wagten es Einzelne, noch Hoffnungen zu hegen und der preußischen Politik das Wort zu reden, so entgegnete man ihnen, daß man 1848 und 1849 auch der preußischen Politik vertraut habe; wiesen sie auf die unaufhörlich herbeiströmenden Truppen hin — so antwortete man ihnen, daß 1849 ebensoviele Preußen im Lande gewesen seien, und daß sie das Blutbad von Fridericia doch nicht verhindert hätten.

Solchen Argumenten gegenüber hörte jede Logik auf, und die Verständigeren und Einsichtsvolleren sahen sich gezwungen, die Achseln zu zucken und — „das Beste zu hoffen!“

Da plötzlich hieß es wieder: „Morgen wird gestürmt! Die Preußen stehen 400 Schritte von den Schanzen; morgen früh um 2 Uhr rücken die Sturm-

colonnen in die Trancheen, Punkt 10 Uhr findet der Sturm auf die ersten sechs Schanzen statt; die Schanzen 7 bis 10 haben durch das Kanonenfeuer noch zu wenig gelitten, um mit Erfolg angegriffen werden zu können. Dieses Mal ist es Ernst!"

Die Wenigsten glaubten, daß es Ernst sei, und wer daran glaubte, fürchtete, daß es wahr sei, was die Dänen ausstreuten, — daß die alten Schanzen unterminirt wären und mit den Preußen in die Luft fliegen würden, sobald sie sie erstiegen hätten. Selbst die preußischen Offiziere, so kampfmuthig sie auch waren, konnten ihre Zweifel an dem Gelingen des Sturmes nicht unterdrücken, und mit schwerem Herzen nahm mancher von ihnen Abschied von befreundeten Bürgern — nicht weil er sich vor dem Tode fürchtete — sondern weil er ein Mißlingen des Angriffes für wahrscheinlich hielt.

Es war am 18. April früh Morgens um 2 Uhr, als die Sturmcolonnen sich lautlos in Bewegung setzten und ihre Stellung in den Laufgräben einnahmen; hinter ihnen, ebenfalls in den Laufgräben, standen die Musikcorps, die aber vorläufig verstummten, so lange die Batterien ihr Feuer unterhielten. Es war eine helle, sternenklare Nacht; kein Lüftchen bewegte sich; das Meer erglänzte im Mondenscheine, wie ein goldener

Spiegel. Todtenstille herrschte ringsum. Da plötzlich eröffnete die Gammelmark-Batterie ihr Feuer über den Venningbund; die Dünther- und Feldzeugmeister-Batterie nahmen an dem Kampfe Theil; in Rackebüll, hinter den Trancheen, rechts und links, — überall ertönt der weithin schallende Donner der gezogenen Geschütze und schweren Mörserbatterien. Die Erde bebt unter dem schrecklichen Getöse; brausende und zischende Geschosse durchsausen die Luft und fallen mit furchtbarem Knall in die feindlichen Werke; es ist ein Regen von Bomben und Kugeln, der anstatt schwächer zu werden, von Minute zu Minute zunimmt, und selbst das männlichste Herz erbeben macht. Die Sturmcolonnen liegen in den Trancheen; jede Kugel fliegt über sie weg, platzt 400 Schritte vor ihnen und wühlt in den feindlichen Schanzen ein Loch oder schlägt in die dichten Reihen der Dänen ein; der Schmerzensruf der Verwundeten dringt bis zu ihnen; sie wissen, daß sie ein gleiches Schicksal erwartet, sowie sie den sichern Versteck verlassen, um vorwärts zu dringen; sie sehen in die Mündung der feindlichen Kanonen, die zu ihrem Empfange mit Kartätschen geladen sind — acht lange Stunden müssen sie ihre ganze Kraft und Energie zusammennehmen; acht lange Stunden schwebt ihnen das

Bild des Gemetzels vor, dem sie entgegengehen! Wie oft mag wohl Jeder an die Heimath, an Vater und Mutter, Bruder und Schwester gedacht haben; wie oft mag er der Braut, der Gattin, den Kindern Lebewohl, — auf Nimmerwiedersehen gesagt haben; — wie mancher mag sich fern von dem Orte des Schreckens, von der blutigen Hochzeit des Todes gewünscht haben! —

Die Kanonen, die eben noch in rasender Harmonie aufgespielt, — schweigen! Es ist Grabesstille ringsum. Manche Lippe wird blaß; manch Auge wird düster — Da, mit einem Male ertönt das Signal! Fester packt Jeder seine Waffe — vergessen ist das Vaterhaus, das Weib — vergessen der Sohn an der Brust der Mutter — vorwärts, — siegen — siegen und morden, morden und siegen ist der einzige Gedanke, der 30,000 Männer belebt. „Keinen Schuß — kein Hurrah!“ ertönt es. „Wir brauchen keines ermunternden Rufes“ — „vorwärts zur Rache!“

Wie durch einen Zauberschlag ist das Gefilde mit stürmenden Kriegern übersäet; wohin das Auge schweift, sieht es Colonnen aus der Erde wachsen und mit der Wuth gereizter Löwen dem Feinde entgegenstürmen; wohl rasselt die Trommel in den Schanzen; wohl droht der Däne hinter sicherer Brustwehr; wohl schmettern

die Kartätschen und Gewehrsalven ganze Reihen zu Boden, wohl stürzen den Stürmenden Regimenter mit gefälltem Bajonnet entgegen; — aber lautlos, die Büchse fest umschlossen, das Auge unverwandt auf den Feind gerichtet, stürzen Preußens Söhne vorwärts. Sie haben die Pallisadenwand erreicht; jeder von ihnen hat einen Schanzkorb, um ihn in den Graben zu werfen, der sich vor der Schanze hinzieht — aber längst ist der Schanzkorb fortgeschleudert — das Bajonnet soll die Rechnung bezahlen, die Deutschland den Dänen schuldet.

Im Nu sind die Pallisaden von den Pionieren niedergehauen; hier — dort — dort ist eine schmale Oeffnung zwischen spanischen Reitern, Sensen und Fußeisen — es stehen Bataillone dahinter, das Gewehr im Anschlag — todt ist, wer sich heranwagt — einerlei — drauf und dran — vorwärts! Eine Salve blitzt den Preußen entgegen; die Antwort ist — Tod! Schonungslos wüthet das Bajonnet der Polen, Preußen, Rheinländer, Brandenburger — und wie sie alle heißen, die braven Krieger, die den „verlassenen Bruderstamm" rächen; das Gewehr hoch geschwungen stürzen sie dem Erbfeinde entgegen; wer fällt, bleibt liegen; racheschnaubend springt der Hintermann über den gefallenen

Kameraden und zerschmettert mit wuchtigen Hieben manch dänisches Hirn.

Die Musik erhebt sich im Laufgraben; sie sieht dem furchtbaren Gemetzel einen Augenblick zu; plötzlich — wie auf ein verabredetes Zeichen — ertönt es: „Ich bin ein Preuße — kennt Ihr meine Farben?“ — neue Begeisterung ergreift das kämpfende Heer, bis an die Knöchel watet es im Blute — jede Colonne will die erste sein, die erste Schanze ersteigen, mit Blut erkaufen — und siehe — da — dort — hier — da weht die preußische Fahne — nur sechs Schanzen sollen genommen werden — sie weht auf sieben — acht — „Herr Gott im Himmel sieh darein!“ — alle Schanzen sind gestürmt — das Unmögliche ist wahr geworden — Offiziere und Gemeine haben im edlen Wettstreite sich selbst überboten.

Es war ein Augenblick, den keine Feder schildert. Graf Adelbert Baudissin war mit seiner Gattin und seinen beiden ältesten Kindern Zeuge und Zuschauer des Kampfes. „Ich war mit bangen Ahnungen hinausgefahren,“ so schreibt er mir; „an der Tapferkeit der Preußen zweifelte ich freilich nicht, aber ich fürchtete, daß die Dänen die Schanzen in die Luft sprengen würden. Athemlos, die Hände gefaltet, sah ich dem

Sturme zu; ich wagte es nicht, Frau und Kinder anzublicken, weil ich wußte, daß sie wie ich — todtenbleich vor Aufregung waren. Da rief plötzlich mein kleiner Sohn: „Die Deutschen siegen — da weht ihre Fahne auf der Schanze." Sie wissen, wie und ob ich mein Vaterland liebe; Sie wissen, was ich seinetwegen im innersten Herzen erduldet; werden es daher begreifen, daß ich laut aufschrie und mein Kind schluchzend vor Wonne und Seligkeit an's Herz drückte. „Jetzt bist Du ein freier deutscher Knabe," sagte ich, indem ich seinen Mund mit Küssen bedeckte; werde einst ein deutscher Mann und kämpfe niemals gegen die, die dort für Dich in den Tod gehen; es sind fortan Deine Brüder, mein Kind!"

„Meine Brüder?" fragte der Knabe — „all die Männer meine Brüder?" „Jeder Deutsche ist Dein Bruder, — und weil Viele von Deinen Brüdern dort verwundet und hülflos liegen, wollen wir hineilen, und ihnen Trost und Pflege bringen." —

Was sich in dem Herzen meines Freundes Bahn brach, das wurde auch in dem Herzen jedes Schleswig-Holsteiners wach — Dankbarkeit und Bewunderung der tapferen Krieger, Vergessen und Verzeihen der schweren Tage, die Preußen über Schleswig-Holstein

gebracht. Seit dem glorreichen Siege von Düppel hat die schleswig-holsteinische Frage aufgehört, eine schleswig-holsteinische zu sein, — sie ist eine deutsche geworden; werden die Schleswig-Holsteiner zum zweiten Male betrogen und den Dänen ausgeliefert werden?

Eine übersichtliche Darstellung der Kriegsbegebenheiten des ersten preußischen Armeecorps unter Führung des Prinzen Friedrich Carl von Preußen vom Schleiübergange bis zu der so eben geschilderten Erstürmung der Düppeler Schanzen gebe ich nach den Mittheilungen der Neuen Preußischen Zeitung, worin ich sie am besten zusammengestellt finde. Nach der in Folge des Ueberganges über die Schlei nöthig gewordenen Räumung der Danewerkstellung war der Feind mit einem Theil seiner Streitkräfte nach Düppel und Alsen, mit dem andern nach Jütland zurückgewichen. Die Garde-Division erhielt die Bestimmung, mit dem österreichischen Corps auf Jütland zu marschiren, während das 1. Corps, welches einige Tage in der Gegend von Glücksburg dislocirt gewesen war, gegen die Düppeler Stellung vorrückte. Am 12. Februar traf es daselbst ein, und das Hauptquartier wurde nach Gravenstein verlegt; die am weitesten vorgerückten Truppen besetzten die Dörfer Blans, Ulderup, Auenbüll und Atzbüll und

hatten ihre Vorposten nahe vor den genannten Ortschaften stehen. Der an den Wegen und in den Knicks mehrere Fuß hoch liegende Schnee machte nicht blos den Dienst sehr anstrengend, sondern erschwerte auch die Recognoscirung des Terrains ganz außerordentlich, wozu noch kam, daß das fortwährend neblige Wetter durchaus keine Fernsicht gestattete. Die Lagen und Profile der Schanzen waren nur aus früheren Nachrichten und aus Karten im Allgemeinen bekannt, und hiernach konnte ein bestimmter Angriffsplan nicht entworfen werden. Nachdem bei Eckensund eine Brücke geschlagen, wurde am 18. Februar die Halbinsel Broacker in Besitz genommen und gleichzeitig der Feind über Rübel hinaus bis hinter die Büffelkoppel zurückgedrängt. Während des hierdurch veranlaßten Vorpostengefechts erschien das Panzerschiff „Rolf Krake“ bei Eckensund, um die dortige Brücke zu zerstören, wurde aber schon bei diesem ersten Versuch durch die preußischen Batterien zurückgewiesen; Abends nahmen die beiderseitigen Vorposten ihre früheren Stellungen wieder ein, Broacker aber blieb von den Preußen besetzt. Am 22. Februar wurde eine ausgedehnte Recognoscirung der feindlichen Stellung beabsichtigt und das ganze Armeecorps rückte zu diesem Zweck früh Morgens aus; Nebel und

dichtes Schneetreiben vereitelten jedoch das Unternehmen, so daß das Gefecht, in welchem preußischerseits 255 gefangen gemacht worden, schon um 9 Uhr Morgens abgebrochen wurde und der Feind seine alte Vorpostenstellung wieder bezog. Durch sein, im Uebrigen erfolgloses Artilleriefeuer hatte er jedoch gezeigt, daß die Schanzen vollständig armirt und mit ausreichenden Kräften für eine nachhaltige Vertheidigung versehen seien. Man wußte nun, daß ohne Belagerungsgeschütze, die gänzlich fehlten, an eine Bewältigung dieser starken Werke nicht zu denken sei; auch hatte man durch Gefangene und auf sonstigen Wegen mit Bestimmtheit erfahren, daß auf Alsen und hinter den Düppeler Schanzen 31 Bataillone stünden, das Bataillon, wie bei uns, zu 800 Mann; hiervon 8 in der ersten Schanzenreihe, 4 im Barackenlager und 4 im Brückenkopf, während der Rest auf Alsen einquartiert war. Wir unsererseits hatten im Februar, nach Abgang der Garnisonen für Flensburg, Apenrade u. s. w., den obigen 31 nur 23 Bataillone entgegenzustellen und befanden uns außerdem in dem großen Nachtheil, daß wir in jedem Augenblick auf einen übermächtigen feindlichen Angriff aus jedem ihm beliebigen Punkt gefaßt sein mußten, während Jahreszeit und Witterung uns nöthigten, unsere

Truppen in ziemlich weit auseinanderliegenden Ortschaften und einzelnen Gehöften unterzubringen, so daß zur Concentrirung derselben immer mehrere Stunden erforderlich waren. Indessen wurde eine Vertheidigungsstellung vorbereitet, die von der Kirche von Satrup bis an das Nübelnoor reichte; so weit als möglich wurden die Truppen in den zunächst liegenden Gehöften untergebracht, ein großer Theil aber mußte das bei der Nübel-Mühle hergestellte Barackenlager beziehen. Die Witterung gestaltete sich immer ungünstiger; ein sehr ausgedehnter Vorposten- und Strandwachendienst unter Sturm, Schnee und Regen nahm die Kräfte der Mannschaften, die auch noch Faschinen und Schanzkörbe anzufertigen hatten, auf das Aeußerste in Anspruch; der sehr schwere und lehmige Boden war außerhalb der Wege so aufgeweicht, daß selbst zu Fuße kaum durchzukommen war, die Wege selbst aber waren so ausgefahren und tief, daß vielfach Holz- und Knüppeldämme gemacht werden mußten, um Lebensmittel und sonstige Bedürfnisse zuzuführen. Die Soldaten aber überwanden alle diese Schwierigkeiten in guter Gesundheit und unverdrossener Laune. Unterdessen kam das erste Belagerungsgeschütz heran, und am 15. März konnten 8 gezogene 24 Pfünder von Gammelmark

aus ihr Feuer gegen die Schanzen 1—6 eröffnen, nachdem mit unsäglichen Schwierigkeiten und größtentheils durch Menschenkräfte diese schweren Geschütze über den grundlosen Boden in die Batterien gebracht waren. Die Genauigkeit des Treffens überstieg alle Erwartungen, von der zerstörenden Wirkung aber konnte man noch jetzt nicht viel sehen und überzeugte sich davon erst später in vollem Maße. Schon seit dem 22. Februar hatten fortwährend kleine Vorpostengefechte stattgefunden, in welchen dem Feinde eine große Menge Gefangene abgenommen und die größere Gewandtheit und Schießfertigkeit unserer Infanterie, sowie die Vorzüge unseres Zündnadelgewehrs entschieden an den Tag gelegt wurden. Bei der numerischen Ueberlegenheit des Feindes aber und bei seiner für die Offensive so günstigen Stellung, war zu erwarten, daß er jetzt einen Ausfall machen und es wenigstens versuchen werde, durch einen kräftigen Vorstoß unsere in Broacker stehenden Truppen zurückzudrängen und sich der ihm so lästigen Batterien bei Gammelmark zu entledigen. Es war deswegen der Abschnitt bei Schmöhl, zwischen dem Nübelnoor und Venningbund, ebenfalls zur Vertheidigung eingerichtet; ferner wurden am 15. März die Dörfer Nübel und Stenderup von uns besetzt und die Vor-

posten bis über die Büffelkoppel hinaus geschoben, wobei aber, da die dänischen Vorposten nicht weiter wichen, als sie gedrängt wurden, zwei Tage lang ein fortwährendes gegenseitiges Beschießen der hinter den Knicks oder in Schützengräben liegenden Mannschaften stattfand. Am 17. März machten die Dänen einen Vorstoß bei Rackebüll; das daraus sich entwickelnde größere Gefecht, in welchem der Feind wiederum viele Gefangene verlor, endete damit, daß die Preußen am Abend, trotz des heftigen Feuers aus allen Schanzen, die Dörfer Rackebüll und Düppel behaupteten und eine neue Vorpostenlinie vom Venningbund über Frydendal bis nach Lillemölle, nördlich von Düppel am Alsensund, aussetzen konnten. Es war allerdings fraglich, ob die Preußen bei dem immer noch zu erwartenden größeren Ausfall die gewonnenen Linien mit ihrer Mindermacht auf die Dauer würden halten können; indeß verhielt der Feind sich am folgenden Tage ruhig und das eroberte Terrain bot einen für die preußische Defensive sehr günstigen Abschnitt, der durch eine zwischen Düppel und Rackebüll angelegte Redoute verstärkt wurde. Der Feind hatte schon nach der Batterie bei Gammelmark mehrfach mit gezogenen Geschützen gefeuert; jetzt beschoß er von jenseit des Alsensundes her diese Redoute

mit gezogenen 24-Pfündern, deren Geschosse eben so weit reichten und eben so gut trafen wie die preußischen; da jedoch die Redoute unbesetzt geblieben war, so that das mehrere Tage hindurch dorthin gerichtete heftige Feuer keinen Schaden. — Am 22. März traf die Brigade Raven mit 6 Bataillonen ein, so daß die Preußen jetzt mit 29 Bataillonen dem Feinde gegenüberstanden, dessen Stärke wechselnd zwischen 29 und 33 Bataillonen angegeben wurde. Seit der letzten Woche war es trockenes Wetter gewesen; es wurden deshalb nunmehr zwischen dem Venningbund und der Sonderburger Chaussee die Communicationen zum regelmäßigen Angriff begonnen. Zu diesem Zweck drängten am Morgen des 28. März, noch in der Dunkelheit, die Vorposten von der Brigade Raven die feindlichen Vorposten zurück und gingen in ihrem Eifer bis dicht unter die Schanzen vor, erlitten aber, besonders durch den aus dem Venningbund auf sie feuernden „Rolf Krake", einen nicht unerheblichen Verlust; dennoch brachten sie gegen 100 Gefangene ein, und es war ihnen gelungen, die Vorposten um einige 100 Schritt weiter vorzuschieben. Hierauf wurde in der Nacht vom 29. zum 30. März, allerdings noch 1200 Schritt von den Schanzen entfernt, die erste Parallele ausgehoben. Hinter dieser Parallele

wurden nun die Angriffsbatterien errichtet, und obgleich noch nicht die genügende Anzahl von Belagerungsgeschützen vorhanden war, so wurde doch am 2. April ein lebhaftes Feuer gegen die Schanzen 1 bis 6 eröffnet, welches von diesen, ebenso wie von 8 und 9, in gleicher Weise erwidert wurde. In den nächsten Tagen beschoß der Feind Rackebüll mit Geschossen vom schwersten Kaliber, wobei ein Theil dieses Dorfes, wie früher schon ein Theil von Düppel, in Flammen aufging und die preußischen Truppen es räumen mußten. Auch die gezogenen Geschosse von jenseit des Alsensundes und 84pfündige Bomben aus den Schanzen 8 und 9 erschwerten die Errichtung von Batterien nördlich von Düppel und wirkten, besonders zur Zeit der Ablösung, gegen die preußischen Vorposten. Am 29. März trafen 9 Bataillone der Garde-Division aus Jütland als Verstärkung ein und die Preußen waren nunmehr dem Feinde an Zahl überlegen. Die Arbeiten in den Laufgräben wurden eifrigst fortgesetzt und eine zweite Parallele ausgehoben, so daß am 17. April, da inzwischen auch das Belagerungsgeschütz vervollständigt worden, alle Angriffs-Batterien fertig waren. Von diesem Tage an feuerten auf die 10 Schanzen diesseit des Alsensundes 14 gezogene 24-Pfünder, 20 gezogene

12-Pfünder, 36 Feldgeschütze und 16 Mörser, in allem 86 Geschütze; der Feind aber hat nach dem Sturm in den Schanzen und im Brückenkopf 119 Geschütze zurückgelassen, darunter 15 gezogene, 58 Feldgeschütze verschiedenen Kalibers, 11 Mörser und der Rest Schiffsgeschütze vom allerschwersten Kaliber, dazu noch eine Menge Wallbüchsen und Espingols, woraus das Stärkeverhältniß der gegenseitigen Artillerie zu entnehmen ist. Anfänglich sollte der Sturm am 14. April stattfinden; man fand aber, daß die Entfernung der zweiten Parallele von den Schanzen noch zu groß sei, und daß die preußischen Sturmcolonnen zu bedeutende Verluste durch das feindliche Feuer erleiden würden; deshalb wurde in der Nacht vom 14. zum 15. eine dritte Parallele ausgehoben und bis zum 18. so erweitert und eingerichtet, daß sie den zum Angriff bestimmten Truppen hinreichende Deckung bot und ihr plötzliches Debouchiren über die für jede Colonne bezeichneten Ausfallsstufen gestattete.

Elftes Kapitel.

Die deutsche Bewegung in Schleswig-Holstein.

Die Bundesexecution. — Die Novemberverfassung. — Der Tod des Königs Friedrich des Siebenten. — Proclamation des Herzogs von Schleswig-Holstein. — Neuer Beschluß der Bundesexecution. — Die preußische Occupation. — Prinz Friedrich Carl von Preußen. — Der Nationalverein und die Fortschrittspartei. — Der Schluß des zweiten Aktes. — Die Erstürmung der Düppeler Schanzen. — Die preußische Regierung und die Londoner Conferenzen. — Das allgemeine Stimmrecht. — Die dreifarbige Fahne der Freiheit und nationalen Selbstständigkeit Schleswig-Holsteins. — Die letzte Dänenschlacht.

Werfen wir nun, nachdem das schleswigsche Festland von den Dänen geräumt, und nachdem die Festung Fridericia ohne Kampf übergeben ist, einen Rückblick auf die deutsche Bewegung für die Rechte der Herzogthümer. Am 1. October 1863 wurde die Execution endlich von der Bundesversammlung beschlossen, und die Regierungen von Sachsen, Hannover, Preußen und

Oesterreich mit der Ausführung der Execution beauftragt. Sachsen und Hannover sollten die Truppen für die erste Linie stellen, Preußen und Oesterreich sollten die Reserve übernehmen, falls Dänemark den sächsischen und hannoverschen Truppen Widerstand leiste. Das Obercommando übernahm der sächsische General v. Hake. Die Execution solle, so beschloß die Bundesversammlung, nach einer Frist von drei Wochen eintreten, falls die dänische Regierung binnen dieser Frist nicht den Forderungen der Bundesversammlung nachkommen würde.

Da traten plötzlich zwei Ereignisse ein, welche der ganzen Lage der Dinge eine neue Gestalt gaben. Das eine Ereigniß war die Annahme der Novemberverfassung Seitens des Eiderparlaments in Kopenhagen. Die Novemberverfassung incorporirte Schleswig faktisch, wenn sie das Wort „Incorporation" auch nicht geradezu aussprach, und sprach allen Vereinbarungen von 1851 und 1852 sowie dem auf diese Verträge gegründeten Londoner Protocoll Hohn. Das andere Ereigniß war der Tod König Friedrich des Siebenten von Dänemark. Der König starb plötzlich an den Folgen einer Gesichtsrose, am Tage nach Annahme der Novemberverfassung. Sein Nachfolger, welcher unter dem Namen „König

Christian der Neunte“ den dänischen Thron bestieg, wurde zur Annahme der Novemberverfassung durch drohende Volksdemonstrationen in Kopenhagen gezwungen. Mit dem Tode des Königs Friedrich des Siebenten trat in den Herzogthümern, da der verstorbene König das letzte Glied des in Schleswig-Holstein erbberechtigten Mannsstammes Friedrichs des Dritten war, die Erbfolge des Hauses Augustenburg ein. Das Londoner Protocoll trat freilich dieser Erbfolge entgegen; denn nach dem Inhalt desselben sollte in Dänemark und in den Herzogthümern der sogenannte Protocollprinz Christian von Glücksburg in der Regierung folgen. Das Londoner Protocoll war — ohne Garantie — von England, Frankreich, Rußland, Preußen, Oesterreich, Schweden und Dänemark anerkannt; aber es fehlte ihm die Genehmigung der erbberechtigten Agnaten, die Zustimmung der schleswigschen und holsteinischen Stände und die Zustimmung des deutschen Bundes. Repräsentant für die Erbfolge in den Herzogthümern war der Prinz Friedrich von Augustenburg, der Sohn des Herzogs Christian von Augustenburg, welcher im Jahre 1852 seinen Ansprüchen auf die Erbfolge entsagt hatte. Derselbe erließ unterm 16. November an die Schleswig-Holsteiner folgende Proclamation:

„Schleswig-Holsteiner!“ Der letzte Fürst der dänischen Linie Eures Regentenhauses ist dahin gegangen. Kraft der alten Erbfolgeordnung unseres Landes und des oldenburgischen Hauses, kraft der Ordnungen, welche die schleswig-holsteinische Landesversammlung in dem Staatsgrundgesetz ausdrücklich bestätigt hat, kraft der von meinem Vater zu meinen Gunsten ausgestellten Verzichtsurkunde, erkläre ich hierdurch als erstgeborner Prinz der nächsten Linie des oldenburgischen Hauses, daß ich die Regierung der Herzogthümer Schleswig-Holstein antrete, und damit die Rechte und Pflichten übernehme, welche die Vorsehung meinem Hause und zunächst mir überwiesen hat. Ich weiß, daß diese Pflichten in schwerer Zeit an mich herantreten, ich weiß, daß zur Durchführung meines und Eures Rechtes mir zunächst keine andere Macht zu Gebote steht, als die Gerechtigkeit unserer Sache, die Heiligkeit alter und neuer Eide und Euere Ueberzeugung von der Festigkeit des Bandes, welches mein Geschick und das Euere vereint. Ihr habt bis jetzt Ungerechtigkeit ebenso mannhaft getragen, als Ihr mannhaft gekämpft hattet, Ungerechtigkeit abzuwehren. Für das Joch, das man Euch auflegte, gab bis jetzt ein unbestrittenes Recht den Vor-

wand, denn der König von Dänemark war zugleich Euer Herzog."

„Von jetzt an wäre die Herrschaft eines Königs von Dänemark über Euch eine Usurpation und rechtlose Gewaltthat, und unsere gemeinsame Aufgabe ist es, dieser Herrschaft ein Ende zu machen."

„Ich kann Euch jetzt nicht aufrufen, Gewalt mit Gewalt zu begegnen. Euer Land ist von fremden Truppen besetzt, Ihr habt keine Waffen. Mir liegt deshalb vor Allem ob, die Regierungen des Bundes um Schutz meines Regierungsrechtes und Eurer nationalen Rechte anzugehen. Der deutsche Bund ist niemals der legitimen Erbfolge entgegen getreten. Die Ordnung, auf welcher die Regierungen Deutschlands ruhen, ist dieselbe, auf der meine Rechte begründet sind, und die Regierungen Europa's werden der durch die Erfahrung bestätigten Wahrheit nicht widerstehen, daß ein haltbarer Zustand da nicht dauern kann, wo eine willkürliche Rechtsordnung einem Volke gegen seine geheiligten Wünsche, gegen seine von Gott gesetzte Nationalität und gegen sein uraltes Recht aufgedrängt werden soll."

„Lauenburger! Euer schönes Land, Gegengabe

für ein Land, dessen Namen ich durch meine Geburt trage, unterliegt dessen Erbfolge, soweit nicht Rechte anderer Glieder meines Hauses und ältere und begründetere Rechte deutscher Regentenhäuser daran haften. Ich gebe Euch das Versprechen, daß ich Euer nationales Recht als mein eigenes betrachte und soweit ich berufen bin, Eure Rechte und Freiheiten beschützen werde."

„Schleswig-Holsteiner! Von der Ueberzeugung durchdrungen, daß mein Recht Eure Rettung ist, gelobe ich für mich und mein Haus zu Euch zu stehen, wie ich in der Schlacht zu Euch gestanden, mich nicht zu trennen von Euch und unserem Rechte. Und so gelobe und schwöre ich gemäß dem Staatsgrundgesetze: Die Verfassung und die Gesetze der Herzogthümer Schleswig-Holstein zu beobachten und die Rechte des Volkes aufrecht zu halten. So wahr mir Gott helfe und sein heiliges Wort."

Schloß Dolzig am 16. November 1863."

„Friedrich, Herzog von Schleswig-Holstein."

In dieser neuen Gestalt gelangte die schleswig-holsteinische Sache am 28. November wieder vor die Bundesversammlung. In der Sitzung erschienen als Gesandter des Erbprinzen von Augustenburg der badische

Bundestagsgesandte Herr v. Mohl und als dänischer Gesandter für Holstein und Lauenburg Herr v. Dirckink-Holmfeldt. Die Bundesversammlung erhob den Antrag der vereinigten Ausschüsse mit einer bedeutenden Mehrheit zum Beschluß, daß die Führung der holsteinischen Stimme in der Bundesversammlung für jetzt zu suspendiren und den beiden Bewerbern um diese Stimme, dem Gesandten des Königs von Dänemark und des Prinzen von Augustenburg davon Mittheilung zu machen sei; in der Sache selbst trennten sich die Mitglieder der Bundesversammlung in zwei Parteien. Die eine Partei, welche besonders von Preußen und Oesterreich vertreten wurde, wollte die Ausführung der einmal beschlossenen Bundesexecution, die andere die Occupation Holsteins. Nachdem nun durch das Präsidium der Bundestagsversammlung die Sitzungen derselben in der nächsten Zeit verhindert und währenddem von der preußischen und österreichischen Regierung bei allen deutschen Höfen alle erdenklichen Anstrengungen gemacht wurden, um die Occupationspartei zu bekämpfen, kam die schleswig-holsteinische Angelegenheit am 7. December neuerdings vor die Bundesversammlung. In dieser Sitzung ging der preußisch-österreichische Antrag auf Execution mit einer unbedeutenden Majorität durch. Für den

Antrag stimmten Preußen, Oesterreich, Hannover, Kurhessen, Mecklenburg, die 15. 16. und 17. Curie. Mit der Bundesexecution, welche also jetzt zum zweiten Male beschlossen war, wurden die Regierungen von Preußen, Oesterreich, Sachsen und Hannover beauftragt; jeder von den vier Staaten sollte zunächst eine Brigade stellen, die sächsische und hannoversche Brigade sollte zunächst ins Lauenburgische und in Holstein einrücken, die preußische und österreichische Brigade fürs Erste in der Reserve bleiben. Am 23. Dezember rückten die sächsischen und hannoverschen Truppen in das lauenburgische und holsteinische Gebiet ein. Drei sächsische Kolonnen gingen auf Rendsburg, auf Kiel und über Altona auf Itzehoe, während die hannoverschen Truppen ihnen als Reserve folgten; die Dänen räumten, obschon die dänische Regierung erklärte, daß der Executionsbeschluß für Dänemark nicht verbindlich sei, ohne Schwertstreich und ohne Kanonenschuß das ganze Herzogthum Holstein. Vor Ende des Jahres war Holstein bis auf das Kronwerk von Rendsburg von den Bundestruppen besetzt. Die Regierung der Bundescommissäre, welche zuerst Kiel und dann Altona zu ihrem Aufenthaltsorte wählten, ist im ersten Bande geschildert worden.

Währenddem hatten die preußische und österreichische Regierung bereits am 28. December bei dem Bunde den Antrag gestellt, Dänemark solle nun zur Aufhebung der Novemberverfassung aufgefordert werden, und falls es dieser Forderung nicht nachkäme, solle auch die Occupation Schleswigs stattfinden. Am 14. Januar 1864 kam der Antrag endlich in der Bundesversammlung zur Abstimmung. Der Antrag fiel durch, da er zwölf Stimmen gegen sich hatte, und nur fünf Stimmen für ihn waren. Die fünf Stimmen bestanden aus Preußen, Oesterreich, Mecklenburg und der sechzehnten Curie. Der Antrag war jedenfalls ganz folgerichtig und praktisch. Preußen und Oesterreich hatten einmal als Mandatare des Deutschen Bundes die Vereinbarungen von 1851 und 1852 abgeschlossen. Die Vereinbarungen waren von der dänischen Regierung durch die Novemberverfassung gebrochen; weshalb also nicht Schleswig fürs Erste in Pfand nehmen, unter dem Vorwande, die Durchführung der Verträge zu erzwingen? Die Erbfolgefrage des Prinzen von Augustenburg blieb dadurch unberührt, und alle Einmischung der auswärtigen Mächte, also die Gefahr eines europäischen Krieges wurde abgewandt. Aber die Mittel- und Kleinstaaten legten, nachdem Oesterreich und Preußen, als ihr An-

trag durchgefallen war, die Erklärung abgaben, die Sache allein in die Hand nehmen und Schleswig besetzen zu wollen, falls die dänische Regierung die Novemberverfassung nicht zurücknehme, gegen diese Erklärung Protest ein. Und warum legten sie diesen Protest ein? Etwa der nationalen Sache halber? Gewiß nicht; denn die nationale Sache, die Lostrennung der Herzogthümer von Dänemark wurde durch die Durchführung der Bundesexecution gewiß nicht erreicht. Etwa um das Recht des Erbprinzen von Augustenburg zur Geltung zu bringen? Ebensowenig. Noch heute, vier Monate später, nachdem die preußische und österreichische Regierung die Erklärung abgaben, die Sache allein, ohne Bund, in die Hand nehmen zu wollen, hat das Recht des Prinzen von Augustenburg in der Bundesversammlung noch zu keiner Anerkennung gelangen können. Sie thaten es, theils um sich populär in Deutschland zu machen, theils aus Furcht, daß es mit ihrer eignen Souveränetät zu Ende gehen könne. Mit der schleswig-holsteinischen Sache ist es nur wohl denen Ernst gewesen, welche sofort für die Anerkennung des Prinzen von Augustenburg als Herzog von Schleswig-Holstein auftraten, um dadurch eine Lostrennung der Herzogthümer von Dänemark zu erzielen, ich meine

Baden, Coburg und Weimar. Die österreichische und preußische Regierung kümmerten sich indeß um die Proteste der anderen Bundesstaaten nicht im mindesten, sondern der Einmarsch der verbündeten Armee in Holstein erfolgte am 21. Januar. Die gesammte verbündete Armee erhielt einen Stand von 60,000 Mann. Von dieser bestand das österreichische Armeecorps aus etwa 23,000 Mann, nämlich aus 20 Bataillonen, 10 Escadronen, 7 Batterien, 2 Compagnien Pontonieren. Commandirender General des österreichischen Armeecorps war der Feldmarschall-Lieutenant v. Gablenz. Eine kurze Charakteristik desselben ist schon früher gegeben worden. Das preußische Armeecorps bestand aus 25 Bataillonen Infanterie, 24 Escadronen, einer Artilleriebrigade und 8 Compagnien Pionieren, während die combinirte preußische Gardeinfanteriedivision aus etwa 10,500 Mann bestand. Die letztere commandirte Generallieutenant v. d. Mülbe; der commandirende General des ganzen preußischen combinirten Armeecorps war Prinz Friedrich Carl von Preußen. Der Prinz Friedrich Carl von Preußen, Sohn des Prinzen Carl, ist geboren am 20. März 1828 und also gegenwärtig 36 Jahre alt. In Begleitung des damaligen Generals v. Wrangel wohnte er im Jahre 1848 im

ersten schleswig-holsteinischen Feldzuge den Gefechten bei Schleswig und bei Düppel bei. Im folgenden Jahre nahm er als Major im Stabe seines Oheims, des damaligen Prinzen von Preußen und jetzigen Königs Wilhelm des Ersten, an dem Feldzuge nach Baden Theil, und wurde im Gefecht bei Philippthal bei einem Angriff auf ein Bataillon des dritten badischen Infanterieregiments verwundet. Seine fernere militärische Beförderung war eine selbst bei einem preußischen Prinzen ungewöhnlich rasche; von Stufe zu Stufe stieg er schnell bis zum General der Kavallerie und Commandeur des dritten Armeecorps. Seine militärischen Anlagen werden gerühmt. 1860 ist derselbe mit einer ursprünglich nicht für die Oeffentlichkeit bestimmten Broschüre über die Fechtweise der französischen Armee auch mit günstigem Erfolge als Militärschriftsteller aufgetreten. In Preußen gilt er als Haupt der Militärpartei. Oberbefehlshaber der verbündeten Armee war der Generalfeldmarschall v. Wrangel. Seine Charakteristik ist bereits mit wenigen Strichen gegeben worden. Die dänische Armee bestand damals aus etwa 48,000 Mann, nämlich aus 45 Bataillonen Infanterie, jedes Bataillon aus 880 Mann bestehend, 15 Batterien Artillerie, jede Batterie zu 8 Kanonen und 210 Mann,

26 Escadronen Cavallerie von 169 Mann, 1 Compagnie Pontonieren, 1 Bataillon Genietruppen von 6 Compagnien zu 800 Mann, so daß von einer großen Uebermacht der verbündeten Armee über die dänischen Truppen gerade nicht die Rede sein kann.

Innerhalb dieses mit wenigen Strichen gezeichneten Rahmens hat sich die deutsche Bewegung für Schleswig-Holstein seit dem vergangenen Herbste entwickelt. Die Initiative, welche die Regierungen der Kleinstaaten in dieser Bewegung nahmen, hat sich nun, nach der Beendigung des zweiten durch Preußen und Oesterreich herbeigeführten Aktes wohl selbst so verurtheilt, daß ich mir jede Kritik ersparen kann. Die Initiative, welche einzig und allein aus particularistischen Zwecken, aus egoistischen Absichten und weil man die aufsteigende Volksbewegung fürchtete, hervorging, ist mitten in ihrer Entwicklung in der jämmerlichsten Weise stecken geblieben. Die Regierungen der Mittel- und Kleinstaaten haben die Sache Schleswig-Holsteins aus Eigensucht begonnen und aus Eigensucht und Furcht mitten im Kampfe verlassen. Ich hoffe, es ist nun wohl das letzte Mal, daß s i e die Bewegung in Deutschland führen wollen. Das deutsche Volk wird über sie und ihre Staatsmänner denn nun doch wohl endlich im Klaren sein, und die

Huldigung eines Beust auf dem Turnerfeste in Leipzig wird sich doch wohl nicht noch einmal wiederholen. Daß ich nun behaupten werde, daß die preußische und österreichische Regierung die Sache Schleswig-Holsteins aus nationaler Begeisterung in die Hand genommen haben, diese Naivetät wird mir wohl Niemand zutrauen. Sie wurden dazu theils durch das Vorgehen der Mittelstaaten getrieben, um selbst nicht allen Boden in Deutschland zu verlieren, theils fürchteten sie, die Volksbewegung könne ihnen über den Kopf wachsen, wenn sie sich nicht selbst derselben bemächtigten, theils verfolgten sie particularistische und egoistische Zwecke, wie die Regierungen der Mittelstaaten. Oesterreich suchte in dem preußischen Bündniß in Schleswig eine Stütze für den Besitz Venetiens, die preußische Regierung wurde durch den immer größer klaffenden Riß zwischen ihr und der Volksvertretung in den Kampf für den verlassenen Bruderstamm getrieben. Der Boden, den die gegenwärtige Regierung im Lande täglich mehr verlor, sollte in Schleswig-Holstein wieder gewonnen werden. Die Militärpartei in Preußen, welche die neue Militärorganisation als Devise auf ihre Fahne geschrieben hatte, brauchte den Krieg. Durch den Krieg sollte dem Volke die Reorganisation der Armee genehm gemacht

werden. Das Volk, dachte man, urtheilt ja nach dem Erfolge. Der Sieg über Dänemark wird dann der Reorganisation der Armee zugeschrieben, und die Kammer sieht sich gezwungen, nach diesem Siege der Regierung das zu bewilligen, was zu bewilligen sie sich heute weigert. In dieser Richtung hin verfolgten die Militärpartei und Herr von Bismarck dieselben Ziele. Aber mögen die Motive, welche die preußische Regierung zu dem Kriege mit Dänemark bewogen haben, nun sein, welche sie wollen, so ist doch jedenfalls dieser Krieg eine That; und eine That, welche wenigstens momentan Schleswig von der dänischen Gewaltherrschaft befreit hat. Eine energische That ist immer anzuerkennen, umsomehr, wenn sie, wie hier, die Befreiung eines Landes zur Folge hat, dessen heiligste Rechte in einer ebenso brutalen wie niederträchtigen Art und Weise mit Füßen getreten wurden. Die Regierungen der Mittelstaaten haben es ebensowenig, wie der Nationalverein und wie die Fortschrittspartei zu dieser That bringen können, theils, weil ihnen die Energie der Action mangelte, theils weil sie aus Furcht vor einer allgemeinen in Deutschland ausbrechenden Revolution die Action auch gar nicht wollten. Dem Herzog von Augustenburg und seinen Rathgebern, deren Regierung ich im

ersten Bande geschildert habe, fehlte ebenso diese Energie zur Action, wie der Fortschrittspartei und dem Nationalverein. Thatlos und nutzlos verbrachten sie kostbare Tage in Kiel, ohne zu dem Entschluß kommen zu können, die Sache Schleswig-Holsteins selbst in die Hand zu nehmen. Mit Proclamationen und Empfang von Deputationen vertreibt man ebensowenig die Dänen aus Schleswig, als wie man seine legitimen Rechte zur Geltung bringt. Ebenso große Vorwürfe, wie der Herzog und seine Rathgeber, verdienen in der schleswig-holsteinischen Sache aber der Nationalverein und die Fortschrittspartei. Von ihrem Standpunkte aus, war die Politik, welche sie in der deutschen Bewegung für die Herzogthümer beobachtet haben, eine richtige. Sie waren für den Herzog von Augustenburg, weil sich in seinem legitimen Rechte die Trennung der Herzogthümer von Dänemark verkörperte. Dieselben Motive trieben sie, seine Anerkennung von den deutschen Regierungen zu fordern, welche die Bevölkerung Schleswig-Holsteins veranlaßten, ihn mit Enthusiasmus als Herzog des Landes zwischen Elbe und Königsau zu proclamiren. Aber die Fortschrittspartei sowohl wie der Nationalverein hatten nicht die Kraft, die Sache selbst in die Hand zu nehmen, als sie einsehen mußten, daß die

deutschen Regierungen die Sache des Herzogs im Stich ließen. Sie kamen über Kammerreden, Resolutionen, Geldsammlungen und Deputationen nicht hinaus, nicht, weil sie hofften, auf diese Weise doch endlich die gewünschten Resultate zu erreichen, sondern weil sie sich vor einer revolutionären Bewegung in Deutschland fürchteten, welche in ihren letzten Consequenzen sie nothwendigerweise schließlich über Bord fegen mußte. Sie bemächtigten sich im November in Deutschland der Bewegung, schlossen alle radicalen Elemente absichtlich und grundsätzlich von derselben aus, da sie fürchteten, daß dieselben ihnen schließlich über den Kopf wachsen würden, vereinbarten sich mit den liberalen Parteien aller Schattirungen, schlossen sogar Compromisse mit Vereinen, welche reactionäre Tendenzen verfolgt hatten, und, als sie sich schließlich überzeugen mußten, daß ohne einen materiellen Druck auf die deutschen Regierungen die Sache zu keinem glücklichen Ende zu führen sei, ließen sie dieselbe mitten in ihrer Entwicklung stecken, gaben die Leitung derselben aber immer noch nicht aus der Hand. Unwissenheit war das nicht, nein, sagen wir es ganz offen, es war Egoismus und Furcht! Oder haben die Führer des Nationalvereins und der Fortschrittspartei vergessen, wie die demokratische Partei

im Jahre 1848 vorging, um die Principien der Demokratie zur Geltung zu bringen? Das Jahr 1848 liegt nicht so fern, um dies annehmen zu können. Und das Kanonenfeuer aus den Wiener Octobertagen und das Gewehrknattern von den Schlachtfeldern von Waghäusel und Rastatt und von den Dresdener Barrikaden klingt doch noch wohl in ihrer Erinnerung wieder! Oder behauptet Ihr, Ihr Fortschrittsmänner und Ihr Mitglieder des Nationalvereins, daß Ihr wirklich Etwas für Schleswig-Holstein gethan habt? Wohlan — Wahrheit muß zwischen uns sein, zwischen den Streitern der Demokratie und zwischen Euch, denn die Tage, wo Ihr noch lebend bei Eurer eignen Leichenfeier gegenwärtig seid, sind nahe — so will ich Euch denn sagen, was Ihr gethan habt. Der Tod des Königs von Dänemark setzte den Nationalverein in Bewegung. Die Ausschußmitglieder wurden am 20. November telegraphisch nach Berlin berufen. Die Kraft des Dampfes führte sie Alle nach Berlin, Alle, auch den unsterblichen Götte. Die auf- und abwiegelnde Sitzung dauerte nicht weniger als drei volle Tage. Es handelte sich um eine That — oder um den Selbstmord des Nationalvereins. Der Trieb der Selbsterhaltung macht sich ja auch sogar bei den conservativen Reactionshelden geltend,

warum also nicht auch beim Nationalverein? Der bekannte Besuch Bennigsen's und Fries' im Namen und Auftrage des Nationalvereins bei dem Herzoge von Schleswig-Holstein, welcher den Zweck hatte, ihm, wenn auch nicht „Gut und Blut" dieser Partei, doch die Organisation derselben anzubieten, gab die Grundlage der Operation. Ein Aufruf an das deutsche Volk, worin Geld, Waffen, Mannschaft gefordert wurden, war und blieb — die papierne That; denn statt praktisch und organisatorisch vorzugehn, setzte man einen Hilfsausschuß in Göttingen nieder, welcher Gelder annahm, dagegen Anmeldungen von Freiwilligen mit der Formel abspeiste: „Halten Sie Sich bereit, um auf den ersten Ruf in die reguläre Armee des Herzogs Friedrich einzutreten." Gegen Freischaarenbildungen eiferte dagegen die Presse des Nationalvereins, und Hofrath Gustav Freytag in Gotha that in der von ihm herausgegebenen lithographischen Correspondenz sein Möglichstes, um die Meinung zu verbreiten, als gäbe es ein herzogliches Kriegsministerium, welches vor lauter Organisationsarbeiten an Schlaflosigkeit zu Grunde gehen müsse. Diese Correspondenz trug zu gleicher Zeit den Charakter einer Initiative, einer centralen Leitung. Ein darin angekündigtes „militärisches Memorial" ging

auch bald in die Welt, und wanderte verdienstgemäß in den Papierkorb der Empfänger. Der Schöpfer dieses herrlichen Werkes war ebenfalls Gustav Freytag. Seine Bemühungen, vom Nationalverein hunderttausend Thaler baar oder mindestens für ebensoviel Abnahme von schleswig-holsteinischen Anleihescheinen zu erwirken, scheiterte glücklicherweise an der gesunden Vernunft des Göttinger Ausschusses. Denselben Erfolg hatte die von Freytag in Vorschlag gebrachte und in der That vom Nationalverein seinen Agenten decretirte Beschaffung von schleswig-holsteinischen Uniformen. Seine beständige Versicherung, daß der Herzog nur Geld und Monturen brauche, dagegen Gewehre nur durch die herzogliche Regierung beschafft werden könnten, erweckte bei allen denkenden Patrioten denn doch Argwohn und Widerwillen. Nun verband sich der Nationalverein mit dem Turnerausschuß. Die Verbindung brachte selbstverständlich wieder nur eine papierne That zum Vorschein. Aus der gemeinschaftlichen Sitzung ging zwar kein Aufruf „an mein Volk“, aber an „meine Turner“ hervor. Auf alle Vorschläge, aus den für Schleswig-Holstein und aus den für die deutsche Flotte eingehenden und eingegangenen Geldern Gewehre anzukaufen und in Deutschland die Bewaffnung zu orga-

nisiren, ging der Nationalverein natürlich nicht ein. Der Göttinger Ausschuß hatte also bis zu jenem unglücklichen Compromiß in Frankfurt, womit seine Thätigkeit überflüssig wurde, nur das Amt eines Cassirers. Gleichwohl hatte dieser Ausschuß noch einigen Muth zum Ankauf von Waffen und würde vielleicht auch diese Waffen bis heute beschafft haben, wenn er dieser Mühe nicht durch obiges Compromiß enthoben wäre. Einen Wehrausschuß niederzusetzen, konnte weder der Göttinger noch der Frankfurter Ausschuß bewogen werden. Der Centralausschuß hat nichts gethan, als dem Nationalverein auf diesem Wege des Geldsammelns, der Resolutionen und des unnützen Schwatzens nachzufolgen, ausdrücklich jede organisatorische Thätigkeit ablehnend. Die einzelnen Stadien dieser colossalen Unfähigkeit in der Leitung einer nationalen Bewegung aufzuzählen, wird mir der Leser wohl ersparen. Und doch erschien auf dem Abgeordnetentage am 31. December des vergangenen Jahres selbst der Beschluß, einen solchen Centralausschuß niederzusetzen, den Führern der großdeutschen Partei so revolutionär, daß der Präsident der baierischen Abgeordnetenkammer, Graf Hegnenberg, im Namen von zweiunddreißig Anwesenden dagegen protestirte und mit seinen An-

hängern den Saal verließ. So machten sie es immer, diese Gothaer; im Moment der That ließen sie immer die nationale Sache im Stich; sie hatten für sie ja nur Worte und Papier. Aber der Tag, wo sie Alle lebendig bei ihrer Leichenfeier zugegen sein werden, naht, wie gesagt, heran. Im Herbst, wenn die Blätter von den Bäumen fallen, wird der Wind über ihrem Grabe rauschen, und die demokratische Partei wird dann wieder die Führung der nationalen Sache übernehmen, wozu sie sich in den vergangenen zehn Jahren vollkommen unfähig gezeigt haben.

Die Erstürmung der Düppeler Schanzen durch die heldenmüthigen preußischen Soldaten bildet die großartige Schlußscene des zweiten und letzten Actes des Krieges in Schleswig-Holstein. Nun, es war jedenfalls ein würdiger Schluß, ein Schluß unter Kanonendonner und Siegesruf. Ein ewig grünender Lorbeer um die bestaubten Helme der tapfern Streiter und der Dank des gemeinsamen, großen deutschen Vaterlandes als ein immer blühendes Reis der Erinnerung auf die Gräber der tapfern Todten! Wird die Erlösung Schleswig-Holsteins von dänischer Knechtschaft den Denkstein auf diesen Gräbern bilden? Ich glaube es nicht. In trüber Ahnung an die kommende Zeit schreibe

ich diese letzten Zeilen meines Buches. Unzweifelhaft würde die Befreiung des verlassenen Bruderstammes das Resultat des Kampfes sein, wenn das Ministerium Bismarck auf einer freiheitlichen Basis ruhte. Herr von Bismarck hat den Krieg in Schleswig-Holstein mit diplomatischem Geschick in Scene gesetzt, auch der Sieg in den Londoner Conferenzen über alle die diplomatischen Elemente, welche sämmtlich der Sache Schleswig-Holsteins feindlich gegenüber stehen, würde ihm sicher sein, wenn, wie gesagt, seine Regierung auf einer freiheitlichen Basis ruhte und das allgemeine Stimmrecht über die nationale Unabhängigkeit und zukünftige staatliche Form der Herzogthümer als einzig möglicher Ausgang der Unterhandlungen klar und energisch gefordert und nöthigenfalls mit dem Donner der gezogenen Kanonen unterstützt würde. Statt dessen träumt man von Annerationsplänen, welche dem Wesen und dem Charakter der Bevölkerung zwischen Elbe und Königsau nicht entsprechen. Aber die Sache Schleswig-Holsteins wird trotz alledem nicht verloren sein. Oder, was meint Ihr, Ihr edlen freien Friesen, deren steife Nacken kein Dänenkönig hat beugen können, Ihr braven und zähen Angeliter, welche Ihr während der letzten zehn Jahre dänischer Gewaltherrschaft mit solcher Treue und

solcher Ausdauer bei der Sache des großen deutschen Vaterlandes verharrt habt, Ihr Männer von Hadersleben und Apenrade, welche Ihr noch in den letzten Monaten Europa gezeigt habt, daß Nordschleswig nicht dänisch geworden, sondern daß es deutsch geblieben ist, Ihr freien Dithmarsen, welche Ihr Jahrhunderte hindurch für die Freiheit und Selbständigkeit Eurer alten Republik immer siegreich gegen die Dänen fochtet, Ihr treuen Holsten, deren Ruhm im zähen Widerstande gegen die Unterdrücker Eurer nationalen Selbständigkeit weithin leuchtet über die Länder, wie der Ruhm der edlen Lombarden und der unglücklichen Venetianer, werdet Ihr nicht siegreich aus dem Kampfe mit der Diplomatie Europa's hervorgehn? Von der Elbe bis zur Königsau sagt Ihr alle Ja, Ja in der Zuversicht auf Eure Zähigkeit und auf Eure Kraft! In Euer Aller Namen protestire ich, Eurer Streiter, hier neuerdings gegen jede Einmischung der Diplomatie Europas in Euer zukünftiges Schicksal. Nur die allgemeine Stimme des Landes hat darüber zu verfügen, Niemand Anders. Ein selbständiges, unter sich verbundenes, freies Schleswig-Holstein soll und muß die einzige Devise auf der dreifarbigen Fahne Eures Landes bleiben. Gedenket Eurer Söhne, Eurer Brüder, Eurer

Väter, welche unter dieser dreifarbigen Fahne der Freiheit und Selbständigkeit Eures schönen Landes bei Kolding, bei Bau, bei Schleswig, bei Fridericia, bei Friedrichstadt und bei Idstedt, wie die Helden des Alterthums, gegen dänische Uebermacht gefochten haben; zu Tausenden ruhen sie in Eurem Lande in ihren stillen Gräbern; gedenket auch des Verraths, der Euch schon einmal nach allen Siegen gebunden und wehrlos den Dänen überliefert hat, und gedenket der Verräther! Wenn es denn nicht anders sein kann, so erheben wir diese dreifarbige Fahne der Freiheit und nationalen Selbständigkeit Schleswig-Holsteins noch einmal unter Kanonendonner und Gewehrfeuer. Dänemarks Kraft ist heute für ein Menschenalter gebrochen, auch ganz allein wollen und können wir jetzt die Sieger bleiben in der letzten Dänenschlacht.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.



STANFORD
UNIVERSITY
LIBRARIES
LELAND STANFORD JUNIOR UNIVERSITY
ORGANIZED 1891

